.G.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

+4026 298 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

80/03389

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Familiengeschichte

des

Hohenzollernschen Kaiserhauses.

Vierter Band:

Friedrich Wilhelm II.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Familiengeschichte

des

Hohenzollernschen Kaiserhauses

von

F. R. Paulig.

Vierter Band:

Friedrich Wilhelm II.

Frankfurt a. Oder,
Friedrich Paulig.
1895.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelm II.,

König von Preußen,

(1744 bis 1797).

Sein Privatleben und seine Regierung

im Lichte neuerer Forschungen

von

F. R. Paulig.

4026 248

Frankfurt a. Oder,
Friedrich Paulig.
1895.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

D. Sp. G. 876/2

Es sind das keine religiösen Redensarten, sondern für einen aufrichtigen Menschen, der kühn genug ist, sich selber im Spiegel der göttlichen Gebote anzusehen, ist es eine bittere Realität, daß es nichts mit unserer geträumten Vortrefflichkeit, unserem guten Herzen, unseren liebenswürdigen Eigenschaften ist. Sehen wir im Spiegel, wie wir wirklich sind, dann zerrinnt das alles in nichts. Entspräche unser Äußeres völlig unserem Innern, wie das im ewigen Leben der Fall sein wird, so würden wir uns gegenseitig vor unserer Häßlichkeit entsetzen. Gott sei Dank, daß wir als Christen das Herz unseres Gottes kennen, der dem Demütigen Gnade giebt, ihn wieder aufrichtet und alle seine Schuld zudeckt.

Stöcker (im „Volk" 1894. Nr. 115).

KGL. LANDES-BIBLIOTHEK ZU DÜSSELDORF

4026 298

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vorwort.

In allen Menschen prägt sich das Gesetz der Verschiedenheit aus. Jeder besitzt eine nur ihm zugehörige Originalität. Hierdurch wird seine Stellung bedingt zu der Mit- und Nachwelt. Hat er auf seine Zeitgenossen nachhaltig eingewirkt, so feiern ihn auch Überlieferung und Geschichte; ist sein Thun nur von geringen Erfolgen begleitet gewesen, so wird er, trotz seines Wertes, nur von Wenigen gewürdigt werden.

Zu den letzteren gehört der Herrscher, mit dem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen: ein viel geschmähter, aber ein rechtschaffener Fürst, ein Feldherr, der aus drei schweren Kriegen als Sieger heimkehrte, ein in seiner Regentenwirksamkeit hochherziger und gerechter Monarch, ein durch und durch deutsch gesinnter König von ritterlicher Gestalt und offenem, freundlichem Blick.

Friedrich Wilhelm II. ist von der Geschichte vernachlässigt worden. Wenn seines Vorgängers Ruhm endlos verkündet wurde, so hat für ihn kein deutscher Schriftsteller seine Feder geführt. Nicht ein einziges Spezialwerk giebt es über ihn. Segür und Cosmann, zwei Schriftchen vor fast 100 Jahren geschrieben, sind unbedeutend und unzuverlässig. Forscht man in Antiquarkatalogen, in Staats-, Militair- und Schul-Bibliotheken, in Buchläden und Büchersammlungen nach einem Werk über Friedrich Wilhelm II., so erkennt man diese, durch nichts gerechtfertigte Lücke. Man hat sich seit 100 Jahren daran gewöhnt, in allen Geschichtsbüchern ein wichtiges Kapitel fehlen zu sehen.

Wie lange soll dieser Mangel noch hingeschleppt werden? Vergrabene Schätze kommen wieder ans Tageslicht. Auch diesem Könige muß sein historisches Recht werden. Leider

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben wir auch in der Geschichte mit dem Übelstande zu rechnen, daß die liberale Betrachtungsweise ihre fertigen Werturteile so beharrlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat, daß wir uns nur schwer von dieser sich fortschleppenden Krankheit erholen können. Schon bei der Darstellung Friedrichs II. ist meinerseits auf das unwahre Geschichtsbild seiner Persönlichkeit hingewiesen worden. Die glaubenslosen Aufklärungsschreiber haben die öffentliche Meinung irre geführt. So ist es gekommen, daß man Friedrich II. nur gepriesen und seinen Nachfolger nur geschmäht hat. Es ist eine späte Gerechtigkeit, die man diesem Herrscher zuwendet, wenn man sein Gedächtnis von jenen Entstellungen zu befreien sucht, welche die Geschichtschreibung auf ihn gehäuft hat.

Das schaffende Leben unseres Volkes, sein Denken und Fühlen in Freud und Leid, Krieg und Frieden, der ganze intime Reiz, den dessen Schilderung auf uns ausübt, spiegelt sich getreu in der Geschichte des Hohenzollernschen Kaiserhauses. Soll nach dem Willen unseres Kaisers die Schule den vaterländischen Geschichtsunterricht in erster Linie pflegen, so müssen wir auch ein klares, abgerundetes Bild jedes einzelnen Herrschers besitzen. Hieran hat es bisher aber gefehlt.

Leider sind die Mitteilungen von denen, deren Vorfahren jenen Personen nahestanden, überaus schwer zu erlangen. Tausende der interessantesten Briefe und Berichte über Hofzustände liegen noch in den Familienarchiven begraben. Begleitet Gott mein Buch mit seinem Segen und bieten mir hohe Gönner aus ihrem Schatz neues Material, um das ich ehrerbietigst auch an dieser Stelle bitte, so gelangt vielleicht das Bild dieses Königs zu größerer Vollkommenheit.

Frankfurt a. Oder, im Dezember 1894.

Der Verfasser.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalts-Übersicht.

		Seite
1.	Im Elternhause Friedrich Wilhelms II.	1
2.	Prinz August Wilhelm und Fräulein von Pannwitz	11
3.	Friedrich II. und die Tänzerin Barbarina	15
4.	Am Hofe Friedrichs des Großen	26
5.	Der Tod des Vaters Friedrich Wilhelms II.	37
6.	Die Jünglingsjahre Friedrich Wilhelms II.	40
7.	Friedrich Wilhelms II. Vermählung	49
8.	Die zweite Vermählung Friedrich Wilhelms	59
9.	Geburt und Taufe Friedrich Wilhelms III.	62
10.	Friedrich Wilhelm II. und Kaiser Joseph II.	68
11.	Friedrich Wilhelm im bayer. Erbfolgekriege	72
12.	Die Hofdame Julie von Voß	76
13.	Das Lebensende Friedrichs des Großen	83
14.	Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II.	91
15.	Lippe, Holland und Mecklenburg	99
16.	Das Religionsedikt	106
17.	Graf Hertzberg und Kaiser Joseph	112
18.	Nationale Wirtschaftspolitik	124
19.	Das Heer Friedrich Wilhelms II.	136
20.	Beginn der französischen Revolution	145
21.	Erwerbung von Anspach und Bayreuth	159
22.	Die Doppelhochzeit und der neue Ehebund	162
23.	Der Krieg gegen Frankreich	167

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite
24. Ein Königsmord 177
25. Der Feldzug des Jahres 1792 194
26. Eine zweite Doppelhochzeit 199
27. Die zweite Teilung Polens 205
28. Gegen Frankreich im Jahre 1793 215
29. Der französische Krieg von 1794 224
30. Die dritte Teilung Polens 234
31. Der Baseler Friede 240
32. Die Rietz wird eine Gräfin Lichtenau 253
33. Das allgemeine Landrecht 266
34. Die Bauthätigkeit Friedrich Wilhelms 277
35. Einige Kabinettsbefehle des Königs 287
36. Geisterbeschwörungen 298
37. Johannes Christoph von Wöllner 307
38. Die Ratgeber des Königs 317
39. Die Königliche Familie 330
40. Die beiden letzten Regierungsjahre 341
41. Friedrich Wilhelms Lebensende und Tod 352
42. Die Lichtenau und das Leichenbegängnis 360

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Elternhause Friedrich Wilhelm II.

Friedrich der Große war sechs Jahre kinderlos vermählt, als er zur Regierung gelangte. Um die Thronfolge sicher zu stellen, wünschte er, daß der älteste seiner drei Brüder bald in den Ehestand träte. Er hatte ihm die Schwester seiner Gemahlin in Vorschlag gebracht, und obwohl der Prinz diese nicht liebte und kaum 20 Jahre alt war, drang Friedrich darauf, daß am 6. Januar 1742 die Vermählung stattfand.

Der Prinz von Preußen war 10 Jahre jünger als Friedrich II. und diesem in jeder Beziehung so unähnlich als möglich. Ohne die Energie seines Bruders zu besitzen, war er doch eine glänzend begabte Natur. Friedrich besaß einen kleinen, schwächlichen Körper. Sein Bruder überragte ihn um Kopfeshöhe. Jener war freigeistig, dieser gleich seinem Vater ein gläubiger Christ. Thiebault sagt von ihm: „Voller Verstand, voller Talente und dabei von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit erhöhte er den Wert der seltensten Eigenschaften noch durch seine ungemeine Bescheidenheit.“ Er war der Liebling seines Vaters, der ihn seinen anderen Söhnen vorzog. Seine äußere Erscheinung, deren männliche Schönheit den feinsten Anstand und eine angeborene Würde mit dem jugendlichen Zauber lebensfrischer Heiterkeit verband, war sehr gewinnend. Die edle und anmutige Weise, mit der er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Leben zu gestalten wußte, machte bald seine Hofhaltung in Oranienburg zu einer Stätte sittlich reiner und zugleich fröhlicher und geistvoller Geselligkeit. Das Schloß, das während der siebenundzwanzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelms I. unbewohnt war, erstand jetzt in neuem Glanz und ward nach langer Vernachlässigung auf das sorgfältigste wieder hergestellt. Fröhliche Feste und gemütvolle Geselligkeit belebten nunmehr die so lange verödeten Räume. Tausend Scherze, Verkleidungen, Konzerte und kleine Ballets wurden von der munteren Gesellschaft in bunter Reihenfolge veranstaltet, wobei die heitere Laune und dichterische Erfindungsgabe des Prinzen glänzend zur Geltung gelangten. Im Herbst reihten sich an diese Feste, die aus dem Park nun in die Säle des Schlosses verlegt wurden, noch Reitübungen und Jagden an, bei denen, wie es damals an allen Höfen Sitte war, auch die Damen mit Eifer teilnahmen.

Die schönen Tage, welche der Prinz an der Seite seiner Gemahlin auf seinem Schlosse in Oranienburg verlebte, währten nicht sehr lange. Bald rief auch ihn der zweite schlesische Krieg von neuem auf das Schlachtfeld. Die Kriege seines Bruders hatte er nie gebilligt, aber als Prinz und Soldat war er seinem Bruder Gehorsam schuldig. Nachdem im Juli 1744 die Vermählung seiner Schwester Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger gefeiert worden, ging der Prinz mit seinen drei Brüdern von Potsdam zum Heere ab.

Die kriegerischen Begebenheiten, welche den Prinzen sehr in Anspruch nahmen, mußten für seine Gemahlin die Quelle großer Unruhen und Besorgnisse sein, um so mehr, als Oranienburg und Berlin dem Kriegsschauplatze nicht sehr entfernt waren, und deren mangelhafte Befestigung und Besatzung keine Sicherheit darbot. Außerdem kam noch hinzu, daß drei ihrer Brüder sich bei dem Heere befanden und diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit ihrem Gemahl den thätigsten Anteil an den Feldzügen nahmen.

Auch der zweite schlesische Krieg endete mit einem Siege Preußens über Östreich. Am 19. September traf der Adjutant des Königs von Möllendorff in Berlin ein, um der Königin, der Königin-Mutter und der Prinzeß von Preußen die Nachricht zu überbringen, daß sich die wichtige Festung Prag ergeben habe. Diesem glücklichen Ereignis folgte bald ein anderes, welches für die Königsfamilie und das Land von gleich großer Bedeutung war. Die Prinzeß von Preußen gab am 25. September 1744 einem Sohne das Dasein, durch welchen nunmehr die Thronfolge gesichert war. Als der Prinz, der nachmalige Friedrich Wilhelm II., das Licht der Welt erblickte, befanden sich sein Vater sowie der ruhmgekrönte Oheim Friedrich II. bei der Armee im Felde. Sie konnten auch der am 11. Oktober vollzogenen Taufe nicht beiwohnen. Friedrich erhielt die Nachricht von der Geburt des Neffen im Lager von Tabor. Seine Freude ob dieser Nachkommenschaft war sichtbar auf seinem Antlitze ausgeprägt. Ueber die Taufe schrieb die Königin an ihren Bruder: „Es scheint, daß der König außerordentlich entzückt ist über die Geburt seines Neffen. Er hat einen der reizendsten und verbindlichsten Briefe an meine Schwester geschrieben. Die Königin-Mutter wird das Kind über die Taufe halten, und ich bin auch Pate. Die übrigen werden sein: unser Papa nebst Mama, sowie die Kaiserin von Rußland, der König von Frankreich und die Prinzessin von Schweden."

Der Prinz von Preußen traf erst am 14. Dezember Nachmittags 4 Uhr mit dem Könige und dem Bruder seiner Gemahlin, dem Prinzen Ferdinand, von der Armee auf dem Berliner Schlosse ein. Sie begaben sich sogleich zu der hohen Wöchnerin. Diese trug ihnen den neuen Zollernsproß entgegen, und sowohl der Vater als auch der König nahmen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Kind auf ihre Arme, herzten und küßten es. Zwei Tage darauf erschien der König wieder in dem Palais seines Bruders, hob den Prinzen aus der Wiege und hing ihm eigenhändig den Schwarzen Adler-Orden um.*)

Vier Tage darauf kehrte der König wieder zur Armee zurück. Seine Feinde ruhten auch während des Winters nicht. Aber trotzdem war man in Berlin nicht mutlos. Die Königin-Mutter unternahm sogar auf 14 Tage eine Vergnügungsreise nach Oranienburg und Rheinsberg, an der sich fast der ganze Hof beteiligte. 300 Pferde waren erforderlich zur Beförderung der Teilnehmer. Bald trafen auch vom Kriegsschauplatze Nachrichten von neuen Ruhmesthaten ein. Die Siege bei Striegau und Hohenfriedberg, bei Soor und bei Kesselsdorf gehören zu den glänzendsten Waffenthaten der preußischen Armee. Friedrich meldete der königlichen Familie nach Berlin: „Alle Soldaten, gleich meinen Brüdern haben wie die Löwen für das Vaterland gestritten und Wunder der Tapferkeit gethan."

Wie Friedrich durch diese Anerkennungen den daheim gebliebenen Fürstinnen eine Freude bereitet, so vergißt er auch seines treuen Dieners Fredersdorff nicht. „Nuhn gehet es," schreibt er ihm, „auf Meißen und der Portzellan Fabrique los, wie du es Sagest. und kömt von beyden Seiten das Unglücke unßern feinden auf den Halß, der friehde Wirt Ihnen ahngebohten und Wil mihr es nich gelingen So ist meine Sehle Unschuldig, ich thu das Wehnigste Bößes hir Was ich kan, aber eine feindliche armée im Lande ist ein Unglücke dahr Gott jeden dahrvohre Beware, meine Rückkuhnft kan ich nicht saagen, indes werde ich mit Eren die Berliehner thüren wieder sehen und bringe enweder Den friehden oder den Föligen untergank Meiner feinde Mitt,

*) Berliner Nachrichten 1744 Nr. 116. 123.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mache Du zu fihlen guhten sachen Anstald." Am 30. September hatte Friedrich bei Soor die Östreicher völlig geschlagen. „Die Schlacht war furchtbar," schrieb er seiner Mutter, „aber glorreich." In diesem Bericht schweigt der König von einem großen Verlust, der seiner Gemahlin und deren Schwester erwachsen war. Der Bruder der letzteren, Prinz Albrecht, hatte den Heldentod gefunden. Die Nachricht empfingen die beiden fürstlichen Schwestern durch ihren Bruder Ferdinand. Derselbe schrieb: „In der Blüte seiner Jahre ist unser lieber Bruder Albert durch einen Schuß in den Kopf getötet worden. Meine Thränen ob dieses Verlustes werden nicht leicht versiegen, zumal ich die Ursache bin, indem ich ihm riet, sich in diesen Dienst zu begeben. Er ist aber mit Ehre und Ruhm bedeckt gestorben. Er war uns ein würdiger Bruder, er hatte das beste Herz der Welt. Ich habe seinen teuren Leichnam zur Seite meines Zeltes gebettet und kann mich nicht davon trennen und immer möchte ich bei seinem Anblicke noch zweifeln, ob er wirklich gestorben ist. Die schmerzlichste Trennung steht mir heute bevor, wenn man die teure Leiche fortschaffen wird, um sie in dem Grabmale unserer Ahnen in Braunschweig beizusetzen. Ihr wißt, daß er es stets wünschte, dereinst dort seine Ruhestätte zu finden." In einem zweiten an seine Schwestern gerichteten Schreiben hebt Prinz Ferdinand die Rechtschaffenheit, die Tapferkeit, vor allem die christliche Gesinnung seines gefallenen Bruders hervor, hinzufügend, daß man diese Eigenschaften hier und da nicht anerkennen möchte.

Manches mochte sich ereignet haben, was eine Erkaltung der Liebe Friedrichs zu seiner Gemahlin und deren Geschwister erkennen ließ. Friedrich hatte weder seiner Gemahlin noch deren Schwester den Tod ihres Bruders Albert angezeigt. „Ist es wirklich wahr," schreibt die Königin ihrem Bruder Ferdinand, „daß der König ergriffen war über den Tod

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unseres Bruders. Er hat die Grausamkeit, weder meiner Schwester noch mir eine einzige Silbe zu schreiben. Ich bin seine Art gewöhnt, aber hier, wo einer meiner Brüder sein Leben in seinem Dienste geendet hat, ist es grausam, so zu handeln. Ich habe mir nichts vorzuwerfen und thue meine Pflicht. Der treue Gott wird helfen, daß ich dies ertrage, wie viele andere Dinge."

Sowohl die Brüder des Königs als auch dessen Gemahlin und deren Schwester hatten ihm unverhohlen zu erkennen gegeben, daß sein Eroberungskrieg des Rechtes entbehre. Die Verluste an Menschenleben, die auch für den Sieger sehr groß waren, verschärften die Gegensätze und führten zu einer Reizbarkeit innerhalb der königlichen Familie. Später schrieb die Königin: „Welches Leid muß ich jetzt ertragen, daß alles anders geworden ist. Was meine Schwester und mich anbelangt, so kommen wir nicht zur Klarheit. Wir müssen uns unterwerfen und Geduld haben und auf alles gefaßt sein, wie hart es auch sein mag."

Endlich kam der Friede am 25. Dezember 1745 zu Stande. Am 28. Mittags hielt der König von seinen Brüdern Wilhelm und Heinrich begleitet, seinen Einzug in das festlich geschmückte Berlin. Das Volk nannte ihn den Siegreichen und den Großen. Der offene Wagen war mit Blumen und Lorbeerkränzen bedeckt und konnte wegen der Menschenmenge sich nur langsam fortbewegen. Im Schlosse waren die Königin, die Prinzeß Wilhelm mit dem kleinen Thronfolger, die Königin-Mutter, sowie sämtliche Prinzen und Prinzessinnen zum Empfange versammelt. „Oben in den Königlichen Zimmern geschahe hierauf von beyder Königinnen Majestäten die allerzärtlichste und liebreichste Bewillkommnung. Gegen Abend war die Stadt illuminiert, und Ihre Majestäten und das Königliche Haus fuhren durch die vornehmsten Straßen, um die Illumination anzusehen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einige Wochen nach der Rückkehr aus dem Felde beförderte der König seinen Bruder Wilhelm wegen dessen verdienstvollen Verhaltens vor dem Feinde zum General. Der Prinz wohnte von nun ab zeitweise auf seinem Schlosse in Oranienburg und auch als Regimentschef in Berlin. Seine Gemahlin besaß an ihrer Schwester, der Königin, eine treue, zärtliche Freundin. Sie traf oft mit der Königin in Schönhausen zusammen. Die Schwestern wählten dort nicht selten ein stilles Plätzchen im Parke und beschäftigten sich daselbst mit ihren Erinnerungen an die in Braunschweig verlebte Jugendzeit oder auch mit dem Lesen eines Buches. Auch der kleine Prinz verlebte an der Seite seiner Mutter manchen Tag seiner Kindheit in dem stillen Schönhausen. Da der König seiner Gemahlin keine Teilnahme an den Festlichkeiten verstattete, welche er und die übrigen Mitglieder des Hofes veranstalteten, so sah die gekränkte Fürstin den Besuch ihrer Schwester sehr gern, und beide fanden im freundschaftlichen Verkehr Ersatz für die ihnen versagten gesellschaftlichen Freuden. Aus dieser Zurückgezogenheit wurden beide Fürstinnen alljährlich abgerufen durch die Truppenbesichtigungen, die im Mai bei Tempelhof abgehalten wurden. Hier erschienen die Königin und die Prinzeß Wilhelm mit allem fürstlichem Glanze. Dem von acht Pferden gezogenen Wagen der Königin ritten der Oberhofmeister Graf Dohna und der Feldmarschall Graf Wartensleben vorauf. In einer zweiten gleichfalls von acht Pferden gezogenen Equipage befand sich die Prinzessin von Preußen mit ihren Hofdamen und dem kleinen Prinzen. Nach den Exercitien ließ der König jedesmal die Truppen im Paradeschritt bei der Königin und der Prinzeß vorbeimarschieren. Auch die Offiziere mußten ihnen grüßend ihre Ehrfurcht bezeigen.

Wurden religiöse Feste in der königlichen Familie begangen — Einsegnungen der Prinzen und Prinzessinnen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die erste Abendmahlsfeier — dann mußte der Prinz Wilhelm den König vertreten. Friedrich fehlte bei diesen Feierlichkeiten stets. In Gemeinschaft mit seiner Gemahlin überwachte der Prinz sorgfältig die Entwicklung und Erziehung seines Sohnes.

Schon als Knabe zeigte der Thronfolger eine glänzende Begabung für alle Zweige des Wissens. Sein Vater, der sich bemühte, ihm durch Furchtlosigkeit, Wahrheitsliebe und christliche Gesinnung ein gutes Beispiel zu geben, lehrte ihn, daß das Streben nach geistiger Veredlung der Hauptzug in dem Charakter jedes Menschen sein müsse. Gleich segensreich wirkte auf ihn die fürstliche Mutter. Edel in ihrer Gesinnung und fromm in ihrem Wandel leitete sie selbst die erste Erziehung ihrer Kinder. Der Prinz redete später von seinem früh verstorbenen Vater nie anders als mit sichtbarer Rührung und kindlicher Ehrfurcht. Er beteuerte oft, daß, wenn etwas Liebenswertes in seinem Charakter sei, so verdanke er dies der gewissenhaften Erziehung seines Vaters.

Die ersten Lebensjahre brachte Friedrich Wilhelm unter der Obhut einer Gouvernante zu. Von seinem fünften Jahre an unterrichtete ihn der Professor Beguelin, der sich als ein geschickter Erzieher bewährt hatte. Er bemühte sich, den Prinzen durch Gewöhnung an Ordnung, Gehorsam und Thätigkeit zu einem tüchtigen Menschen heranzubilden. Da Beguelin Franzose war, so wurde dem Prinzen sein erstes Wissen durch die französische Sprache vermittelt. Da der Gebrauch dieser Sprache an den Höfen damals allgemein war, sah der Vater diese Unterrichtserteilung als die zweckmäßigste an. Im Jahre 1749 erlangte Büsching durch Empfehlung des Grafen Wartensleben Zutritt in dem Lehrzimmer des Prinzen. Die Wände desselben waren fast vollständig mit Bildern austapeziert. Dieselben hatten auf historische, naturwissenschaftliche, geographische und kriegswissenschaftliche Gegenstände Bezug. Sie gaben dem wiß-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begierigen Knaben stets Veranlassung zu Fragen, die Beguelin benutzte, um den Wissenskreis seines Zöglings zu erweitern. Der Prinz, welcher damals 5 Jahre und 3 Monate alt war, erhielt von Büsching das Zeugnis eines sehr begabten Schülers. Auf die Frage Büschings, ob er ihn begleiten wolle, da er nach Petersburg reise, antwortete der Prinz: „Nein, Petersburg ist für mich zu weit und zu kalt."

Nach einigen Jahren las Beguelin mit ihm die klassischen Schriften der Römer und brachte es dahin, daß er schon vor seinem 14. Lebensjahre den Vergil studierte. Als der Professor Krünitz aus Frankfurt an der Oder 1758 nach Berlin kam, ließ er den Prinzen um eine Aufzeichnung in sein Stammbuch bitten. Vor seiner Abreise ließ er sich ihm durch Herrn von Beguelin vorstellen, der junge Prinz hatte mehrere gefangene französische Offiziere bei sich, mit welchen er sich lebhaft unterhielt. Krünitz mußte ihm dann von dem Leben der Studenten in Frankfurt berichten. Er hörte ihn mit Wohlgefallen an und teilte das Gehörte den Franzosen sogleich in französischer Übersetzung mit. Dann nahm er die Feder und schrieb dem Professor folgende Stelle aus der Äneide in das Stammbuch ein:

Animo repetentem exempla meorum,
Et Pater Aeneas et Avunculus exitat Hector*)

Berolini d. 16. Maji 1758. Friedrich Wilhelm.

Erstaunt las Krünitz diese Worte und äußerte gegen Beguelin sein Befremden über die vortreffliche Auswahl und Anwendung derselben.

Zu welchen Hoffnungen berechtigte nicht dieser Prinz, der in seinem Knabenalter solche Vorsätze faßte! Auch in der Tonkunst brachte es Friedrich Wilhelm zu einer an-

*) Denk ich zurück an das Muster der Helden meines Geschlechts, O, dann spornt mich mein Vater Äneas und Hektor, mein Oheim.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erkennenswerten Fertigkeit. Er spielte zuerst die Gamba, dann das Violoncell. Seinen Lehrern bewahrte der Prinz stets eine aufrichtige Dankbarkeit. Gleich nach seinem Regierungsantritt schenkte er Herrn von Beguelin das Gut Lichtenfelde und zwar mit folgendem Handschreiben: „Mein lieber Herr von Beguelin! Ich möchte gern Ihnen so ganz zeigen, wie wert Sie mir sind und Ihnen Beweise von dem geben, was ich Ihnen als Schüler versprach. Die Schüler erfüllen leider sehr selten die Versprechungen, die sie ihren Lehrern geben. Aber dies sollte nicht sein, denn das Amt eines rechtschaffenen Lehrers ist voller Verdruß und Mühe. Ich habe für Sie das Gut Lichtenfelde gekauft. Sie haben dort einen Zufluchtsort, wenn Ihnen das Geräusch der Stadt nicht mehr behagt."

In Bezug auf seine militärische Ausbildung unterließ sein Vater nichts, den Prinzen zu einem tüchtigen Soldaten und Offizier heranzubilden. Als dereinstiger Thronfolger sollte der Prinz frühzeitig an die Erfüllung schwerer Regentenpflichten gewöhnt werden.

Friedrich II., der während seines ganzen Lebens wegen des Besitzes von Schlesien in Sorge war, hatte gehört, daß der Prinz sehr friedliebend und schüchtern sei. Man hatte dem Könige erzählt, der kleine Erzherzog (Joseph II.) hätte die Äußerung gethan, er hoffe einst von dem Prinzen wiederzugewinnen, was seine Mutter durch Friedrich verloren habe. Der König befahl, sein Neffe solle eines Nachmittags zum Kaffee auf sein Schloß kommen. Ein Dritter möge ihm beim Kaffeetrinken diese Geschichte erzählen und er wolle ihn, ohne daß es der Prinz bemerke, beobachten. Ein Diener trug dem kleinen Friedrich Wilhelm die Erzählung vor. Der Prinz nahm die Sache sehr entrüstet auf, zornig erhob er sich, so daß er hierbei die Tasse auf die Erde warf und rief: „Nein, das ist nicht wahr. Durch mich soll das Erbe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meiner Väter nicht geschmälert werden." Friedrich war hocherfreut und entließ seinen Neffen, indem er ihn reich beschenkte.*) So wuchs der Knabe heran, sich sichtbar entwickelnd als ein körperlich und geistig reich begabter Prinz.

Prinz August Wilhelm und Fräulein von Pannwitz.

Die Jugend Friedrich Wilhelms II. fällt in eine Zeit, in der Genußsucht und Sittenlosigkeit an den Höfen immer mehr zur Geltung gelangten. Spielten früher nur in Frankreich die Frauen eine Hauptrolle, so wurden jetzt Geist und Schönheit derselben das Scepter, welches auch die deutschen Höfe beherrschte. Es war ein Kultus des gesellschaftlichen Einflusses der Frauen. Die Angelegenheiten der Herzen wurden fast mit derselben Wichtigkeit behandelt wie die politischen von Krieg und Frieden. An allen Höfen gab es weibliche Intriguen, und die Lebensgeschichten fast aller der geistreichen und schönen Frauen jener Zeit sind voll dramatischen Reizes — sie haben alle viel geliebt — oft steigert sich derselbe bis zur Tragödie.

Auch der sonst rechtschaffene Vater Friedrich Wilhelms II. wurde in eine Liebesgeschichte verwickelt, die für sein Familienleben, vor allem aber auf die Entwicklung seines Sohnes, des Thronfolgers, von großem Nachteil geworden ist. „Der Prinz von Preußen," erzählt die Gräfin Voß, geb. von Pannwitz, „war oft in Monbijou bei seiner Mutter, die ihn besonders liebte. Ehe ich noch ahnen konnte, daß er mich nur beachtete, hatte er eine Leidenschaft für mich gefaßt, die für sein und mein ganzes Leben ein großes Unglück geworden

*) Cosmann, Leben und Thaten Friedrich Wilhelms II. S. 7.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist. Diese Neigung ist nicht rasch vergangen wie sie gekommen war: nur zu treu und standhaft hat er sie mir bewahrt bis zuletzt. Fünf Jahre lebte ich mit ihm am Hofe und ich habe alles gethan, um diese Leidenschaft zu bekämpfen und ihn davon zu heilen. Aber mein Widerstand war umsonst. Nichts hat die Treue seines Gefühls erschüttert. Anstatt ruhiger zu werden, wurde er immer unglücklicher. Anfangs verbarg er sein Gefühl, aber bald gab er dieses auf und machte mir das Geständnis seiner Liebe. Ich war außer mir und vertraute mich Fräulein von Kalkstein an, die mir dringend riet, dem Prinzen mit Festigkeit zu erklären: er müsse aufhören, mir Ähnliches zu sagen, da er mich durch seine Neigung nur in's Unglück bringe. So lange die gute Kalkstein am Hofe war, habe ich ihr gefolgt, aber als sie fort war, hatte ich niemand in den bangen Augenblicken, in die mich die Aufmerksamkeiten des Prinzen, seine Eifersucht ebenso wie sein Kummer versetzten. Er war von schöner Gestalt, auch sein Gesicht war schön, fein und geistvoll, dabei war er voller Sanftmut für mich und der rührendsten Aufmerksamkeiten. War es nicht natürlich, daß ich ihm wohl wollte, und nachdem ich lange widerstanden, endlich diese Empfindung mehr Macht über mich gewann? Ich wollte mich durchaus von seinem Einfluß über mich befreien, tagelang verbannte ich mich in mein Zimmer. Ich vermied, ja ich floh seine Nähe. Ich begegnete ihm nie anders als mit Härte und suchte ihn gegen mich zu erzürnen. Endlich habe ich ihn mit Thränen gebeten, mich aufzugeben, — es war alles umsonst. Er hat nie aufgehört mich zu lieben bis an seinen Tod. Im Sommer 1746 ging die Königin-Mutter nach Rheinsberg. Der Prinz folgte mir auch dorthin. Er war überall derselbe. Jeder Morgen brachte mir ein Briefchen von ihm, nichts konnte seine Liebe zerstreuen, die ihn beherrschte und unglücklich machte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dennoch habe ich nie die Gebote der strengsten Sittsamkeit verletzt. Ich konnte es damals nicht über's Herz bringen (war sehr unrecht), den Hof zu verlassen, wo meine Stellung eine so angenehme war. Ach, die unselige Leidenschaft des Prinzen (sie hält sich für ganz schuldlos) hat mein ganzes Leben verdorben und hat es mit Kummer erfüllt. — Um jene Zeit kam Graf Neipperg nach Berlin, faßte eine Neigung für mich und hielt um mich an. Er war nicht schön, aber er war liebenswürdig. Ich gab ihm mein Jawort, weil ich durch diese Heirat hoffte, von meiner Liebe zu genesen. Aber der Prinz wußte es beim Könige dahin zu bringen, daß dieser seine Einwilligung zu dieser Ehe versagte. Der Graf verließ Berlin, aber er fuhr fort, mir zu schreiben. Doch es war gut, daß diese Ehe, die mir lange drohte, von mir abgewandt wurde, denn Neipperg brachte sein Vermögen durch und hat seine Frau nicht glücklich gemacht. Sie starb bald und er heiratete wieder. — Die letzten Jahre 1749 und 1750 die ich noch an Hof zubrachte, vergingen in derselben Weise. Im Winter und Sommer wohnte die Königin-Witwe in Monbijou und ging von dort aus bald nach Potsdam, bald nach Charlottenburg oder zum Prinzen nach Oranienburg. Darauf kam ein Fürst Lobkowitz nach Berlin, welcher eine Leidenschaft zu mir faßte und um mich anhielt. Aber er war so bigott, daß die Verschiedenheit der Religion zwischen ihm und mir ihm als ein unübersteigliches Hindernis erschien. Auf meine Bitte ward unsere Verlobung wieder aufgehoben. — Mein Vetter, der als Gesandter von Dresden nach Berlin versetzt wurde, bezeigte mir viel Aufmerksamkeiten. Er hielt um meine Hand an. Meine Lage an Hof war eine sehr schwierige. Der Prinz bat mich, ihn nicht zu verlassen. Er wiederholte seine Anträge, die täglichen Nöte, die diese unglückliche Sache mir verursachte, zwangen mich, einen Entschluß zu fassen. (Jetzt erst?) Der einzige Ausweg, der sich mir bot,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war die Heirat mit meinem Vetter. Ich schwankte lange. Soll ich verhehlen, daß ich keine Neigung für meinen Vetter hatte? Aber er wußte ja dies alles und war damit zufrieden. Diese Zeit meines Lebens war furchtbar. Der Gedanke, den Hof und den Prinzen für immer zu verlassen, war mir ein Kummer, als ob ich sterben sollte. Am 11. März 1751 wurde meine Vermählung am Hofe vollzogen. Dieser Tag war einer der entsetzlichsten, die ich erlebt habe. Mit tiefstem Weh schied ich von dem Hof, an dem ich so glücklich gewesen war. Meine Hochzeit war genau wie alle, die an Hof gefeiert wurden. Man hatte eine Unmasse Menschen eingeladen und Alles ging äußerst rauschend zu, so daß ich nicht zur Besinnung kam. Der Prinz war in Verzweiflung. Aber er wohnte dennoch der Trauung bei. Während derselben stürzte er ohnmächtig zu Boden und mußte fortgetragen werden. Tags darauf reiste mein Mann mit mir von Berlin ab."

Die Gräfin Voß sah den Prinzen nie wieder. Sein Andenken bewahrte sie treu in ihrem Herzen. Ihren Sohn nannte sie nach ihm „August Wilhelm." Thiebault erzählt, der Prinz habe die Absicht gehabt, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, um ihr seine Hand anzubieten, aber der König habe sich dem widersetzt. Thatsache ist, daß der Prinz von nun ab keine Annäherung zu Frau von Voß gesucht hat, sondern eine solche vermied. Daß seine Ehe keine herzliche war, sehe ich für feststehend an. Die Schuld scheint mir nicht auf seiner, sondern auf Seite seiner Gemahlin zu liegen. Die Gräfin Voß trifft der Vorwurf, sieben Jahre lang ein Verhältnis unterhalten zu haben, welches ihr und der prinzlichen Familie viel Herzeleid bereitete und sie als ein unerlaubtes und auch aussichtsloses anzusehen verpflichtet war. Der nach wenigen Jahren erfolgte Tod des Prinzen sprach das letzte Wort in dieser unglücklichen Jugendliebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich II. und die Tänzerin Barbarina.

In derselben Zeit, in der Fräulein von Pannwitz so gern die Huldigungen eines Zollernfürsten entgegennahm, unterhielt Friedrich II. ein Liebesverhältnis, das wohl auch ihm einen „süßen Schmerz" bereitet hat. Der Liebe Schmerz ist süß. Bitter wird er nur durch Verschmähung, und die hat der mächtige Mann nie erfahren. Die Welt hätte ihn nicht so bewundert, wenn er nicht auch den Schmerz der Seele gekannt hätte, der selbst dem Glücklichsten nicht erspart wird. Das Erdenweh der Unvollkommenheit, die Schranke des Gedankenfluges, die Beschämung der Sünde, die Sehnsucht nach unbekanntem Glück, das Verlangen nach Ruhm und Unsterblichkeit haben ihn beunruhigt, wie wenige Sterbliche, und es war nicht ganz eine falsche Maske, wenn er sich als einen Unglücklichen darstellte. Aber auch die Liebe vermochte es nicht, ihn glücklicher zu machen, weil er selbst ihr den Nimbus der Heiligkeit entriß, der ihre Zaubermacht bedingt.

Friedrich hatte das Opernhaus erbauen lassen. Die schönen Künste sollten sich in Berlin zu höchster Blüte entfalten. Friedrich entdeckte Graun. Was wäre Graun ohne Friedrich? Für jeden Flötenbläser bekam Graun 100 Dukaten. Sein Jahrgehalt betrug 2000 Thaler und für seine Musikstücke erhielt er außerdem noch einen Ehrensold. Die königliche Kapelle war vollzählig. Aber für das Ballet fehlte die vorzügliche Kraft. Bielfeld behauptete, in London die erste Tänzerin der Welt gesehen zu haben. Er schrieb von dort an Friedrich: „Das Schauspiel steht hier auf der Höhe. Wir haben eine Tänzerin, die an Schönheit eine Venus ist. Es ist die Italienerin Barbarina. Ich schweige über ihre Vorzüge. Wer könnte sie schildern? Ich hüte mich, mich ihr zu nähern, denn ich fühle, sie könnte meinem Herzen gefährlich werden."

Die Barbarina war von London abgereist. Friedrich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

streckt in Eile seine Fühlhörner nach drei Richtungen aus: nach Paris, London und Venedig. Seine Gesandten waren erstaunt, sich um eine Tänzerin bemühen zu sollen. Was war ihnen eine Tänzerin? Ein Schmetterling, eine Null in der Schöpfung, ein Naturwissenschafskopf. Die Diplomaten fühlten sich angehöhnt. Graf Caetani, des Königs Resident bei der Republik Venedig, bestätigte Bielfelds Angaben. Die Barbarina lebe in Venedig, sie sei in ganz Italien ebenso bekannt, wie der Landesherr und wo sie erscheine, werde sie mit Enthusiasmus empfangen. Dies meldete Caetani dem König im Herbst 1743 und fügte hinzu, daß er mit der Barbarina flüchtig in Verhandlung getreten und annehme, daß sie nicht abgeneigt sei, dem Könige zu dienen. Man sprach auch in Italien viel von Friedrich, mehr aber noch von seinem neuen Opernhause, das er selbst einen „Zauberpallast" genannt. Sofort nach Eingang dieses Schreibens erhielt Caetani den Befehl, die Künstlerin für Berlin zu engagieren. Die Barbarina unterschrieb den Vertrag und dieser wanderte dann von Venedig zurück nach Berlin, damit der König ihn unterzeichne. Es dauerte damals lange, ehe das Schriftstück in des Königs Händen war und wieder in Venedig anlangte.

Caetani hoffte, die schöne Barbarina werde sogleich abreisen. Aber sie blieb. Er fuhr zu ihr, und fand sie in der Unterhaltung eines jungen Herrn, der ihr mit Innigkeit einen Kuß auf ihre schönen Lippen drückte. Er machte dem zärtlichen jungen Paar ernstlich bemerkbar, der König verlange, daß die Barbarina unverzüglich abreise.

Die Barbarina faßte sich schnell. Sie stellte ihren Freund als den schottischen Lord Stuart-Mackenzie vor, hinzufügend, sie liebe den Lord, er sie, und wenn sie je noch einmal tanzen würde, so könnte das nur auf ihrer Hochzeit sein. Sie sei im Begriff, mit ihm über Paris nach Schottland zu reisen, um dort ihr Heim zu gründen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Caetani war entrüstet, daß die Barbarina nicht die herrlichen Gestade der Spree und Panke sehen wolle. Er empfahl sich ohne Handkuß, ihr bemerkend: „Signora werden sehen, daß Se. Majestät nicht mit sich scherzen läßt.“

Als Friedrich Caetanis Bericht empfing, schrieb er sogleich eigenhändig an Graf Dohna, seinen Gesandten in Wien, er solle den dortigen italienischen Gesandten veranlassen, ihm die Barbarina auszuliefern. Der Gesandte war entrüstet. Was ging ihn die Barbarina an? Die Republik antwortete, der Preußenkönig habe ihr nichts zu befehlen, sie habe anderes zu thun, als sich mit einer Tänzerin zu befassen. Friedrich wußte sich zu helfen. Der venetianische Gesandte Capella befand sich auf einer Reise von London über Hamburg nach Italien und mußte Preußen passieren. Friedrich ließ ihn festnehmen. Die Gesandten und Höfe von London, Paris und Wien erklärten, der Wohlanständigkeit wäre geradezu ins Gesicht geschlagen, aber Dohna bat, man möge die Republik Venedig ersuchen, dem König sein Recht werden zu lassen. Friedrich sei unbeugsam, das hätte Östreich erfahren. Bald trat eine Wendung der Dinge ein. Der Senat von Venedig hing seinen Stolz an den Nagel. Er verhaftete die Barbarina und berichtete, der schöne Paradiesvogel stehe zur Verfügung. Eigenhändig schrieb Friedrich an Dohna in Wien, er habe sich mit dem venetianischen Gesandten darüber zu beraten, wie die „widerspenstige Kreatur“ nach Berlin zu bringen sei. Durch Drohungen und Gewalt brachte es Friedrich dahin, daß die Republik sich willig zeigte, die Barbarina unter militärischer Bedeckung bis zur Grenze zu befördern. Auch hiermit war Friedrich nicht zufrieden. Am 4. April 1744 befahl er Dohna: „Ich verlange, daß der Senat die Tänzerin durch Personen, welche für sie haften, nach Wien schaffe.“

Dohna, der unmöglich selbst an die Grenze eilen konnte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geriet fast in Verzweiflung. Es mußte ein Mann gefunden werden, der italienisch, französisch und deutsch sprach, und der zur Erledigung dieser in der Welt noch nicht dagewesenen Mission befähigt war. Sein Haushofmeister, der nach seiner Schreibkunst ein Haushofknecht war, empfing den Auftrag. Neben den poetischen Namen Caetani, Contarini, Capello und Campanini tritt nun in dem Dohnaschen Hofmeister eine neue originelle Figur in Wirksamkeit. Er hieß Mayer. Dafür konnte er nicht. Er war mit dem General von Wurmb ganz Europa durchreist und sprach sein Englisch, Französisch und Italienisch mit märkischem Accent. Er war ein großer Kerl, ein „Leichnam von sieben Ehlen", wie sie Friedrich Wilhelm I. suchte, der sich vor niemand fürchtete. Diesem Mann verdankt Friedrich seine Barbarina.

Mayer begab sich mit fünfzig Dukaten Reisegeld an die italienische Grenze. In Venedig hatte man die sich sträubende Barbarina in eine festverschlossene Kutsche gesetzt, um sie durch Eskorte wohlbewacht außer Landes zu bringen. Nach mehreren Tagen stieß Mayer auf die ihm beschriebene Karawane. Mayer zeigte seine Beglaubigung vor, übernahm die Gefangene und war jetzt so viel, wie die Ritterschaft, die bisher neben der Kutsche hergetrabt war. Barbarina weinte. Viele Meilen war sie nun von ihrem schönen Venedig fort. Als Gefangene schleppte man sie in ein fernes Land, wo keine lachenden Thäler, keine Berge sind, keine Reben wachsen, keine Citronen blühen, dorthin, wo kalt und kühl die Menschen wie das Klima sind. Bis hierher hatte der Lord Mackenzie mit mehreren Dienern aus einiger Entfernung seine Geliebte begleitet. Er bat Mayer, ihm eine Unterredung mit ihr zu gestatten. Mayer schlug es ihm barsch ab. Der unglückliche Lord wollte sich fesseln lassen, damit nichts geschehe. Er versprach ein fürstliches Trinkgeld für eine Unterredung. Mayer blieb unerbittlich. Bergauf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bergab trabte man weiter. Endlich wurden die Türme Wiens sichtbar. Mayer freute sich, bald seinen Herrn wiederzusehen. Es kam anders. Mackenzie war ihm vorausgeeilt und hatte Dohna flehentlich gebeten, die Barbarina in Wien sprechen zu dürfen. Dohna hatte die Landstraße bewachen lassen, und als Mayer in Sicht war, erging an diesen der Befehl, Wien nicht zu berühren, sondern über Preßburg nach Ratibor zu fahren. Mackenzie bat Dohna um Pässe nach Berlin, er wolle sich dem Könige zu Füßen werfen, um seine Barbarina freizubekommen. Er folgte seiner Geliebten nach Berlin und bot hunderttausend Thaler zur Sicherheit, daß er sie nicht entführen wolle. Seine Bemühungen um Freilassung der Geliebten blieben erfolglos. Ergreifend ist das Schreiben, welches der Lord an den König richtete. Er fleht den König an, sein Lebensglück nicht zu vernichten. Es datiert vom 9. Mai 1744 und ist noch heute im Archiv vorhanden. Von des Königs eigener Hand befindet sich darauf der Bescheid: „Reponatur.“ Es wurde nie beantwortet. Friedrich hatte die bildschöne Tänzerin inzwischen gesehen und sie sollte sich ihm ergeben. Weder der Seelenschmerz des jungen Lords noch die Rücksicht auf die Gerechtigkeit vermochten sein hartes Herz zu erweichen. Mackenzie war ein durchaus edler Charakter. Durch seine bis in die höchsten Kreise führenden Verbindungen erfuhr er sehr bald, daß die Barbarina des Königs Geliebte sein solle. Das war die mächtigste Gegnerschaft, der er bald weichen mußte. Unter den Qualen der Eifersucht versuchte er alles, seine geliebte Barbarina noch einmal zu sprechen. Alles vergeblich. Boshaft und geschickt ließ Friedrich sie bewachen. Der Lord verschwand plötzlich und geheimnisvoll aus Berlin. Eine gewaltsame Entfernung und zwar auf persönlichen Antrieb Friedrichs ist sicher ausgeführt worden. Wahrscheinlich fürchtete der Lord um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein Leben. Drei vergilbte Schriftstücke sind es, welche, vor hundertfünfzig Jahren geschrieben, sich noch heute im Kabinettsarchiv befinden und uns Kunde geben von dem Sonnenuntergang der aufrichtigen, rührenden Liebe des untröstlichen Lords. Keiner derselben gelangte in die Hände Barbarinas. Friedrich ließ sie abfangen und behielt sie für sich. Aus den Briefen spricht ein kindliches Gemüt, eine Wehmut, die uns ergreift, vor allem eine gläubige, fromme Gesinnung, so daß wir den Lord lieb gewinnen. „Wie sind wir nun so weit entfernt! Ich bin allein, ohne Dich. Mein Herz bricht, könnte ich Dich nur eine Viertelstunde sehen. Mein Trost ist, Dein liebes Bild zu küssen. O Gott! wo bin ich? Warum mußte er dies noch allen unseren Leiden hinzufügen! Wieviel haben wir erduldet? O, meine liebe Babby, denke oft an die vielen Ratschläge, die ich Dir gegeben. Jetzt schiffe ich mich nach England ein. Fünfhundert Meilen trennen uns. Wenn der Abend kommt, so denke an mich. Möge unseres Gottes Segen auf Dir ruhen. Du hast einen Einblick, wem Du unterworfen bist. Ich flehe Dich an, fliehe jedem Unrecht. Ich bitte Gott stündlich, Dich bald wiederzusehen und daß er Dir Kraft verleihen möge, allen Versuchungen zu widerstehen. Leb wohl, meine teuerste, süße Babby."

Ebenso herzlos, wie sich Friedrich dem Lord und der Barbarina gegenüber benahm, bezeigte er sich auch dem Hofmeister Mayer. Letzterer hatte Strapazen, Gefahren und viele schlaflose Nächte auf der Reise erduldet. Als ein treuer, unbestechlicher Diener schlug er die ihm angebotenen zehntausend Thaler aus. Dohna verwandte sich für ihn beim König. Mayer hoffte ein wohlverdientes Geschenk zu erhalten. Aber Friedrich schrieb auf sein Gesuch: „Kriecht nichz, hatt nur seihne Verfluchte schuldigkeid getan."

Friedrich befahl, daß die Barbarina am 13. Mai zum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersten Mal im Schloßtheater vor ihm und dem Hofe tanzen solle. Man hatte ihr in Paris, in London, in Venedig, in Rom Huldigungen dargebracht, sie war fein gebildet und sprach englisch, französisch und italienisch; sie fürchtete sich nicht vor dem König. Ganz Berlin sprach von der Barbarina. Sie wußte, daß sie den König besiegen würde. Der ganze Hof war hingerissen von der bezaubernden Lieblichkeit ihres Wesens, ihrer Schönheit, ihrer Jugend. Sie wurde mit Beifall überschüttet. Der König war entzückt und verliebt in sie. Die Zeit war noch nicht da, in der Friedrich das unphilosophische Wort sprach: „seine Freiheit einem Weibe zu opfern, sei unphilosophisch."

Die Liebe beherrschte ihn bald vollends. Bald war er ihr Gefangener. Er nannte sie seine Barbarina, er besang ihre schönen Augen und machte Verse auf sie. Zahlreich waren die Liebesbriefe und Juwelen, welche sie von Friedrich empfing. Der Historiker Zimmermann, Friedrichs Zeitgenosse, schreibt: „Der König wollte absichtlich zu verstehen geben, daß er noch immer schöne Frauen liebe. Er verlangte, daß man seinen Umgang mit der Barbarina nicht verheimliche. Sie gehört mithin in die Geschichte der Hohenzollern." Allerdings.

Im Umgang mit seiner Barbarina sah Friedrich nur einen blauen, wolkenlosen Himmel über sich. Was seine Gemahlin, seine Geschwister, sein Volk hierüber dachten und sprachen, das kümmerte den Philosophen nicht. Nach Beendigung ihres Kontrakts unterbreitete er der Tänzerin am 1. März 1745 einen neuen Vertrag, indem er ihr eine jährliche Gage von siebentausend Thalern auf drei Jahre zusicherte. Sie nahm den Vertrag mit der Vorschrift an, daß sie während dieser Zeit keine Ehe eingehen dürfe. Sie sollte auch ferner ganz sein eigen sein. Man sagt, er habe sie auch 1746 nach dem Bade Pyrmont mitgenommen. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Barbarina stand jetzt auf dem Zenit ihres Ruhmes. Es konnte dem Monarchen nicht entgehen, daß er mit all seinen Gaben die Liebe der Barbarina nicht gewinnen könne. Sie hatte sich ihm hingegeben, aber ihn darüber nicht im Zweifel gelassen, daß er ihr im höchsten Grade unsympatisch sei. Das ärgerte den König. Sein Zorn, seine Macht, seine Geschenke konnten hierin nichts ändern. In einem 1785 zu Amsterdam erschienenen Buche über Friedrich II. heißt es: „Bei seinem Geiz ist es unbegreiflich, daß er seiner Tänzerin zweiunddreißigtausend Livres Besoldung gab, aber man muß in Betracht ziehen, daß er sehr häßlich war, und daß er nicht tanzte. Die Barbarina erhielt mehr als drei seiner Staatsminister zusammen.“ Friedrich wurde nicht müde, die schöne Barbarina zu beschenken und sie in allen möglichen Stellungen malen zu lassen. In seinen Zimmern, in allen Schlössern hing ihr Bild. Als er sich aber immer mehr überzeugte, daß seine kleine unschöne Persönlichkeit und sein unlöblicher Charakter keine Gegenliebe bei ihr finde, gab er ihr seinen Grimm zu erkennen. Die Liebe erscheint nicht auf Befehl. Das mußte auch der mächtige Friedrich lernen. Barbarina verließ 1748 Berlin. Die schönen Tage für sie waren dahin, aber auch für den König. Gern hätte sie Friedrich behalten. Hätte sie es gewünscht, so wäre ihr Kontrakt wohl noch unter günstigeren Bedingungen verlängert worden. Aber sie wollte nicht. Es widerstrebte ihrem Gefühl, daß Friedrich von ihr die kontraktliche Zusicherung verlangte, sie dürfe sich nicht verheiraten. Friedrich wollte niemanden über sich dulden. Er beschloß sie zu züchtigen. Da sie aber schnell die Grenzen seines Landes überschritten hatte, vermochte er seinem Zorn nur dadurch Ausdruck zu geben, daß er ihr Portrait auf die Retirade hing. Dort blieben ihre Bilder auf seinem Befehl bis nach dem siebenjährigen Kriege. Der große Friedrich zeigte sich oft sehr klein. Wie oft mag er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl vor ihrem herrlichen Bilde in seinem Arbeitszimmer gestanden haben! „Schöner Vogel, komm doch wieder, doch der Vogel kam nicht mehr.“ Im Berliner Schlosse traf man ihre Bilder in drei Zimmern an. Im Charlottenburger Schloß hing sie im Empfangssaal. Aber in sämtlichen Schlössern zu Potsdam lebt die Barbarina noch mehr im Bilde fort als in Berlin. In Sanssouci finden wir sie bald als Venus, bald als Diana, bald als Nymphe, bald als Genius so reizend dargestellt, daß wir kaum fortfinden. Friedrich Wilhelm II., der als Kind öfter in Sanssouci war, soll seinen Oheim gefragt haben, weshalb er gerade die Barbarina in allen Zimmern wiederfinde, während er nach dem Bilde seiner Mama darin vergeblich suche. Auch in der Gemäldegalerie zu Dresden hat die Barbarina noch heute einen Platz. Ihr Bild führt die Nummer 24.

Jahre vergingen, die Barbarina hatte man nicht vergessen. Plötzlich verlautbarte, sie sei wieder in Berlin und werde sich mit dem Sohn des berühmten Großkanzler von Cocceji vermählen. Dem König war ihre Rückkunft peinlich. Aber sie war frei, hübsch, reich, jung und niemandem verpflichtet. Friedrich suchte der Verbindung entgegenzutreten. An Cocceji, der schon Geheimrat war, schrieb er: „Sie werden meinen ganzen Unwillen auf sich laden, wenn Sie sich an diese Person binden.“ Graf Hacke erhält den Befehl, Cocceji zu arretieren, aber so, daß „derselbe nicht echappieren oder einigen Connex mit der verführerischen Kreatur haben kann.“ Er will, daß Cocceji so lange interniert bleibe, bis die Barbarina „die Lande quittiert habe.“ Mit Gewalt hatte sie Friedrich nach Berlin, mit Gewalt wollte er sie aus Berlin fortschaffen lassen. Er, der von sich schreibt: „Ich habe immer nach der Ehre gehandelt,“ und der nie durch „Bagatellen“ belästigt sein wollte, kümmerte sich um die geringsten Vorgänge, wenn sie seinen Zorn betrafen. Er schärft Hacke ein, mit Vorsicht zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Werke zu gehen. Damit Cocceji nicht entfliehe, schreibt er eigenhändig an den Festungskommandanten von Altlandsberg, „den Arrestanten in eine verschlossene Kammer zu setzen und den Mund zu halten. Ihr habt Euch hiernach genau zu richten.“ Zwei Jahre lang hörte man nichts von Cocceji. Die Barbarina, die reich geworden und ein großes Haus unterhält, erscheint wieder in Berlin und nennt sich Frau von Cocceji. Friedrich gerät in Wut. Aufs neue bricht das Wetter los. Er befiehlt seinem „geheimbten Rath“ Uhden, zu ermitteln, mit welchem Recht sich die Kreatur so nenne, und sie zu verhaften. Sofort schrieb die Barbarina eigenhändig an ihren ehemaligen königlichen Liebhaber. Mit welchen Empfindungen mag Friedrich am 16. November 1751 die ihm so wohl bekannte Handschrift gelesen haben? Ob er sich geschämt hat? Barbarina war eine geistreiche, kluge Dame. Die todwunde Stelle seines Herzens hat sie ihm gewiß gezeigt. Es blieb dabei, sie war kirchlich und mithin gesetzmäßig getraut. Cocceji sowohl als Barbarina waren katholisch. Ein katholischer Pfarrer hatte die Trauung vollzogen. Friedrich wollte die Geistlichkeit streng bestraft wissen. Als man ihm nahelegte, der Geistliche sei durch einen Eid gebunden nichts auszusagen, befiehlt er Uhden, „die zur Zeit gehaltenen Domestiquen des Cocceji zu erforschen.“ Alles mißlingt.

Cocceji blieb im Amte, ob um seines Vaters willen oder durch anderen Einfluß, ist nicht aufgeklärt. Nach Barbarinas Vermählung geriet das Ballett in Verfall. Friedrich besuchte das Theater seltener. Der „Teutsche Merkur“ berichtet: „Im Parterre saßen nur Soldaten. Eintrittsgeld erhob man nicht, da das Theater nur für den Hof erbaut war. Unmittelbar hinter dem Souffleurkasten saß der König, um der Musik und den Darstellern ganz nahe zu sein. Unter seinem Platze befand sich ein Ofen, damit seine Füße

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

warm blieben. In eine Loge ging er nie. Die Prinzen durften es der Etiquette wegen nicht. Seitdem er die Oper nicht mehr besuchte, wagten es die Prinzen und der Hof, die Mittellogen des ersten Ranges in Besitz zu nehmen."

Sanssouci machte den Eindruck, als ob es unbewohnt wäre. Mit den Jahren wurde es immer einsamer daselbst. Auch der jugendliche Thronfolger verhehlte seinem Vater nicht, daß es ihm scheine, er werde von seinem Oheim nicht gern gesehen. Verstimmt und freudlos saß der König da und schwieg vor sich hin. Er gedachte früherer, seliger Zeiten. Barbarina überlebte ihn um dreizehn Jahre. Ihr Gemahl starb als Regierungs-Präsident in Glogau lange vor Friedrichs Tode. Barbarina widmete sich ganz der Frömmigkeit. Zu Barschau im Kreise Glogau gründete sie ein adeliges Fräuleinstift, in welchem neun katholische und neun evangelische adelige Fräuleins unter einer Äbtissin noch jetzt unterhalten werden. Sie besaß die drei Rittergüter Barschau, Polach und Porschütz bei Glogau. Da sie kinderlos blieb verwandte sie ihr Vermögen nur zu wohlthätigen Zwecken. Friedrich Wilhelm II., der wohl wußte, wie schweres Herzeleid ihr der König zugefügt, hielt sie hoch in Ehren. Am 6. November 1789 erhob er „die verwitwete Freifrau von Cocceji, geborene Campanini, in Anerkennung ihrer Verdienste und unantastbaren Frömmigkeit unter dem Namen Gräfin von Campanini in den preußischen Grafenstand." Barbarina starb am 7. Juni 1799 zu Barschau in ihrem frommen Beruf als Äbtissin. In der Pfarrkirche daselbst ruht sie von ihrer Arbeit. Was an ihr edel und hochherzig gewesen, was sie für das Reich unseres Gottes gelebt und gearbeitet, wird unvergänglich fortleben. Für den viel geschmähten Friedrich Wilhelm II. ist aber auch sie ein Denkmal seiner Gerechtigkeit, Einsicht und Dankbarkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am Hofe Friedrichs des Großen.

Der Wirkungskreis des Vaters Friedrich Wilhelms II. war bei der Herrschsucht des Königs ein sehr eingeschränkter. Friedrich gestattete seinem Bruder keine Einwirkung auf die Politik. Aber wenn auch der Letztere auf die Leitung des Staates keinerlei Einfluß besaß und auch nicht zu besitzen bemüht war, so erkennt man doch aus manchen Dingen, daß er in der Stille diese Gebiete zu beobachten verstand und eine eingehende Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Höfe und des eigenen Landes besaß. War auch der Prinz von der strengsten Pflichterfüllung, dem Gehorsam und der willigen Unterordnung gegen seinen Bruder erfüllt, so hielt er doch nicht mit seiner Ansicht zurück, wenn dieselbe derjenigen des Königs entgegenstand. Als Friedrich seinen ersten Kriegszug gegen den Kaiser unternahm, hatte der Prinz ihm offen heraus erklärt, daß er denselben als einen ungerechten Eroberungskrieg ansehe, den ihr Vater nimmermehr billigen würde. Friedrichs späteres Bündnis mit Frankreich tadelte er gleicherweise. Er wünschte nicht, daß der König die deutschen Stämme den Franzosen preisgab. In der Einigkeit mit ihnen erblickte er das Heil Preußens. Friedrichs Umgang mit einer Schar leichtfertiger Franzosen, die Zurücksetzung manches verdienstvollen Beamten gegen einen Ausländer, sein feindliches Verhalten gegen die Kirche, sein anstößiges Familienleben und manches andere bot ihm Anlaß genug, dem Bruder sein Mißfallen auszusprechen. Als Friedrich den siebenjährigen Krieg begann, zählte Friedrich Wilhelm II. bereits zwölf Jahre. Wichtige Dinge werden auch in der Familie besprochen. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Prinz schon als Knabe von der gegensätzlichen Richtung seines Vaters zu Friedrich einen klaren Eindruck gewann. Unter diesen Eindrücken ist er auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewachsen, und als Friedrich 1756 zum dritten Mal zu Felde zog, wußte er genau, daß alle Prinzen und alle Generale den König von diesem Kriege abzubringen ernstlich versucht hatten. An Winterfeldt, der seit Jahresfrist von allen Entwürfen unterrichtet war, schrieb Friedrich: „Es würdt das jar Stark und Scharff hergehen, aber man mus die oren Steifffhalten, und jeder der Ere und liebe vohr das Vahterlandt hatt, mus alles dran Setzen. Eine guhte husche so würd alles Klarer werden." Der zwölfjährige Prinz und sein Vater dachten anders über die „guhte husche". Aber Friedrich duldete keinen Widerspruch. Prinz Wilhelm hielt seinem Bruder vor: „Sie können nicht an die Möglichkeit glauben, diese Übermacht zu besiegen. Die Mächte, die öffentliche Meinung, das Recht selbst sind gegen uns." Auch die jüngeren Brüder Heinrich und Ferdinand traten diesem Proteste bei. „Warum ohne Grund den Untergang vieler Menschen und eine Vergrößerung vom Schicksal ertrotzen wollen?" „Sie werden meine Entschlüsse nicht wankend machen. Der Krieg ist von mir unwiderruflich beschlossen. Wenn Sie Furcht empfinden, so bleiben Sie daheim," entgegnete gereizt der König. „Keiner von uns wird das thun," erwiderte Prinz Heinrich, „unsere Ansichten werden wir dem Gehorsam unterordnen." So zogen denn die drei Brüder mit in den Krieg. Der zwölfjährige Prinz teilte seinem Vater mit, daß er dessen Auffassung in allen Stücken beipflichte.

Ganz Deutschland stand gegen Friedrich auf. Sechzig der mächtigsten, deutschen Fürsten erklärten seinen Einfall in Sachsen für einen Raubanfall. Der Kaiser erließ einen Befehl an Friedrich, in welchem er ihn als das Reichsoberhaupt aufforderte, „von seiner unerhörten, frevelhaften Empörung abzulassen, dem König August alle Kosten zu erstatten und dessen Lande zu räumen," zugleich befahl er Friedrichs Generalen, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu teilen." Für
Mächte: Östreich, Rußland, Frankreich, Schweden und da
deutsche Reich zogen ihr Schwert gegen Friedrich. De
junge Prinz und einstige Thronfolger las die Kriegsberichte
mit dem größten Interesse. Friedrich hatte sich schnell de
sächsischen Lande bemächtigt. Ohne eine Kriegserklärung
war er in dieselben eingefallen. Er legte alle sächsische
Kassen mit Beschlag, setzte preußische Beamte ein und sah
das Land als eine eroberte Provinz an, die er nimmermehr
herauszugeben gedachte. Der König August und ganz
Europa fühlten sich empört über solche Vergewaltigung. De
sächsische Gesandte Graf Vitzthum in Paris hatte seinem
Könige geraten, daß Kursachsen in die gegen einen etwaigen
neuen Kriegszug Friedrichs geschlossene östreichisch-französische
Defensiv-Allianz aufgenommen werde. König August hatte
ihm jedoch geantwortet: „Nein. Ich wünsche jeden Verdacht
der Parteinahme zu vermeiden." Jetzt forderte Friedrich
ein Offensivbündnis gegen Östreich von ihm. „Wie sollte
ich," ließ ihm August durch Arnim erwidern, „meine Waffen
gegen unser Kaiserhaus wenden, das mir nie Ursache hierzu
gegeben? Ich nehme keinen Teil an diesem Kriege." Friedrich
beauftragte Arnim: „Sagen Sie Ihrem Herrn, Sachsen muß
mir gehorchen. Bin ich glücklich, so soll Ihr Herr entschädigt
werden. Sie sagen, es giebt kein Beispiel dieser Art in
der Geschichte. Wenn es keins giebt, so bin ich ein Original.
Ich muß Ihr Land und Ihre Truppen haben, so oder so,
und wenn Ihr König mir den Erzengel Michael schickte,
er würde daran nichts ändern." Dieses Thun bezeichnete
auch der jugendliche Prinz als Unrecht und Vermessenheit.
Daran hat er festgehalten in seinem ganzen Leben. Er hat
nie eine Äußerung gethan, in der er Friedrichs Verfahren
gebilligt hätte. König August antwortete an Friedrich: „Die
Rechtschaffenheit, der ich bis zum sechzigsten Lebensjahr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nachgelebt, gestattet mir, Ihnen zu erwidern, daß Sie sich meines Landes ohne Recht und Ursache bemächtigt haben. Europa wird richten über mich und über die Erdichtung des mir von Ihnen zur Last gelegten Planes, von dessen Nichtexistenz alle Höfe überzeugt sind."

Die Entrüstung über Friedrichs Verfahren steigerte sich so sehr, daß er sich gedrungen fühlte, eine Rechtfertigung seines Thuns ausarbeiten und verbreiten zu lassen. Schon vorher hatte er durch Bestechung des Kanzlisten Menzel sich in den Besitz wichtiger Akten aus dem Dresdener Archiv gesetzt. Durch diese wurde jedoch dargethan, daß die Mächte keineswegs beschlossen hatten, Preußen anzugreifen. Es war nur in Aussicht genommen, daß, wenn Friedrich wieder einen ungerechten Krieg anfangen sollte, man gemeinschaftlich gegen ihn handeln wolle. Ein Vertrag bestand nicht. Nun ist es aber wenig bekannt, daß Friedrich schon im Winter 1755 zu 1756 unter dem Vorwande, Hannover zu schützen, Anordnungen traf, die westphälischen Regimenter heranzuziehen, auch die schlesischen Festungen stark mit Lebensmitteln versorgte und im Frühjahr 1756 sogar ein Korps unter dem Feldmarschall Lehwald nach Stolp entsandte. Auch „die Garnisonregimenter vermehrte er im letzten Winter um vier Bataillone."*) Diesen gliederte er dann weitere Bataillone an. Die russische Kaiserin folgerte, daß Lehwalds Vorgehen nur auf Rußland gerichtet sei. Sie fragte in Wien an, was dies bedeuten solle. „Man wisse es nicht, aber auch in Wien herrsche wegen Friedrichs Maßnahmen dieselbe Beunruhigung," lautete die Antwort. Nun erst trafen die beiden Höfe Abrede, einen Vertrag zu schließen, lange, nachdem Friedrich sich im Vertrage von Westminster am 16. Januar 1756 mit England verbündet hatte. Auf

*) Koser, Friedrich der Große. S. 596

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem Hoffest am 5. April machte der östreichische Gesandte der Zarin die Anzeige, daß ein Bündnis zwischen den Höfen von Wien und Paris in Aussicht stehe. Die Zarin erwiderte, sie stehe im Begriff, der Kaiserin gleichfalls einen Vertrag anzutragen. Kaunitz nahm dies zwar mit lebhafter Freude auf, doch bat er, alles bis zum nächsten Frühjahr 1757 zu verdecken, damit nur Friedrich keinen Vorwand gewönne. Da Friedrich seine schon im Winter begonnenen Rüstungen nicht ungeschehen und ungesehen machen konnte, befahl er seinem Gesandten in Wien, „den Umstand hervorzuheben, daß die angeordneten Märsche lediglich die Bildung eines Reservekorps in Pommern bezweckten und sich also als eine Maßregel gegen Rußland, nicht gegen Östreich kennzeichneten."

Am 26. Juli stand der Gesandte zu Schönbrunn vor der Kaiserin. Sie hörte seinen Vortrag an und sagte, sie hätte bei der Mißlichkeit der Sache ihre Antwort niedergeschrieben. Von einem Zettel las sie die Worte ab: „Die bedenklichen Umstände haben mich die Maßregeln für notwendig ansehen lassen, die ich zu meiner Sicherheit und zur Verteidigung meiner Verbündeten ergreife, und welche nicht bezwecken, irgend jemand zum Schaden zu gereichen. Berichten Sie dies Ihrem Herrn." Durch eine Handbewegung deutete sie an, daß die Audienz zu Ende sei.

Friedrich hatte seine Rüstungen beendet. Er wollte aber durchaus einen Vorwand finden, um dem Kaiserhofe die Schuld an dem Kriege zuzuschieben. Deshalb trieb er seinen Gesandten, nochmals eine Audienz bei der Kaiserin zu erlangen. Am 20. August fand dieselbe statt. Maria Theresia beteuerte abermals: „Die Angaben, die man dem Könige von einer Offensivallianz zwischen mir und der Kaiserin von Rußland gemacht habe, sind absolut falsch und erfunden."

Acht Tage später, am Sonnabend, den 28. August 1756

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

früh fünf Uhr standen vor dem Schlosse auf dem Paradeplatz in Potsdam im Morgengrauen die Regimenter der Garnison. Friedrich musterte die Truppen. Auch der zwölfjährige Prinz war gegenwärtig. Manches freundliche Wort richtete er an die Soldaten. Der König kommandierte „Marsch!“ Mit Teilnahme schaute der Prinz den ins Feld rückenden Truppen nach.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob die Mächte sich denn wirklich zum Vernichtungskampfe gegen Friedrich verbündet hatten. Maria Theresia hat dies feierlich in Abrede gestellt. Trotz eifrigen Nachforschens in den Archiven ist bis jetzt nirgends dies Dokument ans Licht gefördert worden. Hertzberg empfing von Friedrich den Befehl, zu beweisen, daß man ihn angreifen wollte. Hertzberg that dies zwar mit Geschick, aber nach Friedrichs Tode erklärte er: „Der Plan, Friedrich zu bekriegen, bestand, aber er hatte die Bedingung zur Voraussetzung, daß dies nur geschehen solle, falls er einen Krieg anfangen würde.“ Schlosser sagt: „Alles, was Friedrich zur Entschuldigung seines Einfalls in Sachsen hat drucken lassen, bleibt problematisch!“ Friedrich verbreitete die Hertzbergsche Schrift nach aller Möglichkeit. Auch schrieb er eigenhändig für die Zeitungen z. B. „Berliner Nachrichten“, „Politische Korrespondenz“, „Briefe eines Augenzeugen“. Letzteres festzustellen, hat Droysen viele Mühe gemacht. Friedrich war unermüdlich, die öffentliche Meinung für sich günstig zu stimmen. Das Urteil seiner Brüder und des Thronfolgers ist hierdurch niemals erschüttert worden. Noch bis auf den heutigen Tag wird behauptet, Friedrich wäre auf Grund eines Offensivvertrages (der aber nie existiert hat) eigentlich nicht der Angreifer gewesen, sondern seine Gegner treffe die Schuld des Angriffs. Es liegen keine Thatsachen vor, aus denen Friedrich ein Recht herleiten konnte, Sachsen und Östreich mit Krieg zu überziehen. Ich war erstaunt, in dem vor

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einigen Wochen erschienenen Bande des Koserschen Werkes (Seite 585 bis 608) die Behauptung aufgestellt zu sehen, daß dennoch ein Offensivbündnis bestanden habe. Die Möglichkeit lag vor, daß vielleicht doch in letzter Zeit in den Archiven ein Beweisstück aufgefunden sei. Der Nestor deutscher Geschichtsforschung, Excellenz von Arneth in Wien, mußte das wissen. Er, der als Direktor der kaiserlichen Archive seit länger als einem halben Jahrhundert Geschichte schreibt, erteilte mir unterm 27. August 1894 bereitwilligst Auskunft. Er schrieb, daß „ihm keinerlei Dokument oder sonst beglaubigte Thatsache bekannt geworden sei, durch welche die Frage, wer für den Angriff verantwortlich sei, jetzt in ein anderes Licht gerückt worden wäre. Seine Geschichte der Kaiserin Maria Theresia habe er auf Grund parteiloser Verwertung der vorhandenen archivalischen Belege darzustellen sich bestrebt."

Friedrich hat später gesagt, wenn er den Krieg nicht begonnen hätte, so würden ihn die Mächte im nächsten Jahre angegriffen haben. Kein Mensch kann wissen, was nach einem Jahre geschieht. Niemand ist berechtigt zu sagen: „Im nächsten Jahre wird mich mein Nachbar anfallen und deshalb schieße ich ihn in diesem Jahre kampfunfähig." Es ärgerte den König doch, daß man ihn beschuldigte, er habe diesen schrecklichen Krieg zu unrecht begonnen. Diejenigen, welche ihm diesen Vorwurf machten, waren patriotisch gesinnte Männer und gerade die mit den Verhältnissen Vertrauten, besonders seine drei Brüder und später auch der Thronfolger. „Prinz Heinrich widmet der Vorgeschichte des Krieges eine Besprechung. Diese durchzieht der Gedanke, daß Friedrich einen ungerechten Krieg führt. Letzterer ist nicht einer Notwendigkeit entsprungen. Um so höher steigt der Wert solcher Schriften, wenn ihre Verfasser so hervorragende Persönlichkeiten sind. Waren doch Prinz Wilhelm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in erster und Prinz Heinrich in zweiter Linie berufen, die Staatsleitung zu übernehmen, wenn dem König ein Unglück zustieß: es müssen daher ihre Ansichten von der Entstehung des Krieges von Bedeutung sein. Prinz Wilhelm und Prinz Heinrich sind Gegner des Krieges gewesen. Diese Thatsache war allgemein bekannt. Sie müssen gute Gründe für ihren Tadel gehabt haben, sie, die dem Könige nahe standen, denen es möglich war, von ihm, den Ministern und Generalen Aufklärung zu erhalten.*) So Naudé, der trotz dieser Gründe zu einem den König freisprechenden Urteil gelangt. Anders Dr. Klopp: „Friedrich hat seine Absicht, seinen Kriegszug zu rechtfertigen, insofern erreicht, als die späteren ihm Glauben beimaßen. Man nahm seine Selbstverteidigung für Geschichte und jede Prüfung der Sache wird mit Mißtrauen aufgenommen. Die Geschicklichkeit Friedrichs, es durchzusetzen, daß er als ein unschuldig Angegriffener dasteht, ist ein Erfolg, der dem Gewinn einer Schlacht gleichsteht. Wie seine Siege seiner Energie beizumessen sind, und wie dort das Unrecht und die Gewalt triumphiert über das mit geringem Geschick verteidigte Recht, so ist auch der Erfolg in der Verkehrung des wahren geschichtlichen Verhältnisses nur seiner Leistungsfähigkeit beizumessen.**)

Mit Rücksicht darauf, daß man dem Thronfolger, späteren Friedrich Wilhelm II., es als einen Mangel an Einsicht anrechnete, daß er die Kriegszüge seines Onkels nicht billigte, ist diese Sache hier ausführlicher als es sonst geschehen wäre, erörtert worden. Jetzt erheben sich jedoch immermehr Stimmen, welche sein Urteil als das richtige bezeichnen.

Nachdem Friedrich der sächsischen Armee angezeigt hatte, daß sie fortan ihm zu gehorchen habe, verlangte er von den

*) Dr. A. Naudé, Forschungen zur Brandenburg-Preußischen Geschichte I. S. 225 und 253.

**) Dr. O. Klopp, Friedrich II. S. 315.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mannschaften sogar, daß sie ihm den Eid der Treue leisten sollten. „Aber sie hoben weder die Finger auf, noch sprachen sie die Eidesformel nach," berichtet der General von Gaudy. Sie liefen heimlich des Nachts oder auch in vollen Regimentern am Tage davon. Demnächst marschierte Friedrich dem kaiserlichen Heerführer Brown entgegen. Bei Lowositz kam es zur Schlacht. Dieses erste Treffen, das Friedrich als einen großen Sieg seinerseits hinstellte, hatte strategisch diese Bedeutung nicht. Brown wurde in seinem Vormarsch nicht gehindert, denn einige Tage darauf besetzte er Schandau und Friedrich wagte nicht ihn dort anzugreifen. Am 3. Oktober überbrachte der Adjutant von Oppen die Nachricht des Sieges nach Berlin. Friedrich hatte Befehl gegeben, diesen Sieg recht glänzend in Berlin zu feiern, die Gesandten und die öffentliche Meinung sollten über die Bedeutung dieser ersten Waffenthat zu seinen Gunsten beeinflußt werden. Oppen wurde von beiden Königinnen auf das prächtigste beschenkt. Abends war bei der Königin-Mutter in Monbijou Konzert und Souper. Die Königin, der junge Prinz und der ganze Hof waren wegen dieser ruhmvollen Begebenheit ungemein glänzend erschienen. Am 8. Oktober abends war Kour und Galla bei der Königin. Sie empfing wegen des Sieges die Glückwünsche des Adels und der Fremden von Distinktion, worauf Konzert und große Tafel stattfand. Am 10. Oktober wurde in allen Kirchen Berlins ein Dank- und Freudenfest gehalten, welchem beide Königinnen, der junge Prinz Friedrich Wilhelm und das ganze hier anwesende königliche Haus und der Hof im Dome beiwohnten.*) Der Religionslehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm, der Hofprediger Sack, hielt die Predigt.

*) Berliner Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen vom 5. und 12. Oktober 1756.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am 4. Januar 1757 abends 11 Uhr traf der König unverhofft in Berlin ein. Er begab sich zuerst zur Königin-Mutter. Tags darauf empfing er die Minister und speiste abends bei seiner Mutter, woselbst die Königin, der junge Prinz und sämtliche anwesende Prinzen und Prinzessinnen Einladungen empfingen und auch erschienen. Am 13. Januar reiste der König wieder nach Dresden ab und sah seine Hauptstadt erst nach 6 Jahren wieder. Auch seine Mutter sah er bei dieser Anwesenheit zum letzten Male. Letztere verschied zu Berlin am 28. Juni 1757 im Alter von 71 Jahren. Am 4. Juli, nachts 12 Uhr, wurde ihre Leiche in der Domkirche beigesetzt. Am 17. Juli wurde in allen Kirchen des Landes die Gedächtnispredigt über Psalm 90, 10 gehalten, welcher die Königin, der junge Prinz und der ganze Hof im Dome beiwohnten. Wenige Tage vor dem Hinscheiden seiner Mutter hatte Friedrich die Schlacht bei Kolin verloren. Seine Lage wurde immer bedenklicher. Viele seiner Generale, seiner Truppen wurden mutlos. Es war soweit gekommen, daß die Sicherheit Berlins gefährdet erschien. Der östreichische General Graf Hadik zog gegen die Hauptstadt in Eilmärschen heran. Die Berliner, vornehmlich der Hof, gerieten in die größte Bestürzung. Die Königin flüchtete mit dem Hofe, gedeckt durch die Truppen der Garnison, nach der Festung Spandau. Der junge Prinz lernte jetzt zum ersten Male die Drangsale des Krieges kennen. Am 16. Oktober rückten die Östreicher in die vom Militär verlassene Hauptstadt ein. Sie hielten ihre Lage jedoch für so gefährdet, daß sie schon am folgenden Tage Berlin den Rücken kehrten. Der Hof begab sich nun wohl nach Berlin zurück, aber der König hielt diesen Aufenthalt doch für so gefahrvoll, daß er den Befehl erteilte, der Hof möge sich ungesäumt nach Magdeburg begeben. Am 23. Oktober reiste die Königin, der junge Prinz, der Hof und die Minister mit sämtlichen Kassen nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Magdeburg. So langsam ging die Reise von statten, daß sie erst am 28. mittags 2 Uhr daselbst anlangten. Die Ankunft des Hofes wurde durch dreimalige Abfeuerung der Geschütze begrüßt. Nach großem Empfange der Generalität und anderer Würdenträger fand bei der Königin an demselben Abende ein glänzendes Abendessen statt, an dem auch der Prinz teilnahm. Am 6. November ging die Nachricht von dem Siege bei Roßbach ein. Wiederum fand abends offene Tafel statt. Am 8. Dezember überbrachte der Leutnant von Putlitz an der Spitze von 48 blasenden Postillonen die Kunde von dem am 5. Dezember erfochtenen Siege bei Leuthen. Die Feier dieses Sieges wurde durch Glockengeläute und große Feste begangen. Bald darauf traf die Nachricht ein, Breslau befinde sich wieder in den Händen der Preußen. Fest an Fest reihte sich jetzt in Magdeburg. Dieser Jubel ist befremdlich angesichts der Flucht, auf der sich thatsächlich die Königin und der dereinstige Thronfolger befanden.

In Folge der günstigen Ereignisse wurde die Rückkehr des Hofes nach Berlin beschlossen. Am 3. Januar 1758 verließ die Königin, während man auf den Wällen die Kanonen abfeuerte, mit ihrem Gefolge die Festung. Die Reise ging über Burg nach Spandau. An beiden Orten wurden die glänzendsten Feierlichkeiten veranstaltet. Am 5. erfolgte der Einzug in Berlin. Unter ungeheurem Jubel wurde der Weg zum Schlosse zurückgelegt. Die Fahnen wehten, die Musikkorps spielten. Am Abend fand große Tafel statt. Der junge Prinz blieb noch länger als einen Monat in Magdeburg. Erst am 12. Februar traf er mit seinem Hofmeister von Borcke in Berlin ein. Während Friedrichs Lage im Felde immer bedenklicher wurde, gab man sich in Berlin den rauschendsten Vergnügungen hin. Am Geburtstage des Königs ging es bei der Königin besonders geräuschvoll zu. Nach den Glückwünschen fand Konzert, später Ballet, dann das Souper statt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am 23. März wurde bei der Prinzessin Amalie auf dem Schlosse in Anwesenheit des ganzen in Berlin befindlichen königlichen Hauses und der Hofstaaten ein glänzendes Fest veranstaltet. Da jeder der zahlreich geladenen Gäste sich veranlaßt sah, diese Feste zu erwiedern, so schien es, als sollte dieser Jubel kein Ende nehmen. Der leichtfertige Sinn, der sich in diesen Vergnügungen inmitten einer schweren Kriegszeit offenbarte, konnte auf die geistige Entwicklung des jungen Thronfolgers unmöglich wohlthuend einwirken. Es war aber der Wille Friedrichs, in Berlin recht vergnügt zu erscheinen. Die dort anwesenden Gesandten und Fremden sollten über die Notlage Preußens auch dadurch getäuscht werden, daß man sich selbst bei verlornen Schlachten keinerlei Traurigkeit hingab. Der junge Prinz ließ sich hierdurch nicht irre führen, da die von seinem Vater aus dem Felde eingehenden Berichte die wahre Sachlage erörterten.

Der Tod des Vaters Friedrich Wilhelms II.

Bald sollte man auch in Berlin erfahren, daß Hoffahrt und Unwahrheit keinen Bestand haben, daß dem Leichtsinn schnell die kummervollen Tage folgen. Der Prinz von Preußen hatte nach der Niederlage bei Kolin von Friedrich den Befehl erhalten, den Feind bei Zittau festzuhalten. Friedrich täuschte sich in der Annahme, die Hauptstärke des Feindes würde ihm nachziehen und sein Bruder würde nur ein unbedeutendes Korps gegenüber haben, denn zum Unglück wandten sich Daun und Lothringen vereint gegen den Prinzen Wilhelm. Letzterer ging langsam zurück Dem dreimal stärkeren Feinde gegenüber billigte der König anfangs den Rückzug seines Bruders. Bald aber wurde er unwillig. „Wenn Ihr Euch stets zurückzieht, so werdet Ihr in vier Wochen

nach Berlin gedrängt sein." Friedrich bereute es, seinem Bruder ein Korps anvertraut zu haben. „Mein Bruder hat das beste Herz der Welt, aber keine Entschlossenheit. Er ist zu schüchtern und kräftigen Maßregeln abgeneigt." Am 19. Juli traf der Prinz in Zittau an, fand die wichtigsten Berge aber schon vom Feinde besetzt. Die Armee befand sich in trauriger Verfassung. Umgeben vom Feinde, oft schon wie abgeschnitten, ohne Lebensmittel und der Zelte entbehrend, marschierten sie mühsam im Gebirge fort. Die unzuverlässigsten Regimenter hatte Friedrich dem Prinzen überlassen. Täglich liefen hunderte von Soldaten zu den Östreichern über. Friedrich war entrüstet. Er begab sich sogleich auf den Marsch seinem Bruder entgegen. Am 29. Juli traf er mit ihm auf der Landstraße bei Bautzen zusammen. Er überhäufte ihn im Angesichte der Truppen mit Vorwürfen, so daß ein Gemurmel des Unwillens unter den Generalen hörbar wurde. Als sich der Prinz zu verteidigen begann, geriet der König in Zorn und befahl ihm zu schweigen. „Sie haben sich benommen, als wollten Sie diesem Krieg, der Ihnen verhaßt ist, ein Ende machen. Sie haben mir von jeher widersprochen. Als ich den Krieg unternahm, da wagten Sie dagegen zu protestieren. Ich vertraute Ihnen ein Armeekorps von dreißigtausend Mann und jetzt bringen Sie mir kaum sechszehntausend zurück. Wo haben Sie meine Soldaten gelassen?" „Sie liegen im Engpaß von Gabel, in den Abgründen des Erzgebirges. Sie sind verhungert und verdürstet, zum Teil desertiert." „Wie konnten Sie es wagen, meinen Instruktionen zuwider, den Rückzug durch das Gebirge zu nehmen, statt die gerade Straße zu gehen?" „Sie haben mir keine Instruktion gegeben. Ich habe Sie vergeblich um eine solche gebeten. Ich sollte allein die Verantwortung tragen. Wenn der Rückzug mißlang, so sollte die Welt sagen, nicht Sie, sondern ich verschulde dies."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Prinz forderte nun seinen Abschied, der ihm sofort bewilligt wurde. Er begab sich nach Oranienburg, wo er in trüber Stimmung dem Fortgang des wechselreichen Krieges seine Aufmerksamkeit zuwendete. Obwohl er dem Bruder die Ungerechtigkeit verzieh, schmerzte es ihn doch sehr, daß derselbe ihn nicht wieder zur Armee berief. Über seine Begabung zum Heerführer hatte Michell nach England berichtet: „Der Prinz von Preußen ist ein vortrefflicher Offizier, wachsam, vorsichtig, thätig. Er besitzt jede Eigenschaft, welche zur Führung eines Heeres erforderlich ist.“ Obwohl Friedrichs Geschwister und Freunde es dem Könige nahe legten, daß durch das Fernbleiben des Prinzen sein Ansehen nur leiden müsse und er ihn zur Armee zurückberufen möge, konnte Friedrich seinen Groll nicht überwinden. Der Prinz magerte sichtlich ab und verfiel in eine schwere Krankheit. Über seinen Tod sandte die Hofdame von Kleist der Gräfin Voß folgenden Bericht zu:

„Der Prinz hat sehr wohl gewußt, daß er dem Tode entgegenging. Vier Wochen vorher sagte er seinem Regimentschirurg, daß er nicht mehr hoffe, besser zu werden. Er werde keine Arznei mehr einnehmen und er möge hierüber Schweigen beobachten. Für seine Treue gestattete er ihm, ihn nach seinem Tode zu sezieren, falls es ihm wichtig sei, die Ursache seines Todes zu ermitteln. Bald darauf besuchte ihn der Oberst von Forçade. Dieser erschrak über das schlechte Aussehen des Prinzen und schickte sogleich zur Prinzessin Amalie, damit diese einen Arzt aus Berlin mitbringe. Sie kam mit dem berühmten Arzt Meckel. Der Prinz erklärte, er fühle, daß er sterben müsse, er werde keine Medizin mehr einnehmen. Tags darauf erschienen noch drei Ärzte aus Berlin, welche den Zustand für eine Gehirnentzündung bezeichneten. Es gelang ihnen, die Krankheit zu brechen; die Delirien hörten auf, aber als der Prinz seine Besinnung wieder erlangt hatte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weigerte er sich standhaft, Medizin zu nehmen. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich sein Zustand besserte. Die Ärzte erklärten, daß keine Hülfe mehr möglich sei. Man sagte es ihm, und er blieb gefaßt. Anstatt jeder Antwort faltete er die Hände und rief mehreremal mit Inbrunst: „Herr Jesu erbarme Dich meiner!“ Darauf verlangte er nach dem Geistlichen des Orts und bewies, als dieser kam, die größte Andacht und Seelenruhe. Unter dessen Gebeten verschied er Tags darauf gottergeben am 12. Juni 1758. Wenn der Himmel es anders gefügt hätte, so wäre diese Krankheit vielleicht der Anlaß zu einer Aussöhnung zwischen den beiden Brüdern geworden. Aber der Gram und die Verzweiflung haben den unglücklichen Prinzen getötet.“

Friedrich wollte auch jetzt noch nicht zugeben, daß er den verstorbenen Bruder schwer gekränkt hatte. Als er dem Prinzen Heinrich den Tod desselben meldete, beklagte er sich über den Kummer, den Prinz Wilhelm ihm bereitet habe. Aber Heinrich weist diese Beschuldigung mit den Worten zurück: „Ich habe geseufzt über das Zerwürfnis zwischen Ihnen und Wilhelm. Ihre Bemerkungen hierüber vermehren meinen Schmerz. Aber der Respekt und der Kummer legen mir Schweigen auf, und nur darum antworte ich Ihnen nichts über diese Sache.“

Die Jünglingsjahre Friedrich Wilhelms II.

Nach dem Tode seines Bruders hielt es Friedrich für geboten, seiner Gemahlin die Weisung zu geben, ihren Wohnsitz wieder nach Magdeburg zu verlegen. Prinz Wilhelm, den er jetzt zum Thronfolger unter dem Namen „Prinz von Preußen“ ernannte, folgte der Königin dorthin. Der König richtete an ihn die Mahnung, sich auf seinen Beruf immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr vorzubereiten, da er wahrscheinlich frühzeitig zur Regierung gelangen werde. An den Feldmarschall von Kalckstein sandte der König folgendes Schreiben: „Im Lager Proßnitz, den 21. Juli 1758. Mein lieber Marschall! Eine Reihe von Unglücksfällen, welche mich seit Jahren verfolgt, hat mir einen Bruder entrissen, den ich, trotz des Kummers, den er mir bereitet, stets geliebt habe. Sein Tod legt mir die Pflicht auf, für seine Kinder zu sorgen und bei ihnen Vaterstelle zu vertreten. Meine Entfernung und die großen Angelegenheiten, in die ich verwickelt bin, verbieten mir, ihrer Erziehung mich völlig zu widmen. Ich bitte Sie, bei der treuen Anhänglichkeit, die Sie immer für meinen Vater und den Verstorbenen gehabt, und, wie ich mir schmeichle, auch für mich haben, Ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung dieser armen Kinder zu richten. Sie wissen, von welcher Wichtigkeit es für Millionen Menschen ist, daß der Thronfolger in rechtlichen Grundsätzen erzogen wird. Obwohl Ihre Gesundheit schwach ist, hoffe ich doch, daß Sie in meiner Abwesenheit meine Obliegenheiten erfüllen werden."

Der König hatte Befehl gegeben, daß der Prinz sowohl in Magdeburg als auch später in Potsdam täglich den Exerzitien seines Regiments beiwohnen solle. „Vor allem müsse ihm die Liebe zum Soldatenstand, als dem für einen Edelmann schicklichsten Berufe" erweckt werden. „Vor dem Priester", befahl er, „der ihn in der Religion unterrichtet, braucht er nicht viel Ehrfurcht zu haben. Er muß nicht eher etwas glauben, als bis er es genau geprüft hat." Hofprediger Sack berichtet, „daß ihn des Königs Auftrag Tag und Nacht in Sorgen halte und daß ihm eine Unterrichtsstunde mehr Nachdenken und Kummer verursache als drei Predigten." Friedrich besaß nicht die Gabe seines Vaters in betreff der Erziehung. Die harte Schule, in welcher der fromme Friedrich Wilhelm I. durch Belehrung und Beispiel seine Söhne zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pflichterfüllung erzog, ist Friedrich Wilhelm II. nicht geworden. Friedrich ließ es zwar an Unterweisungen durch andere nicht fehlen, aber seine dem Christentum völlig abgewandten Grundsätze konnten sich für die sittliche Entwicklung des Prinzen unmöglich vorteilhaft erweisen.

Damit der Prinz den Krieg aus unmittelbarer Anschauung kennen lerne, mußte er sich auf mehrere Wochen zum Könige nach Leipzig begeben. Am 12. Januar 1761 kehrte er mit seinem Hofmeister von Borcke wieder nach Magdeburg zurück. Hier standen die Vergnügungen und Hoffeste auf der Tagesordnung. Die Gräfin Voß führte ein Tagebuch und erwähnt in demselben oft des Prinzen. Die Stellen haben folgenden Wortlaut.

14. September 60. Ich spielte Komet mit dem jungen Prinzen. Die Königin war übler Laune. Als aber Graf Finckenstein Geschichten aus Schweden erzählte, blieben wir bis nach elf bei Tafel.

16. September. Abends waren wir bei der Prinzessin von Preußen, wo auch der junge Prinz, Graf Wartensleben, Graf Biron, der Prinz von Nassau, die Cocceji, die Bredow, die Geuder und andere waren. Ich spielte Komet mit dem jungen Prinzen, dann wurde Kommers gespielt. Seit vielen Tagen haben wir keine Nachricht vom König.

29. September. Heute war große Kour bei der Königin. Abends ging ich zur Prinzeß von Preußen, wo Liebhabertheater gespielt wurde. Das Souper war äußerst heiter und animiert.

6. Oktober. Hatte heute Assemblee bei mir. Um vier Uhr erschienen die Gäste. Es wurde sehr voll. Ich gab meine Karten der Wackenitz und ging mich anziehen. Als die Gesellschaft fort war, fuhr ich rasch an Hof, wo ich mit unserer Schönheit, dem jungen Prinzen und Kraut Theater spielte. Beim Souper saß ich neben dem Prinzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

10. Oktober. Berlin hat kapituliert. Es hat sich dem Feind ergeben, aber nicht den Östreichern, sondern den Russen. Ich eilte gleich zu der Prinzessin. Ich habe den Mann selbst gesprochen, der von Berlin kam und die Nachricht brachte.

14. Oktober. Ich ging mit der Knesebeck zur Prinzeß Heinrich. Eine Kartenlegerin war da und wir ließen uns wahrsagen. Dann kam Graf Wartensleben, der, wie gewöhnlich, den Narren spielte. Dann ging ich an Hof und spielte Komet mit dem Prinzen.

24. Oktober. Ich stand um fünf Uhr auf und zog mein Reitkleid an, um zu Pferde zu steigen und die Truppen ein Stück begleiten zu können. Es waren glückliche Stunden. Endlich mußten wir uns trennen. Ich schenkte Herrn von Kleist ein Medaillon an seine Uhr zum Andenken und versprach ihm, einen Marsch für sein Regiment zu komponieren.

30. Oktober. Abends ging ich zur Prinzessin, wo sehr viel Menschen waren. Ich spielte mit dem Prinzen Legrand und der Wakenitz Piket.

7. November. Der junge Cocceji geht mit Gemahlin als Kourier nach England. Er kam, um Abschied zu nehmen. Er verabschiedete sich bei der Königin.

13. November. Mein Mann war auf der Jagd. Ich aß bei der Prinzessin.

29. November. Den Abend, wie immer, am Hof, wo die Gesellschaft sehr zahlreich und vergnügt war. Ich spielte Tarok mit dem Prinzen und saß beim Souper neben der Königin.

24. Dezember. Mein Mann ging in die Assemblee. Als ich den Kindern die Christbescheerung aufgebaut und sie zu Bett waren, ging ich noch an Hof. Der Prinz ist gestern nach Leipzig zum König abgereist.

12. Januar 1761. Abends bei Hof. Der Prinz ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder da und sehr entzückt von seinem Besuch beim König. Die Königin war böser Laune. Das ist ein schrecklicher Fehler. Immer will sie, daß alle Welt ihr schmeicheln und ihr Recht geben soll.

13. Februar. Wir fuhren mit den Prinzessinnen Schlitten. In Rothensee stiegen wir aus. Nach der Rückkehr war Dejeuner, dann spielten wir Pharao.

22. April. Heute war alles bei der Prinzessin Amalie, welche befohlen hatte, daß die Herren als Damen und die Damen als Herrn erscheinen mußten. Sie selbst trug den Anzug eines Geistlichen. Nach dem Souper erschien die Musik und es wurde getanzt. Ich saß neben dem Prinzen von Nassau, der heißer in die Prinzeß Heinrich verliebt ist als je."

Man ersieht hieraus, daß die Gräfin Voß viel mit dem Thronfolger verkehrte. Er sah sie noch im Glanze ihrer Schönheit als siebzehnjähriger Jüngling. Er, der mit ihr sang, mit ihr geritten, mit ihr getanzt, mit ihr Theater gespielt hatte, schenkte ihr sein Vertrauen, seine Verehrung und überhäufte sie noch in hohem Alter mit Aufmerksamkeiten aller Art.

Am 28. Januar 1762 folgte den vielen, rauschenden Festen eine Feier ernster Art. Sie bezeichnete einen wichtigen Abschnitt in dem Leben des Prinzen. In Gegenwart des ganzen Hofes fand die Konfirmation des Prinzen an diesem Tage in Magdeburg statt. Drei Tage darauf empfing er in der reformierten Kirche daselbst das Abendmahl.

Auch in diesem Jahre erhielt der Prinz von dem Könige den Befehl, sich zu ihm nach Breslau zu begeben. d'Argens schrieb hierüber an Friedrich: „Sie machen stets gute Sachen, aber daß Sie den Thronfolger zu sich kommen lassen, ist vortrefflich aus hundert Gründen. Er wird bei Ihnen mehr an einem Tage lernen, als er in Magdeburg in sechs Monaten nicht hätte lernen können."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Prinz hatte sich seit seinem letzten Besuch beim Könige sehr zu seinem Vorteil verändert. Friedrich bezeigte ihm seine volle Befriedigung. Betreffs seiner körperlichen Entwicklung schrieb er am 9. September 1762 an Prinz Heinrich: „Ihr Neffe ist heute mit uns zum Fouragieren. Der Geist des Handels fängt an in ihm zu erwachen. Wir sind bloße Pygmäen im Vergleich zu ihm. Stellen Sie sich Prinz Franz von Braunschweig vor, nur noch größer. Das ist gegenwärtig seine Gestalt.“ Es klingt nicht väterlich, wenn der König sagt: „Ihr“ Neffe, nicht mein oder unser. Die Gemütsseite war bei ihm nicht entwickelt und früh verbittert. Er hatte keinen Sinn für Häuslichkeit und erzog keinen Sohn. Friedrich Wilhelm II. war damals achtzehn Jahre alt. Friedrich II. hatte siebzehn Jahre später Gelegenheit genug zu sehen, daß in seinem Neffen der kriegerische Geist der Hohenzollern lebte. Er zeichnete sich 1779 in Böhmen durch Umsicht und strategisches Geschick aus.

Nach seiner Rückkehr in Magdeburg fand sich der Prinz wieder in den Strudel der Vergnügungen hineingezogen. Fontane sagt: „Man wird immer wieder erstaunt über die Vergnügungssucht des damaligen Hofes, als ob die Frage nach der Fortexistenz des Staates gar nicht existiert habe. Die Langeweile vertrieb man sich nur mit Lustbarkeiten.“ In der Zeit von seinem zwölften bis zu seinem neunzehnten Lebensjahre, in welcher sich der siebenjährige Krieg abspielte, sah sich der Prinz von Vergnügungen und Verführungen umgeben. Gerade diese Jahre sind in dem Leben eines jungen Mannes die Hauptentwicklungszeit. Erwägt man, daß ihm der Einfluß des Vaters und des guten Beispiels fehlten, so wird man zugeben, daß es für ihn schwerer als für viele andere war, den auf ihn andringenden Verführungen Widerstand entgegenzusetzen.

Während man bei Hofe in Unthätigkeit und Jubel dahinlebte, verbluteten viele Tausende ihr junges Leben auf den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schlachtfeldern. Die anstrengendsten Märsche wurden zurückgelegt, Schlachten geschlagen, Festungen gewonnen und verloren, aber noch immer gab es keine Aussicht auf Frieden. Auch Friedrich verzagte. Seit Jahren trug er Gift bei sich. Jetzt wollte er seinem Leben ein Ende machen. An seine Schwester und an d'Argens hatte er geschrieben, daß nichts ihn von diesem Vorhaben zurückbringen werde. Da trat ein Ereignis ein, welches ihn mit neuer Hoffnung beseelte. Am 5. Januar 1762 war die Kaiserin von Rußland gestorben. Ihr Nachfolger war ein stiller Verehrer Friedrichs. Er beeilte sich, Frieden mit ihm zu schließen. Diese frohe Kunde wurde in Magdeburg in feierlichster Form verkündet. Der Thronfolger, die Minister und der ganze Hof begaben sich in das „Königliche Haus" auf dem Domplatze, und dort wurde auf dem Balkon dieser Friedensschluß laut verlesen. Demnächst wohnte der Prinz mit dem Hofe einem Dankgottesdienst im Dom bei, woselbst Sack über Jes. 45, 7: „Der ich das Licht schaffe und den Frieden gebe: ich bin der Herr, der alles thut," die Festpredigt hielt. Alle Truppen traten im Paradeanzuge an. Unter Trompeten- und Paukenschall, unter dem Donner der Geschütze und unter dreimaligem Geknatter der Gewehre endete die Feier. Mittags speisten der Thronfolger, der Hof und die Großwürdenträger bei der Königin, und abends war bei ihr sehr großer Empfang, bei welchem der Prinz bis nach Mitternacht verweilte.

Diesem freudigen Ereignisse folgte bald ein zweites. Es gelang dem Könige, mit Schweden den Frieden zu vereinbaren. Der Thronfolger war hocherfreut, daß nun zwei Gegner von dem Kriege zurücktraten. Aber es blieben immer noch Feinde genug, gegen welche zu behaupten es der äußersten Anstrengung bedurfte. Friedrich mußte es jetzt immermehr vermeiden, sich in eine große Feldschlacht einzulassen. Deshalb beschränkte er seine Thätigkeit in den letzten Kriegsjahren nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf ein planloses Umherziehen. Es schien unmöglich, den Feinden noch länger widerstehen zu können. „Die abgelieferten Rekruten," klagte Prinz Heinrich, „bestehen aus Krüppeln und Kindern, die zum Dienst untauglich sind, oder aus Vagabunden aller Nationen, die im Gefecht haufenweise davonlaufen." „Es ist nicht möglich", schrieb Möllendorff, „daß der Krieg noch ein Jahr dauert. Wir sind zu Ende. Ich fürchte das Schlimmste, und zwar wegen der schlechten Beschaffenheit des Heeres. Hier ist einer wie der andere ein Schurke. Die Soldaten entbehren das Nothwendigste und sie gehen stehlen. Sie sind Straßenräuber, und diese Ehrlosigkeit macht sie zu Memmen. Der Hauptmann zahlt für die Kleidung des Soldaten das Doppelte, was ihm der König dafür gut thut. Woher soll er's nehmen? Auf unerlaubten Wegen. Unsere Desorganisation ist der Krater, über dem wir zusammenstürzen." Völlige Erschöpfung war es, welche Friedrich veranlaßte, den Frieden ernstlich zu suchen. Zwar hielt er Sachsen noch in seinem Besitz, aber am Kaiserhofe wurde ihm bedeutet, daß die bedingungslose Herausgabe Sachsens die Grundlage jeder Friedensunterhandlung sein müsse. Jetzt mußte er sich Bedingungen vorschreiben lassen und zur Nachgiebigkeit entschließen. Sein vor 7 Jahren zu Arnim gesprochenes Wort: „Sachsen ist mein, und daran wird ein Erzengel vom Himmel nichts ändern," war schmählich zu Schanden geworden. Allenfalls entschädigen, mit einem anderen noch zu erobernden Lande, wollte er König August, und auch nur dann, wenn ihm das Glück günstig sei, aber es je herauszugeben, war nie sein Wille. Deshalb wollte er weder damals, noch jetzt 7 Jahre lang gekämpft haben. Nun mußte er sich dem Willen des Kaiserhofes, Sachsens und der anderen Mächte unterwerfen. Wie Maria Theresia mit gutem Gewissen behaupten konnte, den schrecklichen Krieg nicht veranlaßt zu haben, so gebührt ihr das Verdienst, ohne jeden Eigennutz zur Wiederherstellung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Friedens gewirkt zu haben. Den Vorhaltungen seines Bruders Heinrich, daß durch den Krieg garnichts erreicht, aber unendlich viel verloren sei, antwortete er: „Wenn der Staat einige Provinzen gewonnen hätte, so wäre das ein Vorteil gewesen. Aber das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen. Wenn ich nur die Übel wieder gut machen kann.“ So spricht der nicht, der sich nur verteidigen wollte. Prinz Heinrich wußte es, daß er nur um „einige Provinzen zu gewinnen“ in den Krieg gezogen war.

Schon am 1. Februar hatte Friedrich seinem Minister in Magdeburg geschrieben, daß er Sachsen wieder herausgeben müsse und der Frieden nahe sei. Dem Thronfolger und der Königin stellte er anheim, sich nunmehr nach Berlin zu begeben, nur sprach er den Wunsch aus, sie möchten nicht gleichzeitig die Reise antreten, weil das verödete Land nicht Pferde genug werde aufbringen können. Er selbst werde erst Ende März in Berlin anlangen und es sei ihm recht, wenn dann die Königin ein Abendessen gebe, zu welchem sie seine Geschwister und den Thronfolger einladen möge. Am 14. Februar verließ die Königin Magdeburg. Der Thronfolger reiste acht Tage später ab. Mit Sehnsucht sah Berlin der Rückkehr des Königs entgegen. Er hatte seine Ankunft für den 30. März angemeldet. „Keine Seele blieb zu Hause. Eine Meile außerhalb der Stadtmauer bis zum Schlosse hatten die Bürger den Weg geschmückt, durch den Friedrich seinen Einzug halten wollte. Der König kam aber erst abends neun Uhr in voller Dunkelheit, wodurch alle Freude vereitelt wurde.“ Der König stieg im Schlosse ab, begrüßte die Mitglieder der königlichen Familie und nahm dann mit denselben das Abendessen ein. Auch mit dem Thronfolger unterhielt er sich lebhaft. Am nächsten Tage stattete er der Mutter desselben einen Besuch ab; hierbei erfreute er diese sowie den Thronfolger durch reiche Geschenke.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelms II. Vermählung.

Nach dem Frieden von Hubertusburg verfloß das Leben des Thronfolgers nicht mehr in der hergebrachten Weise. Dem Gesellschaftsabende der Königin und der Prinzessinnen mußte er entzogen werden. Friedrich sah ihn ungern dort. Fortan sollte er unter seinen Augen eine strenge Soldatenerziehung erhalten. Alle Tage mußte er jetzt auf der Parade in Potsdam erscheinen. Nur mit Erlaubnis des Königs durfte er nach Berlin gehen. Selten aber nur ward er, obgleich er in Potsdam sich aufhalten mußte, nach Sanssouci zur Tafel geladen, und dies fiel um so mehr auf, als der König seinen anderen Neffen, den Prinzen von Braunschweig, mehrere Zimmer in Sanssouci überlassen hatte. Friedrich liebte den Prinzen nicht. Er hatte eine sehr geringe Meinung von seinem Wissen, und dies wurde noch übler, als der Prinz sich zu fühlen begann. So viel bestätigen alle Zeitgenossen, daß der Prinz nicht den herrschsüchtigen, verbitterten Charakter seines Oheims besaß. Er war leutselig und höflich, grüßte alle Menschen und nannte alle „Sie". Der Zwang des Gepränges des königlichen Standes war ihm von Jugend auf zuwider. Seine gewöhnliche Tracht, auch als König, war die Gardeuniform. Graf Malmesbury, der von 1763 bis 1767 und dann von 1771 bis 1776 als Gesandter Englands bei Friedrich beglaubigt war, hat manches über den Prinzen aufgezeichnet, und man erfährt von ihm, daß er sich in einer sehr gedrückten Stellung dem Oheim gegenüber gefühlt und auch befunden habe. Er bespricht seine vielen Schulden, seinen Umgang, seine ritterliche Gestalt, Schönheit, Neigungen und erwähnt auch, daß er durch ihn gern eine Anleihe bei der englischen Regierung gemacht hätte, worauf diese aber nicht einging. „Seine Geldverlegenheit ist sehr groß und drückt ihn sehr darnieder. Sein Onkel nötigt ihn, vielleicht boshafterweise, seinen militärischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pflichten strenger als gewöhnlich nachzukommen. Dennoch bringt der Prinz in jeder Woche vier Nächte bei seinen Mätressen zu, und er ist stets von einer Rotte sittenloser Offiziere umgeben. Man fühlt sich fast versucht zu glauben, daß der König einen schlechten Nachfolger zu haben wünscht, damit man ihn um so mehr vermisse. Wie könnte er sonst dem Prinzen erlauben, in so schlechter Gesellschaft zu leben. Des Umgangs mit anständigen Leuten beraubt, befindet er sich unter einem Volke, das früher wegen seiner Ehrlichkeit geachtet war, jetzt aber wegen seinem Mangel an Grundsätzen hervorragende Geister nicht besitzt. Ein wahrer Patriot kann hier nicht existieren."

Solche Früchte hatte die vierundzwanzigjährige Regierung Friedrichs, der des Christentums nicht zu bedürfen meinte, bereits gezeitigt, daß man das ganze Volk als sittenlos beschuldigte. Es ist richtig, daß sich der Prinz dem Laster der Sinnlichkeit hingab. Aber hatte Friedrich II. dies nicht auch gethan? Seine zahllosen Liebesabenteuer bereiteten dem Vater unsäglichen Kummer, und, um ihn hiervon abzubringen, versuchte er es mit demselben Mittel, welches Friedrich jetzt bei seinem Neffen in Anwendung brachte: er vermählte ihn. Aber auch das hatte bei Friedrich keine Umkehr bewirkt. Länger als zehn Jahre nach seiner Vermählung ging er noch seinen galanten Abenteuern nach. Es ist nicht zu verwundern, daß der Prinz nach einem solchen Vorbild in dasselbe Laster verfiel. Ein Unterschied besteht aber doch zwischen ihm und Friedrich. Letzterer ging dem verbotenen Umgang ohne Scheu, ohne Gewissensbisse nach. Es konnte und sollte jeder wissen. Sein Nachfolger hingegen hat seine Sinnlichkeit stets als eine schwere Sünde gefühlt. Er schämte sich seiner Schwäche, er verbarg sie und weinte über sie. Diese Reue und Selbstverurteilung können zwar nicht zudecken, was gegen Gottes Gebot geschehen ist, aber sie bedecken doch besser als Trotz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und heuchlerisches Außengewand, welche sich der Stimme Gottes beharrlich verschließen. Die Menschen haben ohnedies Freude an der Chronik des Skandals, zumal wenn es den Umgang mit Frauen berührt. Unser Herz lauscht wie Hagar in der Wüste auf das Rauschen des Brunnens, so auf das süße Raisonnement über schöne Frauen. Man glaubt alles Pikante. Die Neugier hat nie die Tugend geübt. An den Höfen hält man es nicht für interessant, die Wahrheit zu verteidigen. Es gehört mehr Mut dazu, die Skandale kritisch zu prüfen, als ihnen nachzugeben. Die Kritiker Friedrich Wilhelms II. waren sicher ohne den Geist Johannes des Täufers. Auch war der Prinz kein Antipas. Er war ein edler Fürst, der zwar einer Modesünde aus Schwachheit unterlag, aber seine Gegner waren Pharisäer, die mit bewußter Parteisucht das achte Gebot übertraten. Man braucht die Sünden Friedrich Wilhelms nicht gut zu heißen, aber er erträgt die Parallele mit den meisten und hervorragendsten Zeitgenossen, jedenfalls mit Friedrich II. Trotz seiner Verirrungen empfand sein Herz eine Freude am Geben, an der Treue, Wahrheit und Aufrichtigkeit. Es besteht ein geheimnisvolles Band zwischen der Herzensgüte und der irdischen, sinnlichen Liebe. Unser Herr billigte nicht, was die Sünderin that, aber er fragte nach der Berechtigung derer, die steinigen wollten. Er ließ diese stehen, aber er wandte sich jener freundlich zu.

Man hielt das sechste Gebot damals nicht für so wichtig wie das siebente. Wie die Theater, Wagen, Perücken und Lakaien, so gehörten auch die Mätressen zum fürstlichen Hofstaat. Eine Ursache sei angeführt, die weniger verächtlich erscheint. Fürstliche Ehen wurden meist aus Politik geschlossen. Auch Friedrich befahl, sein Neffe solle die Tochter seiner Schwester heiraten. Mit der Rücksichtnahme auf das Staatswohl war eine Etikette verbunden, die wirkliche Innigkeit erstickte. Der Umgang wurde steif, berechnend und lang-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weilig. Was die Ehe nicht gewährte, fand man in der Verbindung mit der Mätresse: Unbefangenheit, Frohsinn, Vertrauen. An seines Oheims Hof fand der Prinz nicht die Häuslichkeit, welche das Glück eines deutschen Hauses ist. Man sagte, Friedrich II. haßte die Frauen. Es ist richtig. Er hat Frauenliebe nie gekannt noch gewürdigt. Kein heiterer, milder Sonnenglanz einer ehrenhaften Weiblichkeit ist erwärmend in sein Gemütsleben gefallen. Sein Neffe hingegen liebte die Frauen mit der ganzen Glut eines jungen, gemütvollen Herzens. Friedrich war ein kleiner, schwächlicher Mann, keineswegs hübsch, aber doch nicht häßlich wie es sein Bruder Heinrich war. Friedrich Wilhelm II. hingegen galt als ein wirklich schöner Mann. Wie er den stattlichen Körperbau von seinem Vater geerbt, so sind seine Kinder, Enkel und Urenkel seine Abbilder geworden. Joseph II. nennt ihn den schönsten Mann, den man nur sehen könne. Prinz Albert von Teschen sagt: „Der Kronprinz zeigt in einem starken und riesenmäßigen Körper eine Seele für die größten Strapazen Er hatte eine offene, majestätische Gesichtsbildung und ist voller Heldenmut und Geist.“ Kant, der sonst sein Gegner war, nannte ihn „einen tapferen, menschenfreundlichen, durchaus vortrefflichen Herrn“. Er besaß Verstand, Gemüt und Witz, aber der Druck, den sein Oheim auf ihn ausübte, ließ ihn stiller, zurückhaltender erscheinen. Eine große Feinheit und Bildung verraten seine Briefe an Voltaire, in denen er seine dem Onkel entgegengesetzte Meinung durchblicken läßt. Er schreibt: „Der Artikel vom „Autor“ hat mich am meisten amüsirt. Da ich nicht besorgen darf, es jemals zu werden, so habe ich darüber herzlich gelacht. Wofern ein Fürst nicht Cäsars Styl, Marco Aurels Weisheit oder Friedrichs Genie hat, glaub ich, thut er am besten, wenn er nicht schreibt.“ Er erkennt Friedrichs Genie an, aber er spricht doch seinen Gegensatz zu ihm aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich II. hielt den Prinzen zwar von den Geschäften fern, aber behaupten zu wollen, er habe ihn nicht für geeignet befunden, ist irrig. Überall wo er ihn persönlich walten ließ, fand er Veranlassung, ihn zu loben. 1766 spricht er Herrn de Launay seine Freude über die Thätigkeit des Prinzen aus. Als er später eine wichtige Reise nach Petersburg ausführte, drückte ihm Friedrich seine Zufriedenheit aus: „Ich habe ihn im Kriege und Frieden geprüft. Er hat mir in Rußland die größten Dienste mit Geschicklichkeit geleistet.“ Seit 100 Jahren hat man Friedrich Wilhelm II. im Nebel der Verblendung gleich einem Helden in den Romanen hingestellt, der scheinbar nichts zu thun hatte als romantisch zu sein. Ob er durch seine Favoritinnen dem Lande so viel geschadet hat, wie der alte Fritz durch Voltaire und seine übrigen „Philosophen“, bezweifle ich. Es ist falsch, wenn man ihn als einen trägen Herrscher hinstellt. „Er war vor und nach seiner Thronbesteigung nicht müßig. Herzberg, der ihn genau kannte, schreibt: „daß Friedrich Wilhelm II. dem Porträt sehr wenig ähnlich ist, welches ehrvergessene Schmierer von ihm entwerfen.“ Trenk versichert: „Er ist in der Staatskunst sehr geübt, weit mehr, als man von einem Prinzen erwarten sollte, dem der König alle Geheimnisse verhehlte.“ Zeigte sich Friedrich mürrisch, wenn der Thronfolger mit den Ministern zu arbeiten wünschte, so war es natürlich, daß er seine Muße mit Frauen zubrachte. Es war natürlich, daß „ein jugendlicher Prinz, schön und liebenswürdig wie er war, der vom Glanz der Hoheit und einer künftigen großen Bestimmung umstrahlt, um dessen Gunst alles buhlt, dem sich alles gefällig zeigt und nach welchem tausend Angeln von verführerischen Frauenschönheiten ausgeworfen werden,“ der Gelegenheit des Genusses nicht immer zu widerstehen vermochte und ihr nur zu oft unterlag.

Im Theater hatte der Prinz oft Gelegenheit, die Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kanntschaft hübscher Damen zu machen. Auch begab er sich hierbei öfters hinter die Kulissen. Hier sah er manches, was seine Sinnlichkeit reizte. Hinter der Bühne ging eines Abends ein blasses, junges Mädchen an ihm vorbei, das ihn ehrerbietig grüßte. Er fragte sie, wer sie sei. Es war die dreizehnjährige Tochter des Musikers Enke, die ihrer Schwester die Garderobe ins Theater getragen hatte. Der Prinz fühlte sich bald von ihr so angezogen, daß er ihr Besuche machte und ihr Unterricht erteilen ließ. Ihre Schönheit und Unbefangenheit fesselten ihn mehr und mehr. Viele Abende verlebte der Prinz bei ihr in Potsdam. Um ihn zu bewirten, geriet sie in Schulden. „Eine ärmere Geliebte eines Thronerben als mich", erzählt sie, „hat es schwerlich je gegeben. Ich litt nicht selten Not." In einem Briefe an ihre Mutter berichtet sie: „Der König ist seit der letzten schlesischen Revue mißtrauisch und mürrisch gegen den Kronprinzen. Er läßt strenge aufpassen, wer bei seinem Neffen aus- und eingeht. Der Prinz kommt deshalb seltener und nur des Nachts. In Zehlendorf wechselt er die Pferde und bleibt dann bis drei Uhr morgens hier. Um 5 Uhr ist er schon wieder in Potsdam und muß auf der Parade erscheinen, um keinen Verdacht zu erwecken. Der König hat Forçaden nach Brieg unter das dortige Regiment gesteckt, weil er seinem Neffen bei seinen Streichen Vorschub leistet. Der Kronprinz ist sehr mißvergnügt darüber und hat Forçaden auf bessere Zeiten vertröstet. Daher kam es, daß der Kronprinz seinen Ärger an dem armen Rietz ausließ und ihn mit Stockschlägen regalierte."

Friedrich, der den Prinzen durch Spione überwachen ließ, hielt es fürs beste, ihn bald zu vermählen. Er schrieb an seine Schwester, welche an den Herzog von Braunschweig verheiratet war, daß ihre Tochter seinem Neffen die Hand reichen möge. Es war demnach die Prinzessin die Nichte des Königs aber auch der Königin, weil diese und der Vater

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Braut Geschwister waren. Gesucht hatte Friedrich nicht lange, aber auch gefragt hatte er den Prinzen nicht viel, ob die Prinzessin seiner Neigung entspreche. Am 14. Juli 1765 abends 8 Uhr wurde im Schlosse zu Charlottenburg durch Sack die Vermählung vollzogen.

Die junge Frau beschenkte am 7. Mai 1767 ihren Gemahl mit einer Tochter, welche den Namen Friederike erhielt. Die Ehe war aber keineswegs eine glückliche. Der Prinz fühlte sich zu seiner Gemahlin, die sehr eigenwillig und sinnlich gewesen sein soll, nicht hingezogen. Der Prinz unterhielt nach wie vor seinen Umgang mit der Enke. Das Verhältnis der Ehegatten gestaltete sich bald zu einem äußerst unerquicklichen. Die Prinzessin wollte von ihrem Gemahl garnichts mehr wissen und verbat sich jede Annäherung seinerseits. Es steht fest, daß sie sich später der Untreue schuldig machte, und zwar mit dem bewußten Vorsatze, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Ehe wurde unter Zustimmung des Königs am 18. April 1769 gelöst. Am Hofe durfte die Prinzessin nicht mehr erscheinen. Sie wurde nach Stettin verwiesen und lebte dort noch 70 Jahre. Man behauptete, sie hätte noch viele Liebeshändel gehabt, aber nie eine Herzensneigung. Gleichwohl erwiesen ihr Friedrich Wilhelm II. und auch später dessen Nachfolger, sobald sie Stettin berührten, diejenige Ehrerbietung, die ihrem Range, ihrer nahen Verwandtschaft und ihrem Unglück gebührt. Sie starb am 18. Februar 1840 in einem Alter von 94 Jahren.

Die reizende Wilhelmine Enke wohnte in jener Zeit immer noch in dem bescheidenen Häuschen in Potsdam. Der Prinz blieb ihr nach wie vor zugethan und ließ sie täglich in den Wissenschaften unterrichten. Des Französischen sollte sie ganz mächtig werden, da sich der Prinz dieser Sprache im Briefwechsel lieber bediente. „Die Liebe des Prinzen zu mir," erzählte Wilhelmine, war so leidenschaftlich und schwär-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merisch, daß er mir selten eine Bitte versagte. Der König hatte ihn meiner wegen einst so mit Vorwürfen überhäuft, daß ich vermutete, er würde sich von mir zurückziehen. Ich war damals zum ersten Male guter Hoffnung und fragte ihn mit Thränen, ob er mich nun doch verlassen wolle. Er wurde sehr ernst, reichte mir die Hand und versicherte, daß er nie von mir lassen werde. Ich konnte mich aber nicht beruhigen, auch meine Thränen nicht zurückhalten. Er korrigierte gerade meine schriftlichen Arbeiten und hielt sein Radiermesser in der Hand. Mit diesem schnitt er sich in den Ballen seiner linken Hand und schrieb mit seinem Blute auf ein Blatt Papier die Worte: „Bei meinem fürstlichen Ehrenwort versichere ich Dir, Dich nie zu verlassen Fr. W.“ Diese Handlung erschütterte mich so sehr, daß ich mich garnicht zu fassen wußte. Er wünschte auch von mir nun ein mit Blut geschriebenes Andenken. Ich schnitt mich ungeschickt in den Daumen, und das Blut floß so reichlich, daß ich damit einen ganzen Bogen hätte beschreiben können. Nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben.“ Noch nach 30 Jahren zeigte Wilhelmine die Narbe an ihrer linken Hand.

Zu ihrer weiteren Ausbildung schickte sie der Prinz demnächst auf sechs Monate nach Paris. Er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihr. Diese und andere wichtige Schriftstücke Friedrich Wilhelms sind leider nicht auf uns gekommen, da sie sein Sohn, Friedrich Wilhelm III., in falscher Übereilung verbrennen ließ.

Bei der Rückkehr seiner Favoritin aus Paris fühlte sich der Prinz fast noch mehr als bisher an sie gefesselt. Sie begann jetzt schon einen größeren Einfluß auf ihn zu gewinnen, so daß es vorkam, daß auf ihre Empfehlung Personen ohne Verdienst einträgliche Staatsämter erhielten. Friedrich, dem solche Intriguen hinterbracht wurden, ließ eine ernste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weisung an alle Kollegien ergehen, „nicht mehr auf die Empfehlungen einer gewissen hohen Person bei Anstellungen Rücksicht zu nehmen."

In jener Zeit ereignete es sich, daß Wilhelmine, ohne ausweichen zu können, dem Könige in der Nähe des Schloßgartens zu Potsdam begegnete. Sie war bestürzt, aber als sie der König anredete, hörte sie ihn ehrerbietig an. „Es sei sein Wille, daß dem anstößigen Verkehr des Thronfolgers mit ihr ein Ende gemacht werde. Er gebe ihr ernstlich den Befehl, in kurzem den ersten besten Mann zu heiraten, in welchem Falle für reichliche Aussteuer gesorgt werden solle."

Der Prinz wollte anfangs von einer Verheiratung seiner Favoritin nichts hören, aber des Königs Wille war so bestimmt, daß er sich fügen mußte. Die Enke schrieb an ihre Mutter: „Der Kronprinz will nun auch, daß ich heirate und zwar Rietzen, weil der König seit der letzten Entdeckung böse auf ihn ist. Es soll nur Maske sein, um den alten Krickenstößer damit zu täuschen, der, weil er selber sich nicht mehr freuen kann, auch seinem Neffen die Freuden des Lebens mißgönnt. Ich muß in den sauren Apfel beißen und dem Prinzlichen Schuhputzer die Ehre erweisen, mich seine Frau nennen zu lassen. Kranz hat ein beißendes Epigramm in seine Wochenschrift auf mich eingerückt, worin er sagt, ich hätte früher Zitronen zum Verkauf herumgetragen. Der Narr! Schicke ihm vier Friedrichsdor und er wird schweigen. Der Mann ist ein hungriger Skribent, der ums Geld aus Teufeln Engel und aus Engeln Teufel macht." Rietz*) erklärte sich

*) Der Kriegsrat von Cölln, ein Zeitgenosse, entwirft über Rietz folgende Charakteristik: „Rietz war ein gemeiner Mensch. Als Bedienter ertrug er alle Launen des Prinzen. Friedrich Wilhelm war bei aller Herzensgüte oft jähzornig und schlug seine Bedienten. Dies that ihm nachher sehr leid, sobald die Hitze verflogen war, und er machte es durch Geschenke wieder gut. Rietz nahm von seinem Herrn Ohrfeigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bereit, der Schein-Gemahl der prinzlichen Favoritin zu werden, indem er überlegte, daß er durch diese Gefälligkeit seine Stellung unendlich befestige. Auf einem Dorfe bei Potsdam wurde die Hochzeit Wilhelminens mit Rietz vollzogen. Die Ehegatten wohnten jedoch niemals in einer gemeinsamen Häuslichkeit.

Fräulein Enke hieß nun zwar Frau Rietz, aber das Verhältnis zu dem Prinzen war ganz das alte geblieben. Ja, es erhielt sogar des Königs Genehmigung. Friedrich, welcher

---

und Stockprügel hin. Er war ein geduldiges Instrument. Er entschädigte sich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten ebenso ohrfeigte. Nachdem er sich für seinen Herrn zum Ehemann seiner Favoritin hergegeben hatte, saß er fest auf seinem Posten. Rietzens Genuß bestand im Essen und Trinken, im Befehlen, im Sammeln eines Kapitals und im Nichtsthun. Im neuen Garten zu Potsdam, in dem rechten Hause am Eingange, feierte Rietz seine Bachusfeste. Hier flossen edle Weine wie Wasserbäche. Im Vollgefühl der Gunst des Kronprinzen hielt er sich nicht nur für einen tüchtigen, unentbehrlichen Diener seines Herrn, sondern sogar für ein Genie. Goethe hatte ein Abenteuer mit ihm in Mannheim und beschreibt dies wie folgt: „An der langen, sehr besetzten Wirtstafel saß ich an einem Ende, Rietz an dem anderen, ein großer, wohlgebauter, breitschultriger Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelms II. ganz wohl geziemte. Er mit seiner Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Mutes von Tafel auf. Ich sah Herrn Rietz auf mich zukommen. Er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner langgewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: „ich müsse ihm verzeihen. Er habe noch ein persönliches Interesse mich zu sehen. Man habe gegen ihn bisher immer behauptet, schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermickert aussehen, wie man ihm dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen. Er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sei aber dabei gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen. Aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns Beiden lange Dauer solchen Behagens.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einsah, daß er den Neigungen des Prinzen gegenüber machtlos war, ließ der Favoritin mitteilen, sie möchte den Prinzen von der Hauptstadt fernhalten, „damit er nicht in sonstige Bekanntschaften verfalle.“ Ein Beweis dafür; daß dieses Verhältnis nun die königliche Sanktion erhielt, erhellt aus einem Schreiben, in dem Friedrich dem Stadtpräsidenten Philippi eröffnete, er habe nun nichts mehr gegen die Besuche des Prinzen bei der Rietz, doch dürfe dieselbe nicht auf dem Schlosse wohnen. Man möge ihr ein Landhaus bei Potsdam kaufen. Wenn sie dort seinen Befehlen nachkomme, so werde er „ihr wolaffectionierter König“ bleiben.

In Folge dieses Befehls kaufte der Prinz das Landhaus des Grafen Schmettau in Charlottenburg, welches mit allem Komfort eingerichtet und von einem reizenden Garten umgeben war. Friedrich wies aus seiner Schatulle hierzu zwanzigtausend Thaler an.

Die zweite Vermählung Friedrich Wilhelms.

In Übereinstimmung mit dem Könige hielt es Friedrich Wilhelm, mit Rücksicht auf die Erhaltung des Zollernstammes, für notwendig, eine neue Ehe einzugehen. Zu diesem Zweck wurde der Graf Schulenburg beauftragt, eine Umschau an den Höfen vorzunehmen und zu berichten, wo sich eine geeignete Prinzessin vorfinde. Der Brautwerber begab sich nach Gotha, Meiningen, Koburg, Ansbach und kam auch nach Darmstadt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt war zwar kein Verehrer Friedrichs. Er befehligte früher das in Prenzlau stehende Regiment. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, bezeichnete er Friedrichs Beginnen als einen ungerechten Eroberungskrieg, entsagte dem preußischen Dienst und kämpfte unter Östreichs Fahnen. Der Landgraf besaß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedoch acht Kinder, darunter vier unvermählte Töchter. Seine Verhältnisse waren nicht glänzend, er nahm den Brautwerber sehr gnädig auf. Schulenburg schrieb nach Berlin: „Glanzvolles bieten die Prinzessinnen nicht, sie sind weder hübsch noch schön, aber sie ermangeln nicht der Annehmlichkeit. Jede hat ein ausgezeichnetes Herz. Die Prinzessin Friederike aber scheint allein für den Kronprinzen in Betracht kommen zu können. Sie erfreut sich einer kernigen Gesundheit, hat ein gutes Herz und besitzt viel Lebhaftigkeit"

Friedrich schrieb an den Landgrafen: „Die liebenswürdigen Eigenschaften Ew. Durchlaucht Tochter, der Prinzessin Friederike, sind mir und meinem Neffen so vorzüglich angerühmt worden, daß der Prinz sehnlichst wünscht, sich mit derselben durch ein fürstliches Eheverbündnis zeitlebens zu vereinigen." Auch Friedrich Wilhelm bat die Landgräfin, seine Werbung bei ihrer Tochter zu befürworten. An die Braut richtete er folgendes Schreiben: „Gnädigste Prinzessin! Meine Umstände erfordern es, daß ich mich wieder vermähle. Mit Rücksicht auf all das Gute, was ich über Eure Fürstlichkeit gehört habe, bin ich überzeugt, daß ich keine andere Wahl als die Ihrer Person treffen kann. Ich habe nicht das Glück, Eurer Hoheit bekannt zu sein, aber nichts desto weniger hoffe ich, daß Sie die Bitte nicht werden zurückweisen wollen, welche ich an Sie richte, und daß Sie überzeugt sein werden, daß ich alles in der Welt thun will, um Ihre Achtung und Ihre Freundschaft zu verdienen."

Die Prinzessin hatte das Glück, einem Fürstenpaare entsprossen zu sein, das durch gegenseitige, innige Liebe, durch treue Fürsorge für die ihm geschenkten Kinder als Vorbild einer ehelichen Verbindung gelten konnte. Eltern und Tochter fühlten sich hochgeehrt durch diese Werbung. Als die Prinzessin ihre Einwilligung kundgegeben, schrieb Friedrich eigenhändig an sie: „Potsdam, den 10. Juni 1769. Ihr Brief

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat mir großes Vergnügen bereitet. Sein Inhalt entspricht ganz den Wünschen meines teuren Neffen, für welchen ich stets eine lebhafte und zärtliche Teilnahme hege. Ihre Hoheit haben ihm Ihr Herz und Ihre Hand gegeben, und bei einem so ausgezeichneten Verdienste, wie das seinige ist, wird Ihre Vereinigung mit ihm nur begleitet sein von allen Arten des Glücks. Ich werde stets mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, um Ihnen die Empfindungen der zärtlichsten Hochachtung zu bezeigen, mit welcher ich bin, meiner lieben Kousine, Fürstlichen Hoheit wohlgesinnter Kousin Friedrich." Der Thronfolger schrieb seiner Braut, daß er sich freue, sie nun bald begrüßen zu können. Er sehe diesem Augenblick mit großer Ungeduld entgegen und er hoffe, daß, wenn ihm erst die Ehre zu teil geworden sei, von ihr gekannt zu sein, er ihre Achtung jederzeit verdienen werde. Die Braut und die landgräfliche Familie wurden auf ihrer Reise überall freundlich empfangen. Die Prenzlauer, in deren Mitte sie Jahre lang gewohnt, sandten den Bürgermeister mit einer Gratulation an das Brautpaar. Am 14. Juli 1769 fand die Vermählung in Charlottenburg statt. Beim Austausch der Ringe erdröhnte aus vierundzwanzig Kanonen ein dreimaliges Freudensalut. Der übliche Fackeltanz beendete das Fest. Am nächsten Tage begab sich das neuvermählte Paar nach Berlin und wohnte dort dem Gottesdienst im Dom bei. Der König hatte sich bereits nach Potsdam zurückbegeben. Demnächst speiste das junge Paar bei der Königin. Am 18. fuhren sie mit dem Prinzen Heinrich und Ferdinand, der Prinzessin Amalie und den landgräflichen Herrschaften zum Könige nach Potsdam. Die Königin hatte keine Einladung erhalten. Der Sitte der Zeit gemäß wurden alle diejenigen, welche an der Hochzeitsfeier teilgenommen, mit Geschenken bedacht. Erwähnenswert ist es, daß Friedrich seine Minister befragte, wieviel er wohl, dem Brauche gemäß, zu spenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verpflichtet sei, dann aber die ihm angegebene Summe um die Hälfte herabminderte.

Es geschah nur selten, daß der Thronfolger mit seiner Gemahlin in den verödeten Räumen des Schlosses Sanssouci erscheinen durfte. Friedrichs Gemahlin hat das Schloß nie betreten. Man war erstaunt, daß Friedrich jetzt die landgräflichen Herrschaften mit einer Einladung beehrte. Noch einmal, und zwar bald darauf, versammelte Friedrich einen größeren Kreis von Damen zu einer Festlichkeit daselbst. Die verwittwete Kurfürstin von Sachsen war auf ihrer Reise von Friedrich mit einer Einladung beehrt worden. Die Prinzessinnen Heinrich, Ferdinand und Philippine von Schwedt begaben sich nach Potsdam. Auch die Gräfinnen von Schmettau, Kameke und Bredow empfingen Einladungen. Es fand ein Konzert statt, in welchem die Kurfürstin den Flügel spielte und sang. Der König blies die Flöte, der Thronfolger spielte das Violoncell und der Erbprinz von Braunschweig die erste Violine.

Geburt und Taufe Friedrich Wilhelms III.

Obwohl Friedrich Wilhelm durch seine dienstlichen Geschäfte — Führung seines Regiments, Repräsentationen, Paraden, Beaufsichtigungen mannigfacher Art — sich meist in Berlin und Potsdam aufhielt, geschah es doch oft, daß er auf Befehl des Königs sich längere Zeit von Berlin entfernen und bald diesen, bald jenen Teil des Landes besuchen mußte. So erhielt er bald nach seiner Vermählung den Auftrag, sich nach Schlesien zu begeben. Es entspann sich zwischen ihm und seiner Gemahlin ein lebhafter Briefwechsel, der von großer Zärtlichkeit Zeugnis ablegt. Jeder Briefwechsel trägt immer das Gepräge hoher Subjektivität, weil sein Inhalt nicht für Dritte bestimmt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist, aber sein Wert steigt mit der Bedeutung des gesellschaftlichen Standpunktes des Verfassers. Leider sind auch diese Briefe, welche Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin wechselte, von seinem Sohn und Nachfolger vernichtet worden. Von den wenigen, welche erhalten blieben, datiert einer vom 15. August 1769 aus Schweidnitz und lautet: „Liebe Freundin! Man bringt mir Ihren Brief in dem Augenblicke, in welchem ich einen an Sie beginnen wollte. Sie schreiben so zärtlich, daß ich davon gerührt bin, wie liebenswürdig Sie sind. Ihre Liebe zu mir macht mich zum glücklichsten Menschen der Welt. Die Augenblicke während des Lesens waren die einzig freudevollen, welche ich seit unserer Trennung verkostet habe. Diese Trennung ist mir wahrlich ebenso schwer geworden wie Ihnen. Seien Sie versichert, daß Ihr Bild immer in meinem Herzen eingegraben bleibt. Ich brenne vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Der Augenblick unserer Vereinigung wird für mich ein glücklicher sein. Ich denke nur an Sie und freue mich nur in der Hoffnung, Sie bald wiederzusehen. Ich werde jedoch noch drei bis vier Wochen dienstlich hier beschäftigt sein und erst am 7. oder 8. nächsten Monats dort eintreffen. Leben Sie wohl, meine liebe kleine Freundin, und vergessen Sie mich nicht. Ich liebe Sie aufrichtig und werde Ihnen für mein ganzes Leben zärtlich ergeben bleiben." Schon nach vier Tagen schrieb der Prinz wieder von Silberberg aus und erzählt sehr ausführlich seine Reise von Landshut her, daß alle sehr ermüdet und der Prinz Heinrich sogar krank in Silberberg angekommen seien, daß sie von einem fürchterlichen Sturm belästigt worden und bald in Glatz zu sein hofften. „Das sind," fügt er hinzu, „alle meine Neuigkeiten, die ich Ihnen, meine liebe Freundin, mitteilen kann. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu sagen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, was, wie ich hoffe, keine Neuigkeit mehr für Sie ist. Ich freue mich, Sie wiederzusehen, denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich habe kein Vergnügen, wo Sie nicht sind. Ich zähle die Minuten bis ich das Glück haben werde, Sie wiederzusehen. Es ist ein Glück, daß diesmal meine Reise nicht so lange währt. Vergessen Sie nicht den zärtlichsten und aufrichtigsten Ihrer Freunde."

Bei seiner Ankunft in Neiße erfreute der Prinz seine Gemahlin durch folgendes Schreiben: „Ihr lieber Brief, welchen ich heute Mittag empfing, hat mir großes Vergnügen bereitet. Wie können Sie, meine allerliebste Freundin, nur glauben, daß Ihre Briefe mir ungelegen kommen? Sie kennen nicht die Liebe, die ich zu Ihnen hege. Ihre Zuschriften erhöhen das Glück meines Lebens, dieselben bereiten mir die einzigen frohen Augenblicke in der Zeit meiner Abwesenheit. Ich kenne nur einen Fehler an Ihnen, meine liebe Freundin, nämlich, daß Sie nicht glauben an die Wahrheit der Gefühle, welche Sie bei allen denen erwecken, die sich Ihnen nahen. Die Empfindungen aufrichtigster Liebe zu Ihnen bleiben stets in meinem Herzen." Zum Schluß bittet er seine Gemahlin, sich zu schonen, nicht zu viel zu tanzen und nicht zuviel Obst zu essen.

Die Dienstreisen, welche Friedrich Wilhelm im Auftrage des Königs unternehmen mußte, gestatteten es nicht, daß ihn seine Gemahlin begleitete. Auch hätte dies der König mißfällig aufgenommen. In seiner Abwesenheit fand stets ein lebhafter Austausch ihrer beiderseitigen Erlebnisse statt. Sämtliche Briefe sprechen von der Freude, welche ihnen die ersehnte Vereinigung bereiten wird.

Der Grund dafür, daß Friedrich die Wiedervermählung des Kronprinzen beschleunigt hatte, lag in seiner Sorge für die Erhaltung des Zollernstammes. Die Ehe seines Bruders Heinrich war kinderlos, und sein Bruder Ferdinand besaß damals nur eine Tochter. Außer dem Prinzen von Preußen und den beiden Brüdern des Königs war kein Prinz vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

handen. Groß war daher die Freude, als die Wünsche des königlichen Hauses baldige Erfüllung verhießen. Friedrich schrieb an die Kronprinzessin: „Ich schmeichle mir, daß wir Ihre Frau Mutter bald hier begrüßen werden, und daß deren Gegenwart Ihnen Glück bringen wird durch den Beistand, welchen sie Ihnen leisten wird.“ Der Kronprinz bemühte sich für seine Gemahlin alles in Bereitschaft zu setzen, um ihr für die bevorstehenden schweren Stunden jede Erleichterung zu verschaffen. Seine Schwiegermama traf am 13. Juni in Potsdam ein. Am 3. August 1770 wurde das frohe Ereignis, nämlich die Geburt eines zukünftigen Thronfolgers, dem Volke durch Geschützdonner verkündet. Friedrich begab sich noch an demselben Tage in das kronprinzliche Schloß Er nahm den Neugebornen auf den Arm und küßte ihn. „Ein für mich und mein Haus so bedeutungsvolles Ereignis hat mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Was diese Freude noch erhöht, ist, daß sie das ganze Vaterland mit mir teilt. Möchte dasselbe dereinst auch die Freude mit mir teilen, diesen Prinzen auf den ruhmvollen Bahnen seiner Vorfahren wandeln zu sehen.“

Bei der Taufe, in welcher der Prinz die Namen Friedrich Wilhelm empfing, hielt der König selbst den Täufling. Seine Jugendzeit verlebte der Prinz im väterlichen Schlosse, dem Marmorpalais zu Potsdam. Friedrich Wilhelm wünschte, daß der kleine Prinz, sowie seine Geschwister möglichst einfach erzogen würden. Potsdam galt in jener Zeit für ein zweites Sparta. Täglich fanden Paraden und Musterungen statt. Hatte sich Friedrich Wilhelm von Jugend auf an das straffe Militärwesen gewöhnen müssen, so wollte er nun auch, daß der kleine Prinz sich die Exerzitien möglichst frühzeitig aneigne. Zum ersten Erzieher seines Sohnes bestimmte Friedrich Wilhelm den Geheimrat Benisch. Man schildert diesen zwar als einen finsteren Mann, der den Knaben strenge

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hielt, dagegen wird sein Fleiß und seine Rechtlichkeit rühmend erwähnt. Der König entwarf für den Prinzen eigenhändig einen Unterrichtsplan und bestimmte, wie er es bei dessen Vater gethan, daß derselbe seinem Religionslehrer, falls ihn derselbe den Offenbarungsglauben lehren sollte, widersprechen müsse. Friedrich Wilhelm, der diese, dem Christentum feindliche Gesinnung des Königs als eine verderbliche ansah, war sich der Verantwortung hinsichtlich der Erziehung seines Sohnes wohl bewußt. Er hielt darauf, daß der kleine Prinz von Jugend auf in den Glaubenslehren unterwiesen wurde. Es gereichte ihm zur Freude und zum Ruhm, daß der Prinz bei seiner Konfirmation das Zeugnis ablegte: „Ich erkenne mich für verpflichtet, und ich will es mir beständig eine Freude sein lassen, meinen Glauben an Christum vor der Welt zu bekennen. Es ist sündlich, sich dieses Bekenntnisses zu schämen. Ich weiß aber, daß die Frucht des Glaubens an den Erlöser ein frommer Wandel ist. Ich bin ein überzeugter Christ und will mich von dem Geiste Jesu Christi regieren lassen."

Friedrich Wilhelm wollte, daß seine Kinder in christlichen Grundsätzen erzogen würden. Seines Onkels Unglauben war ihm zuwider. Deshalb berief er auch den Sohn seines früheren Lehrers, des Hofprediger Sack, der ihm als ein gläubiger Geistlicher bekannt war, zum Religionslehrer seiner Kinder. Dessen Vater hatte ihn selber unterrichtet, konfirmiert und zweimal ehelich getraut. Der Sohn vollzog die Taufe des kleinen Prinzen, er unterrichtete ihn, konfirmierte und traute ihn auch später. Der Hofprediger Sack, sowie dessen Vater standen bei Friedrich Wilhelm II. in hoher Achtung. Friedrich II. mochte ihn jedoch wegen seines Glaubens und seiner Furchtlosigkeit nicht leiden. Als am 18. November 1772 dem Prinzen Ferdinand ein Sohn geboren war und Sack die Taufe an ihm vollzog, war sowohl Friedrich Wilhelm II.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als auch Friedrich II. als Paten geladen. Friedrich nahm den Täufling und sagte zu Sack: „Fange Er an, aber mache Er Seinen Sermon kurz.“ Friedrich, dem die an sich schon kurze Taufrede doch noch zu lang erschien, machte seinen Unwillen dadurch bemerkbar, daß er auf die Rede garnicht achtete und mit dem bei ihm stehenden Prinzen Ferdinand sprach. Was that Sack? Er sah den König ernst an und hörte auf zu sprechen. Als er, wie Friedrich fortfuhr, mit seinem Nachbar zu sprechen, anhaltend schwieg, sahen ihn alle erstaunt an, fürchtend ihm sei unwohl geworden. Friedrich fragte: „Was hat Er, fehlt Ihm was?“ „Nein, Majestät, mir ist ganz wohl.“ „Warum hört er auf zu sprechen?“ „Wenn Ew. Majestät reden,“ antwortete Sack, „dann ist es des Dieners Pflicht zu schweigen.“ Friedrich fühlte den Verweis und erwiderte barsch: „Brumme Er nicht. Bringe Er die Sache zu Ende.“ Nun fing Sack seine Taufrede von vorn an und hielt sie mit Ruhe und Würde. Nun geschah es, daß Friedrich mit dem Täufling auf dem Arm den brennenden Wachskerzen, welche die Pagen trugen, zu nahe kam, so daß die Frangen der langen, kostbaren Tücher, womit der fürstliche Täufling geschmückt war, zu brennen anfingen. Die schnell zuspringenden Hofdiener löschten das Feuer. Friedrich wollte sich aber rächen und sagte zu Sack: „Nun sieht Er's; Er hat mit Wasser getauft, ich aber habe mit Feuer getauft.“ Sack gab die würdige Antwort: „Ja, aber nicht mit dem Feuer des heiligen Geistes.“*)

Den Mächtigen der Erde und auch dem spottenden Friedrich II. gegenüber den Christenglauben geltend zu machen und furchtlos Gott die Ehre zu geben, ist nicht eine leichte Sache. Die Kühnheit des Täufers, der im härenen Gewande seinem König sagte: „Es ist nicht recht!“ können aber nur

*) Eylert, Charakterzüge Friedrich Wilhelm III. S. 165.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diejenigen besitzen, welche täglich im Gebet und Buße mit der eigenen Sünde ringen. Friedrich Wilhelm II. schätzte solche Männer. Friedrich II. ging an ihnen kalt vorüber.

Friedrich Wilhelm II. und Kaiser Joseph II.

Friedrich war im siebenjährigen Kriege nicht als Sieger hervorgegangen, denn er hatte Sachsen und alle Eroberungen wieder herausgeben müssen. Aber eine von den Mächten gefürchtete Stellung hatte er sich doch erworben. Um diese zu behaupten, bedurfte es bei dem geringen Umfange und der kärglichen Mittel des Staates der allereifrigsten Sorge. Der Krieg hatte den Staat zu sehr geschwächt. Nur kaum und wunderbar hatte sich Friedrich behauptet. Dem Kriegswechsel konnte er sich jetzt nicht hingeben. Durch diplomatische Schachzüge wollte er seinen Besitzstand erweitern. „Da saß nun der alte Meister," schreibt Stenzel, „in seinem Sanssouci sorgenvoll und rechnete von früh bis spät und sah nach, daß die Zähne seines Räderwerks ineinandergriffen, änderte aber im Wesentlichen nichts, denn die Federkraft war schon aufs Höchste gespannt."

Diese äußerste Spannung war eine Folge des Mißverhältnisses, welches zwischen der Kraft des Staates und seiner äußeren Weltstellung obwaltete. Je fünfundzwanzig Menschen mußten einen Soldaten ernähren. Jetzt unterhalten erst hundert Menschen einen Soldaten. Niemand hat dies lebhafter erkannt als Friedrich. „Der Adel war erschöpft," sagt er, „die kleinen Leute ruiniert, eine Menge von Ortschaften verbrannt, viele Städte zerstört, eine vollkommene Anarchie hatte die Ordnung umgeworfen und die allgemeine Verwüstung war da." Die Erwerbung Sachsens hielt er für unerläßlich. Mit Östreich, sagte er, sei nie ein festes Band politischer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allianz zu schließen. Konnte er jetzt Sachsen nicht bekommen und Östreich nicht verkleinern, so wollte er versuchen, anderswo festen Fuß zu fassen. Diesen Ansichten widersprach der Thronfolger. Dieser strebte durchaus eine Versöhnung mit Östreich und mit den deutschen Fürsten an. Für Friedrich hatte der Friede von 1763 nur den Kampf, nicht aber die innere Entzweiung beendet. Er wollte auch jetzt noch Gebietserweiterung für jeden Preis. Der Kronprinz hingegen erwiderte: „Die Befestigung des alten Besitzstandes und die Förderung des Wohls der Unterthanen sind ruhmvoller als eine durch diplomatische Ränke oder gewaltthätige Kriege herbeigeführte Staatsvergrößerung.“ Friedrich war von allen Mächten so gehaßt, daß trotz seiner Liebeswerbungen keine einzige gewillt war, einen Vertrag mit ihm zu schließen. Er brachte indes in Erfahrung, daß die Kaiserin Katharina von Rußland heimlich den Zweck verfolge, ihren Liebhaber, den Grafen Poniatowski, auf den polnischen Thron zu bringen. Friedrich erbot sich, ihr hierbei behülflich zu sein. Die mächtige Kaiserin durchschaute zwar ihren alten Gegner, aber dessen Bündnisantrag kam ihr gelegen. Sie verbanden sich, alles zu hindern, was die Anarchie in Polen zügeln und die königliche Gewalt stärken könnte. Dieser schmachvolle Vertrag legte Friedrich die Pflicht auf, alljährlich an Rußland vierhundertachtzigtausend Thaler zu zahlen, da Katharina zugleich in einen Krieg mit den Türken verwickelt war. Der Kronprinz gab dem Könige seinen Unwillen über einen so empörenden Vertrag offen zu erkennen. Das Vordringen der Russen in Polen und der Türkei versetzten den Wiener Hof in die größte Unruhe. Die Polen baten Maria Theresia um Hülfe. Das Bündnis Rußlands mit Preußen hielt sie ab, dieser Bitte zu entsprechen. Um jedoch das drohende Übergewicht Rußlands abzuweisen, ließ sich der Wiener Hof in Unterhandlungen mit Friedrich ein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jetzt trat Friedrich mit einem von ihm längst entworfenen Teilungsplan Polens hervor. Katharina stimmte ihm zu, gebot ihm aber Schweigen Wien gegenüber. Sofort nach Eingang dieser Zusage paktierte er mit dem Feinde Rußlands: dem Wiener Hofe. Maria Theresia versprach, ihren Sohn, den Kaiser Joseph nach Neiße zu senden, damit Friedrich dort mit ihm Verabredungen treffen möge.

In Östreich machte sich der Einfluß des jungen Kaisers bemerkbar. Er teilte nicht die Erbitterung, welche von dem Kriege her die ältere Generation beherrschte. Die Zusammenkunft der beiden Herrscher in Neiße währte mehrere Tage. Der Kronprinz verkehrte mit dem Kaiser in herzlichster Weise. Beide befanden sich in beinahe gleichem Alter. Ihre Anschauungen in Bezug auf Politik, Religion und Familienleben begegneten sich. Jeder von ihnen besaß ein wohlwollendes Herz und eine rechtschaffene, deutsche Gesinnung. Auch Kaunitz bat den Kronprinzen, „auf eine ehrliche Vereinigung Östreichs und Preußens hinzuwirken, denn dies sei der einzige Damm gegen den wilden Strom, welcher Europa zu überfluten drohe.“ Der Kronprinz versicherte ohne Hintergedanken, daß es ihm ernstlich an der Aufrechterhaltung eines guten Einvernehmens gelegen sei. Friedrich versprach dies zwar auch, aber er schrieb noch an demselben Tage an Graf Finckenstein: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem Wesen. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Er hat mir eine gegenseitige Reduktion der Armee vorgeschlagen, was ich ablehnte. Er ist von Ehrgeiz beseelt. Ich kann nicht sagen, ob er es auf Venedig, Bayern oder Lothringen abgesehen hat. Aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt.“ Joseph berichtete seiner Mutter: „Das knechtische Ansehen, welches sein Neffe, der Thronfolger bei dem Könige hat, ist ganz unglaublich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich ist ein Genie und ein Mensch, der wunderbar zu reden versteht, aber es giebt nicht ein Gespräch, bei welchem man nicht herausfühlt, daß man es mit einem Schurken le fourbe) zu thun hat. Er versichert mir, daß er jetzt aufrichtig eingestehe, in der Jugend dem Ehrgeiz gefolgt und selbst schlecht gehandelt zu haben (et même d'avoir mal agi), aber daß diese Zeiten vorüber sind und er jetzt solide denke."

Bald darauf statteten Friedrich und der Kronprinz dem Kaiser in Neustadt in Mähren einen Gegenbesuch ab. Auch diesmal empfing Joseph den Kronprinzen aufs Herzlichste. Seiner Zustimmung war er ja gewiß. Als er aber Friedrich bat, er möge ihm doch wenigstes seine Neutralität zwischen Östreich und Rußland zusichern, erklärte der alte Gegner: „Ich hoffe zwar, Katharina zur Mäßigkeit gegen die Türkei zu vermögen, aber im entgegengesetzten Falle und beim Ausbruche eines Krieges werde ich auf Rußlands Seite mitkämpfen."

Östreich vermied nun den Krieg. Friedrich und Katharina traten jetzt mit ihrem Teilungsplan ohne Scheu an Östreich heran. Maria Theresia wurde in die Zwangslage versetzt, entweder Genosse der Teilung zu sein, oder Krieg zu führen gegen Rußland und gegen Preußen. Das konnte sie nicht. Erst im April 1772 unterschrieb die bekümmerte Fürstin den Vertrag, hinzufügend: „Das offenbare Recht schreit gen Himmel wider uns, doch gelehrte Männer wollen es so. Wenn ich aber längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Rechtsverletzung hervorgehen wird."

Friedrich gewann 631 Quadratmeilen. Er pries seinen Erfolg an Voltaire, „als ein Werk, das vor allen Richterstühlen gerechtfertigt dastehe." Friedrich Wilhelm bezeichnete die Teilung als einen Gewaltstreich und ein schweres Unrecht. Als einzige Entschuldigung für Friedrich ließ er gelten, daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser überzeugt war, das ohnmächtige Polen sei nicht zu erhalten und über kurz oder lang würde es ganz unter Rußlands Botmäßigkeit gefallen sein.

Friedrich Wilhelm im bayerischen Erbfolgekriege.

Maria Theresia hatte sich schweren Herzens den Wünschen Friedrichs in Bezug auf Polen willfährig bezeigt. Ihr Sohn hatte ihn und den Thronfolger aufs Herzlichste in Mähren aufgenommen, und ihrerseits war alles geschehen, um den bösen Nachbar zu versöhnen. Aber Friedrichs Argwohn gegen die Absichten Josephs blieb in steter Zunahme.

Dieser Argwohn war unbegründet, denn niemand in Wien dachte daran, einen Gewaltstreich zur Vernichtung des Deutschen Reiches zu führen oder Preußen zu bekriegen. Wohl aber wurde beabsichtigt, eine sich darbietende Gelegenheit zur Erwerbung eines benachbarten Landes auf dem herkömmlichen Wege, auf dem die Häuser Habsburg und Hohenzollern mit Glück und Geschick zur Größe gelangt waren, zu benutzen und in diesem Erwerbe einen Ersatz für die unfruchtbaren Mühen des Kaisertums wahrzunehmen. Die Einkünfte eines deutschen Kaisers beliefen sich damals auf jährlich 13,884 Gulden und 32 Kreuzer, sodaß der Kaiser als solcher sich nicht so gut als ein hannöverscher Kammerpräsident stand.

Der Kurfürst von Bayern hatte keine Kinder. Nach seinem Tode mußte das Land dem Kurfürsten von der Pfalz anheimfallen. Auch dieser, ein lebenslustiger und stets geldbedürftiger Herr, hatte keine ehelichen Kinder, wohl aber viele uneheliche. Letztere waren von der Nachfolge ausgeschlossen, dennoch wünschte sie der Vater möglichst gut zu versorgen. Diese Umstände benutzte Joseph, um den Thronfolger zu ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anlassen, ihm seine Erbansprüche abzutreten. Letzterer fand die ihm und seinen Kindern gewährleisteten Vorteile für so annehmbar, daß er seine Rechte an Joseph abtrat. Auch der Neffe des Kurfürsten, der Herzog von Zweibrücken, welcher erbberechtigt war, hatte sein volles Einverständnis erklärt. Diese Abmachungen waren allgemein bekannt, und auch der noch regierende Kurfürst billigte sie. Sie betrafen eine Familiensache und niemand hatte etwas dreinzureden. Bisher hatten oft deutsche Länder ihre Herren gewechselt. Das Einverständnis der Beteiligten und die Genehmigung des Kaisers genügten. Der Unterthanen Zu- oder Abneigung war nie in Betracht gekommen. Weder Friedrich noch sonst Jemand hatte gegen diesen ganz legalen Vertrag Einspruch erhoben. Am 30. Dezember 1776 starb der Kurfürst. Der Kaiser ergriff nun Besitz von dem ihm zustehenden Teile Bayerns, während der Kurfürst von der Pfalz die Regierung für das übrige Bayern antrat. Sachsen meldete auf einige kleine Landstriche Erbansprüche an. Alle übrigen deutschen Fürsten sahen die Sache Josephs als rechtsgültig an.

Nun trat aber Friedrich auf und ließ durch die vielen ihm dienstbaren Skribenten von Vergewaltigung sprechen. Er sandte den Grafen Görtz zu dem Kurfürsten von der Pfalz. Dieser war entrüstet und erklärte, er sei völlig mit dem Kaiser einverstanden und wolle von seinen längst geschlossenen Verträgen nicht zurücktreten. Nun eilte Görtz zum Herzog von Zweibrücken. Dieser war gleichfalls erstaunt. Görtz verstand ihn aber derart zu bearbeiten, daß er am 28. März 1778 mit Friedrich einen Vertrag schloß, nachdem er den Besitz von ganz Bayern beanspruchen und verteidigen werde. Zum Staunen Europas hatte Friedrich seinen Zweck erreicht: Östreich mußte schlagen.

Der Kaiser befahl die Aufstellung zweier Armeen von je 100000 Mann. Auch Friedrich rüstete. Die Ansicht des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kronprinzen war die, daß „der Anlaß das Schwert zu ziehen und einen Krieg mit unermeßlichen Kosten zu unternehmen, noch dazu ohne das unmittelbare Interesse des Staates, des Wagnisses und des Aufwandes keineswegs wert seien.“ Er riet mit Entschiedenheit von dem Feldzuge ab. „Wenn Ihnen der Krieg so zuwider ist,“ antwortete Friedrich, „so haben Sie es nur zu sagen, wie mein Bruder Ferdinand gethan, und Sie sind Herr Ihrer Handlungen. Der Krieg ist so gut wie erklärt, zurückweichen geht nicht. Legen Sie jeden Friedensgedanken bei Seite.“ Der Kronprinz gehorchte. Friedrich übertrug ihm das Kommando eines Armeekorps. Prinz Heinrich hielt seinem Bruder ernstlich vor, daß er die Existenz des Staates wiederum in Frage stelle. Das Recht und die allgemeine Stimmung seien gegen ihn. Friedrich antwortete ihm: „Östreichs Macht soll nicht größer werden. Ein Mann auf meinem Posten darf das nicht dulden.“ Als man ihm vorhielt, keiner der deutschen Fürsten stimme ihm zu, schrieb er: „Sie sind ohne alle Thatkraft und Ehrgefühl, der Herzog ist von mir getrieben zu dem, was er gethan hat. Sich selbst überlassen, würde er sich der Schande überliefert haben.“ Für die Entscheidung dieser rein deutschen Sache suchte Friedrich auch die Franzosen und Russen ins Land zu ziehen. „Ich habe alles gethan, um die Franzosen zu stacheln. Aber auch sie sind krank; sie bedürfen drastischer Mittel.“

Prinz Heinrich riet nochmals vom Kriege ab. „Seit Januar,“ schrieb er, „war ich überzeugt, daß Sie Krieg anfangen würden. Allein ich hoffte, daß Östreichs Vorschläge Sie zum Frieden bestimmen würden. Ich habe Ihnen meine Meinung nicht verhehlt. Ich betrachte den Krieg als sehr unglücklich, aus dem Sie hervorgehen werden ohne die geringsten Vorteile. Ich sehe, daß Sie Alles, was ein Staat Kostbares hat, dem Zufall preisgeben.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Juli rückte der Kronprinz mit der Avantgarde in Böhmen ein. Der König folgte ihm mit dem Gros. Prinz Heinrich fiel gleichzeitig in Sachsen ein. Man war in Wien der Ansicht, Preußen rüste nur zum Schein. Jetzt erregte die Kunde von Friedrichs Anmarsch den größten Schrecken. Maria Theresia hatte wenig Lust, den siebenjährigen Krieg erneuert zu sehen. Sie zitterte für ihren Sohn und ließ insgeheim Unterhandlungen anknüpfen, die jedoch zu keinem Ziele führten. Nichts destoweniger kam es auch zu keiner eigentlichen Kriegsführung. Einige Vorpostengefechte, die der Kronprinz mit Geschick ausführte, waren zu unbedeutend, und da die Östreicher hinter ihren Verschanzungen blieben, und Friedrich sie nicht anzugreifen wagte, so waren in diesem Kriege keine Lorbeeren zu pflücken. „Die Armee sah, daß ihr König zwar an ihrer Spitze stand, aber er war ein bedenklicher Feldherr geworden, der einen Angriff zu vermeiden und um Sicherheit besorgt zu sein schien. Man erwartete Schlachten und nun wurde im Felde exerziert. Die Armee litt Mangel. Viele liefen davon. Der König war verdrießlich. Er gab keine Befehle, bloß Verweise. Seine Gedächtnisschwäche verursachte viele Irrtümer. Der Krieg ekelte ihn an und er war beständig voll Verdruß. Kein Mensch wagte mehr, ihn nach etwas zu fragen.“*) In mancher Gefahr suchten die Feldherren nicht den mürrischen König, sondern den Kronprinzen auf. Sachgemäß erteilte er Auskunft und erwarb sich überall die größte Anerkennung. In diesem Feldzuge war es, in dem Friedrich Wilhelm II. in einem Gefecht bei Trautenau die Östreicher besiegte. Friedrich umarmte ihn angesichts der Armee und pries seine Umsicht und Unerschrockenheit. Friedrich wollte sich auf keine

*) Briefe eines alten preußischen Offiziers in den Charakterzügen Friedrichs II., II. S. 139.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schlacht einlassen; den ganzen Sommer zog er planlos umher. In seinem Heere brachen Krankheiten aus, und dies nötigte ihn, sich aus Böhmen herauszuziehen. Bei diesem Rückzuge zeichnete sich der Kronprinz durch meisterhafte Anordnungen aus. Obwohl er vom Feinde hart bedrängt wurde, gelang es ihm doch, daß kein Heeresteil in die Hände des Feindes geriet. Als sich die Armee in Sicherheit wähnte, ritt Friedrich auf ihn zu, umarmte ihn und sagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen. Ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben alles gethan, was ich hätte thun können; alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte."

Am 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teschen geschlossen. Der Kaiser empfing von Bayern ein Gebiet von 34 Quadratmeilen, und dem Herzoge von Zweibrücken blieb die Erbfolge in dem anderen Teile Bayerns gesichert. Durch diesen Krieg verlor Preußen 29 Millionen Thaler und zwanzigtausend Mann. Friedrich hatte nichts gewonnen, wohl aber viel verloren. Er mußte es sich eingestehen, es wäre besser gewesen, wenn er dem Rate des Kronprinzen und seiner Brüder gefolgt wäre.

Die Hofdame Julie von Voß.

Seit dem Beginn des Krieges bis zu seinem Ende hatte Friedrich Wilhelm im Felde gestanden und das Kommando seines Korps zur großen Zufriedenheit des Königs geführt. An allen auf der Weltschaubühne sich abspielenden Dingen bekundete er seine Teilnahme. Alle bedeutsamen Vorgänge fanden seine aufmerksame Beachtung. Die gegnerische Stellung welche er auf kirchlichem und politischem Gebiete dem Könige gegenüber von jeher einnahm, entzogen ihm die Gunst seines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oheims. Die Politik Friedrichs, der den Türken Offiziere, Waffen und Geld sandte, damit sie die Macht des christlichen Kaisers schwächen möchten, hielt der Prinz für undeutsch und tadelnswert. Er wollte nicht, daß Franzosen, Russen und fremde Völker einen Einfluß auf deutsche Angelegenheiten ausübten. Diese gegnerische Richtung des Prinzen verdroß den König. Mißtrauisch wachte er darüber, daß dem Prinzen jede Einwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten entzogen blieb. Der unmittelbare Verkehr zwischen Oheim und Neffe wurde immer seltener. Fast nur auf schriftlichem Wege empfing der Prinz die Befehle seines Oheims in dessen letzten Lebensjahren. An Voltaire schrieb Friedrich über seinen Neffen: „Es giebt Leute, denen ich zu lange lebe und denen meine Gesundheit unlieb ist. Ich bin nicht gefällig genug, abzutreten, wenn man meiner überdrüssig ist."

Wurde durch diesen ganz unbegründeten Argwohn des Königs die Freudigkeit des Kronprinzen an der Erfüllung seiner Berufspflichten tief herabgedrückt, so bot auch das kronprinzliche Familienleben so viel dunkle Schattenseiten, daß es als ein für beide Ehegatten wenig befriedigendes erscheinen darf.

Hatten die sittlichen Verirrungen des Kronprinzen schon zur Zeit seiner ersten Ehe das Glück des Familienlebens gestört und zuletzt zur Trennung der ehelichen Verbindung geführt, so bewirkte seine zweite Vermählung keine Änderung in seinen unlöblichen Neigungen. Nach wie vor unterhielt er das ärgerliche Verhältnis mit seiner Wilhelmine Enke. Obgleich die Ehe des Kronprinzen durch die Geburt von vier Söhnen und zwei Töchtern beglückt wurde, sind es doch manche recht trübe und garnicht in den Rahmen der sonst so glorreichen Geschichte des Zollernhauses hineinpassende Erscheinungen, welche dem Familienleben des Kronprinzen nicht zur Ehre und dem Volke zum Ärgernis gereichten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf den Wunsch der Königin war die Nichte der Gräfin Voß im Jahre 1783 an den Hof gekommen. Ihre Zeitgenossen schildern Fräulein von Voß als eine Erscheinung von vollendetster Schönheit. Zu ihren Bewunderern gehörte auch der Kronprinz. Schon 1783 berichtet die Gräfin Voß in ihrem Tagebuch über ihre Nichte: „Julie gefällt dem Prinzen mehr als mir lieb ist. Er spricht viel mit ihr. Ich fürchte, sie ist nicht unempfindlich für seine Bewunderung. Sie wird sich unglücklich machen." Später schreibt sie: „Die Gemahlin des Prinzen ist eifersüchtig auf Julie." Ferner: „Ich hatte eine Unterredung unter vier Augen mit dem Prinzen. Ich hielt ihm sein Unrecht vor, Julie mit seiner Leidenschaft zu verfolgen. Ich sagte ihm meine Meinung mit allem Ernst. Er versprach, sein Benehmen zu ändern. Darauf sprach er mit Julie und ich weiß, daß sie ihm Vorwürfe gemacht hat und mit Recht, da er ihrem Rufe auf eine unverzeihliche Weise schade. Er kam sehr traurig von ihr zurück. Ich sagte ihm, er müsse der Sache ernstlich ein Ende machen und er gelobte es mir."

Der Prinz schien sich ernstlich bemüht zu haben, seine Leidenschaft zu bekämpfen. Er mied die Hofdame, und die Gräfin Voß führte keine Klage über ihn. Die Neigung des Prinzen bereitete der Rietz viele Sorgen. In einem Briefe an ihre Mutter heißt es: „Der Prinz hat der Königin Besuche gemacht. Meine Spione hinterbringen mir, daß das Fräulein von Voß dem Prinzen sehr gefällt. Ich lasse alle Federn springen, dies zu hintertreiben. Denn geschieht es nicht, so bin ich verloren. Es ist eine Hofkabale, mich zu entfernen und eine Adelige hineinzuflicken, weil gewisse Leute einen Einfluß in die Regierung erhoffen. Die Voß soll ein schönes Gesicht haben und sehr tugendhaft sein. Es wird dem Prinzen Mühe kosten, sie zu gewinnen. Er ist jetzt so kalt gegen mich. Daran ist die Voß schuld." Das Tage-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

buch bespricht den unliebenswürdigen Charakter der Gemahlin des Prinzen. „Der Prinz führt ein sehr trauriges Leben in seiner Häuslichkeit. Die Prinzessin ist sehr unartig gegen ihn.“ Seine Neigung zur Voß wurde bald wieder bemerkbar. „Der Prinz spricht wieder mit Julie, das muß aufhören. Ich fürchte, daß sie selbst sich innerlich nicht von ihm frei machen kann.“ Später: „Die Leidenschaft des Prinzen ist dieselbe. Er sucht sie zu verbergen. Mich täuscht er nicht.“ Ferner: „Der Prinz kommt so oft nach Schönhausen zu der Königin. Das geschieht wegen Julie. Er erhaschte einen Moment, sie zu sprechen. Sie weinte und er schien sehr ergriffen.“ Demnächst: „Der Prinz thut mir leid. Er war sehr gedrückt. Julie sagte ihm ernste Worte. Ich habe das Gefühl, die Sache fängt wieder da an, wo sie mit Mühe zum Abschluß gekommen war.“ „Ich habe den Prinzen an sein Versprechen erinnert. Von neuem versprach er mir seine Zusage. Er ist trotz seiner Leidenschaft doch sehr gut.“ Die Gräfin Voß wiederholt, daß sich der Prinz an der Seite seiner launenhaften Gemahlin sehr unglücklich fühlt. „Er war heute sehr sanft und gut und sprach mit den besten Vorsätzen für Julie und von seiner Pflicht gegen sie.“ „Heute war er sehr still und in sich gekehrt. Er scheint ernster gesonnen denn je, seine Pflicht zu thun.“

Drei Jahre lang hatte der Prinz der Hofdame seine Liebesanträge gestellt, jedoch sie besaß die Tugend, ihm stets zu widerstehen. Ihr Bruder war der Schwiegersohn des Ministers Graf Finckenstein. Man erwog bei Hofe, ob es nicht besser sei, daß sich die Hofdame dem Prinzen willfährig bezeige und dadurch die Rietz verdränge. In den Familien von Voß und Graf Finckenstein gab es schwere Kämpfe. Fräulein von Voß erklärte sich endlich bereit, nachzugeben, aber sie stellte drei Bedingungen: Die Gemahlin Friedrich Wilhelms giebt ihre schriftliche Einwilligung, es findet eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

feierliche kirchliche Trauung zur linken Hand statt, und die Rietz wird mit ihren Kindern nach Ostpreußen verwiesen.

Wilhelmine, von allem unterrichtet, ließ die Sache ihren Gang gehen. Sie beschränkte sich darauf, Friedrich Wilhelm daran zu erinnern, daß er ihr gelobt habe, sie niemals zu verlassen. Friedrich Wilhelm hielt sein Wort und schlug diese Bedingung rundweg ab, dagegen erklärte er sich zu einer Vermählung zur linken Hand bereit, falls seine Gemahlin dies bewillige und das Konsistorium keinen Einwand erhebe.

Julie ließ auf Andrängen der Hofpartei die gestellte Forderung fallen und es war nun die Zustimmung der Kirche und der Gemahlin einzuholen. Es scheint, als habe die Gemahlin Einspruch erhoben. Sie teilt ihrer Mutter ihren Widerspruch mit und diese antwortet ihr: „Was Deine üble Laune gegen Deinen Gemahl anlangt, so tadle ich sie. Man muß sich in die Zeit schicken. Rufe Dir ins Gedächtnis zurück, was der Geistliche sagte, als er Dir den Segen erteilte: „Dein Wille soll Deinem Manne unterworfen sein.“ Dieser Rat gefiel der schwer gekränkten Friederike nicht. Sie verhehlt der Mutter ihren Unmut nicht. Nun macht die Landgräfin, in der Befürchtung, daß Friederike das Übel nur vergrößern und unheilbar machen könne, ihr ganzes mütterliches Ansehen geltend und schreibt ihr, daß sie ihr sehr harte Wahrheiten sagen müsse, wobei ihr das Herz blute. „Noch ist es Zeit, liebe Tochter,“ schreibt sie, „Dich zu ändern. Aber Du mußt einen schnellen, festen Entschluß fassen. Du mußt Dir die Zärtlichkeit Deines Gatten sichern für die Zeit, wenn das Alter Gesicht und Jugendmiene wird welk gemacht haben. Sorge dafür, daß Dich der Prinz stets achten kann. Sei weise und laß Deine Thaten von Herzensgüte zeugen. Ergieb Dich auch in das Schwere. Es ist hart, aber urteile, liebes Kind, wie sehr auch mein Herz leidet, wie sehr meine Eigenliebe gedemütigt ist.“ Friederike, welche die anspruchs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lose Voß an der Seite ihres Gemahls leichter ertragen mochte als die intrigante Rietz, gab schweren Herzens ihre Einwilligung.

Aber das Konsistorium konnte unmöglich gestatten, daß Friedrich Wilhelm zu gleicher Zeit zwei Frauen habe. Wenn auch eine solche Ehe nicht die bürgerlichen Folgen seiner Trauung zur rechten Hand hatte, wenn auch die aus solcher Ehe hervorgehenden Kinder kein legitimes Erbrecht besaßen, so war eine solche Verbindung doch ungesetzlich. Die Bigamie wurde von der Kirche und auch vom Staate hoch bestraft. Die geistlichen Herren waren schwach genug, ihre Einwilligung zu geben. Sie beriefen sich auf Luther und Melanchton, die dem Landgrafen von Hessen gleichfalls die Genehmigung zu einer Doppelehe gegeben hatten.

Das Unerhörte geschah: Julie von Voß wurde durch kirchliche Einsegnung die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Trotz des Glanzes, der die zur Gräfin Ingenheim erhobene Vermählte umgab, war sie nichts weniger als glücklich. Auf das lebhafteste fühlte sie die entwürdigende Stellung, welche sie einnahm. Gräfin Voß berichtet: „Julie hat zwar den Namen einer Gräfin Ingenheim erhalten, aber sie fühlt sich sehr unglücklich. Wie schrecklich leid thut sie mir! Die Enke thut ihr tausend Herzeleid an und besitzt noch immer denselben Einfluß auf den König.“ Friedrich Wilhelm war inzwischen zur Regierung gelangt. Die Rietz schrieb an ihre Mutter: „Weh, Weh und dreimal Weh! Der große Schlag hat begonnen. Die Voß hat eingewilligt und ist die Geliebte des Königs. Kann man sich etwas Tolleres träumen lassen, als eine solche Bedingung, unter der sie nachgegeben: angetraut an der linken Seite. Der Oberhofprediger hat für hundert Friedrichsdor die Trauung am Freitag im Schlosse zu Charlottenburg vollzogen. Denken Sie, liebe Mutter, man hat sogar auf Befehl ein Gesetz über die linke Handtrauung zu Gunsten dieser erzkomischen Winkelmariage entworfen. Die Welt lacht und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

macht ihre Glossen. Aber was wird aus mir? Ich muß den König wieder haben und sollt ich ihn aus den Armen der Proserpina reißen, sollt ich ihn aus dem Mittelpunkt der Hölle oder des Himmels hervorholen. Mein muß er sein, mein allein. Denke auf Mittel, Mutter, ich muß mir den Weg zum Herzen des Königs frei machen." Später besagt das Tagebuch: „Die Prinzessin Friederike will Julie nicht sehen. Der König hat es ihr befohlen. Er hat unrecht, sie zu zwingen. Der König hat Julie persönlich zur Friederike geführt und letztere fügte sich." „Es war Ball beim König, wo der Kronprinz Julie zum erstenmal als Gräfin sah. Für beide ein unangenehmer Augenblick!" „Die Ingenheim wohnt jetzt in Charlottenburg. Sie bat mich, in der nahen Stunde ihr beizustehen. Auch der König bat mich darum." „Julie bekam heute einen Sohn. Der König war da und freute sich sehr." „Der König hielt das Kind über die Taufe. Nur Julies Bruder, der Minister von Bischofswerder und ich waren die Paten. Der König ist wirklich der beste Mann, den man auf der ganzen Welt finden kann, nur daß er zuweilen so heftig ist." „Im Anfang ging es gut mit der Wöchnerin. Der König verletzte sich durch einen Fehltritt den Fuß und durfte sein Zimmer nicht verlassen. Trotz ärztlichen Verbots ging Julie zu ihm. Sie erkältete sich." „Julie ist sehr krank. Der König ist außer sich. Er ängstigt sich sehr um sie." „Ganz plötzlich verschied heut Abend die arme Julie. Ich beweine sie recht von Herzen, und alle beweinen sie mit mir. Der König konnte sich nicht beruhigen und nicht trösten. Trotz ihres strafbaren Verhältnisses wendete sich die allgemeine Teilnahme der Verstorbenen zu." Auch die Königin beweinte sie hinzufügend: „Ich habe meine beste Freundin verloren."

Es verbreitete sich das Gerücht, die Gräfin sei durch Vergiftung gestorben. Der König befahl die Obduktion der Leiche, und diese ergab die Grundlosigkeit dieser Behauptung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lange Zeit gab sich Friedrich Wilhelm dem Schmerze und dem Andenken der Verstorbenen hin. „Er konnte es nicht über sich gewinnen," berichtet die Gräfin Voß, „mich anzusprechen, weil er dadurch zu sehr an meine Nichte erinnert wurde. Wenn er mir bei der Königin in Schönhausen nur flüchtig begegnete, verlor er alle Fassung und konnte seine Thränen nicht zurückhalten."

Das Lebensende Friedrichs des Großen.

Friedrich hatte sich in seinen letzten Lebensjahren immer mehr von der Außenwelt zurückgezogen. Still und einsam verlebte er seine Tage im Schlosse zu Potsdam. Er nannte sich selbst, „den Einsiedler von Sanssouci." „Ich habe keine Freunde," klagte er, „ich bin vereinsamt und verlassen." Das Glück des Familienlebens kannte er nicht. Er hatte wahre, innige Liebe nie gesäet. Wie sollte er ernten? Die Schar jener leichtfertigen Franzosen, welche er früher mit seiner Freundschaft beehrte, hatte sich von ihm zurückgezogen. Sie kannten seine Launen und zogen es vor, für das hohe Jahresgehalt, das er ihnen zahlte, ihn aus der Ferne zu preisen. Seit Jahren stand er nur noch mit ihnen in Briefwechsel. Längst nicht mehr betraten seine Geschwister und Verwandte das einsame Haus. Seine Gemahlin durfte sogar niemals daselbst erscheinen. Auch der Thronfolger wußte, daß er dort nicht gern gesehen wurde. Mit seiner Familie war er zerfallen, und die Mächte, denen er vergeblich seine Bündnisanträge machte, mißtrauten ihm. Mit jedem Jahre wurde er grämlicher, mißtrauischer und launenhafter gegen seine Diener. Nicht nur seinen Dienern, auch den Räten und Ministern machte er das Leben sehr schwer. Der Minister von Hertzberg tröstete einst den Grafen Görtz in Petersburg, der sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über die kränkenden und unverdienten Vorwürfe Friedrichs beklagte, indem er diesem schrieb: „Ew. Exzellenz würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten hören könnten, die ich hier auf alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage, und was dann doch öfter einige Tage später befolgt wird."

Zwar schätzte Friedrich den Fleiß Hertzbergs, der dem Ministerium bereits seit vierzig Jahren angehörte, aber dieser empfand es schmerzlich, daß der Monarch seine Entschlüsse ohne den Beirat seiner Minister zu fassen pflegte, denen nur der Ruhm des Gehorsams blieb. Je öfter sich Hertzberg mit seinen Vorschlägen in verletzender Weise abgewiesen sah, um so lauter sprach er die Überzeugung aus, daß er — hätte er frei schalten dürfen — dem Könige durch seine gewandte Feder viel reicheren Gewinn an Land und Leuten geschafft haben würde, als dieser je mit seinem Schwert für den Preis so vielen Blutes sich erstritten hatte.*) Die Meisterschaft, mit der Friedrich Wilhelm seine Reise und seinen Auftrag in Petersburg ausführte, ist auf sein Einverständnis mit Hertzberg zurückzuführen. Der Kronprinz ermutigte denselben, doch bei dem König trotz dessen Launen auszuhalten, da er erwartete, Friedrich werde ihm bei dem Herannahen seines Endes ein politisches Vermächtnis anvertrauen, zu dem er sich aber erst im letzten Augenblick entschließen werde. „Ich muß hier alles über mich ergehen lassen," schrieb Hertzberg, „man muß Zeit zu gewinnen suchen, bis die bekannte Revolution eintritt. Der Prinz von Preußen weiß alles, was ich thue, und er billigt es."

Die bewährtesten Räte schonte Friedrich nicht. „Sie hetten nöhtich noch in der schule zu gehen, da wirde der Rector tzeitvertreip haben." „Da habe ich Keine Ministres datzu nöhtich und darf ich nuhr liderliche studenten das Geldt

*) Bailleu, Historische Zeitschrift. Bd. 42.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anvertrauen." Je menschenfeindlicher Friedrich wurde, desto freundlicher zeigte er sich gegen seine Hunde. Es schien, als seien seine Hunde ihm die liebsten Begleiter. Starb einer derselben, so konnte er Thränen vergießen. In kleinen Särgen ließ er sie feierlich beerdigen und ihnen Grabsteine setzen. Er bezeichnete sie als seine „Lieblinge", bei denen er begraben sein wollte. Ordnung und Reinlichkeit in seinem Hauswesen gerieten immer mehr in Verfall. Bei seinem starken Schnupfen beschmutzte er sich Rock und Beinkleider, an welche er die Finger abwischte. Es war schwer, längere Zeit in seiner Nähe auszuhalten, ohne niesen zu müssen. Fünf Dosen standen gefüllt in seinem Zimmer umher. Während man nach seinem Tode nicht ein ganzes Hemd in seinem Wäscheschrank vorfand, mit dem man seine Leiche bekleiden konnte, zählte man in seinem Nachlaß hundertdreißig Dosen in einem Werte von einer Million dreihunderttausend Thalern. Sauberkeit war zwar nie seine Tugend, aber in seinen letzten Lebensjahren zeigten sein Gesicht und seine Wäsche eine solche Vernachlässigung des Wohlanstandes, daß Unbekannte in ihm schwerlich den König erkannt hätten. Seine Kleider waren abgetragen, zuweilen sogar geflickt oder zerrissen. Nur schwer konnte er sich von alten Kleidungsstücken trennen, die ihm am bequemsten waren. Wurde ein neuer Hut angeschafft, so mußte er so lange gerieben werden, bis er weich wie der alte war. „Mit Neugierde", schreibt Graf Segur, „betrachtete ich diesen Mann, der klein von Statur und gebückt, einem armen Invaliden glich. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie heraufreichenden Stiefeln, seine mit Schnupftabak beschmierte Weste machten einen wunderlichen Eindruck." Goethe berichtet: „Dem alten Fritz bin ich recht nahe gewesen. Da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Hunde, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über ihn seine eigenen Lumpen-

hunde raisonnieren hören. Keine Zote oder Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der sogenannten Großen." Herr von Cölln, der Verfasser der „Vertrauten Briefe", reiste kurz vor dem Tode des Königs als Hallescher Student nach Potsdam. Er war ein glühender Verehrer Friedrichs und erfuhr nun, wie man auf sein Ideal dort raisonnierte. „Ich fuhr mit einem Beamten," schrieb er, „der ehemals in der Garde gedient hatte, im Postwagen. Er schimpfte auf Friedrich. Wenn der Kerl nicht sechs Fuß gemessen, hätte ich ihn verhauen. „Gott sei Dank, daß der alte Fritz bald abrücken wird," sagte er, „er hat uns oft genug geschunden. Bei der letzten Revue war er ganz des Teufels. Der Krückstock flog ihm nur so in der Hand und alle Augenblick hieß er bald den einen, bald den anderen Stabsoffizier sich in Dreiteufelsnamen hinter die Front zu scheeren." „Warum war er denn so übel gelaunt, da er doch sonst so gütig war?" fragte ich. „Den Teufel war er gütig, junger Herr. Der ist in seinem Leben nie gütig gewesen. Der Teufel war stets in ihm. Der sah die Menschen stets für Beester an. Ja, wenn Sie von gütig sprechen, das ist der neue Herr, der, will's Gott, nun bald dran kommt. Der ist gütig, der flucht nicht. Der nennt alle „Sie", grüßt alle Menschen gern. Ja, Herr Studio, den kenne ich, denn ich bin in der Hofkellerei angestellt. Gottes Segen wird mit ihm sein." Friedrichs Gemahlin und der Thronfolger wollten in seinen verödeten Räumen, in deren Ecken die Spinngewebe hingen, gern eine gründliche Reinigung vornehmen lassen, aber er litt es nicht. Er wollte nicht gestört sein. Frauen mochte er in seinem Schlosse nicht sehen. Seine Diener, Kammerhusaren und Köche mußten unverheiratet bleiben. Sein Leben wurde immer freudloser. Die glänzenden Abendessen, welche früher seine Tagesordnung beschlossen, fanden seit Jahren nicht mehr statt. Nur zur Mittagstafel lud er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich hin und wieder noch einige Herren ein. Meist speiste er allein und zwar im Kreise seiner Hunde. 1779 machte er die Bekanntschaft des achtundzwanzigjährgen Marquis Lucchesini. Dieser und die Grafen Pinto, Schwerin und Görtz bildeten seine Tafelrunde. Die Tischgespräche waren, wie Lucchesini berichtet, wenig beachtenswert. Seine Gäste hörten dieselben Mitteilungen immer wieder, denn seine lustigen Histörchen erzählte er gern, „besonders wenn Fremde hinzukamen, die noch nicht eingeweiht waren.“ Von Lucchesini, der am meisten um ihn war, sagt man, er war deshalb bei seinem Gebieter gelitten, weil er ihm scheinbar mit Aufmerksamkeit zuhörte. Die Entscheidungen, die Friedrich jeden Morgen über die eingegangenen Schriftstücke traf, ließ sich der Kronprinz, wenn sie von Wichtigkeit waren, durch die Kabinettsräte mitteilen. Der König durfte dies jedoch nicht wissen. Die geschäftlichen Vorträge des Morgens und die Unterhaltung an der Tafel bildeten neben der Lektüre die einzige Zerstreuung des alten Königs. Den Wagen, der ihm seine Tischgäste zuführte, sah man oft nach Potsdam zurückfahren. Es war dies ein Zeichen, daß es mit seiner Gesundheit schlecht stehe, denn er hatte dann die Tafel absagen lassen.

Die Auflösung seines Körpers machte immer größere Fortschritte. Die Nächte brachte er meist auf einem Stuhle sitzend zu. Sein Körper und sein Gesicht waren aufgetrieben und geschwollen. Im Schlaf schreckte er unter Zuckungen auf. Oft stöhnte und schrie er laut. Nachts hatten zwei Lakaien bei ihm Wache. In den verödeten, menschenleeren Räumen des weiten Schlosses war es immer einsamer geworden. Da saß nun der König mit der Geschwulst an den Beinen in den langen Nächten unausgekleidet auf seinem Krankenstuhl, seine Hunde an der Seite und von mürrischen Dienern umgeben. Als er in einer Nacht, von Schmerzen gefoltert, vergeblich nach einem Diener rief, schleppte er sich mühsam

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach dem Vorzimmer. Dort prügelten sich die Lakaien um den Besitz der von ihnen gestohlenen Wachskerzen.

Der Kronprinz hatte von Tag zu Tag erwartet, der König werde ihn noch einmal rufen lassen, um die Angelegenheiten des Staates mit ihm zu besprechen. Damit er ihm recht nahe sei und jede Stunde bei ihm erscheinen könne, hatte er das nächstliegende Palais in Potsdam bezogen. Auch die Gemahlin Friedrichs, seine Schwester Amalie und seine beiden Brüder wünschten ihn gern noch einmal zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm mitgeteilt, aber er gab ihm keine Folge. Sein jüngster Bruder Ferdinand ließ ihn später noch einmal bitten, ihn sprechen und von ihm Abschied nehmen zu dürfen. Es war dies am 7. August, einem Tage, an dem sich nach Hertzbergs Angabe der König wohler fühlte. Friedrich wies seinen Bruder auch heute ab. Am 9. August berichtete Hertzberg an den Kronprinzen: „Der König kann sich nicht mehr vom Stuhle rühren. Man würde seine ganze Geschwulst wahrnehmen, wenn er sich nicht bis an die Brust mit Kissen zudeckt. Die Öffnungen am Bein sondern eine große Menge ab. Man sieht die Spuren vor seinem Stuhl." Am 15. August glaubte man sein Ende nahe. Am 16. erschienen die Räte früh sechs Uhr. Die Sprache stockte. Er wollte dem Stadtkommandanten die Parole geben und strengte sich deshalb an, den Kopf aus dem Lehnstuhl vorzubeugen, durch einen klagenden Blick gab er aber zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Auch dieser Tag verging. Die Nacht kam, und als die Uhr elf schlug, fragte er: „Was ist die Glocke?" Sein Blick fiel auf seinen, neben ihm auf einem Stuhle liegenden Hund. Er befahl das fröstelnde Tier mit einem Kissen zu bedecken. Das war sein letztes Wort und Werk. Der Tod trat heran. Drei Stunden währte der bittere Todeskampf. Zwanzig Minuten nach zwei Uhr verschied er auf seinem Stuhl unterstützt von des Lakaien Armen. Nur der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leibarzt Selle und die beiden Diener Strützki und Heise waren Zeugen seines Todes.

Der Kronprinz hatte bestimmt, daß Hertzberg schon seit dem 9. Juli in Sanssouci schlafen mußte. Hertzberg, der nun geweckt wurde, ließ dem Kronprinzen sogleich den Tod melden. Friedrich Wilhelm kleidete sich schnell an. Schon um drei Uhr befand er sich im Sterbezimmer. Beim Anblick der Leiche vergoß er Thränen. In stiller Betrachtung des Verstorbenen ließ er sich durch den Lakaien die letzten Stunden beschreiben, dann befahl er, daß eine Totenmaske von dem Gesicht des verstorbenen Königs abgenommen werde. Über das, was sich nun zutrug, werden wir durch das Tagebuch des fünfzehnjährigen Kronprinzen, des zukünftigen Friedrich Wilhelm III., belehrt: „Potsdam, den 17. August 1786. Früh um halb vier Uhr wachte ich auf, indem ich jemanden mit Herrn Behnisch sprechen hörte. Es wurde mir gesagt, der Bediente des Major von Bischofswerder brächte mir die Meldung vom Tode des Königs. Ich stand sogleich auf, die Pferde wurden gesattelt, und ritt mit dem Kapitän von Schenkendorff zum General von Bachoff. Wir ritten im Trabe nach dem Nauenschen Thore, welches aber verschlossen war. Es wurde uns geöffnet und wir ritten schnell nach dem Palais meines Vaters. Als wir dort ankamen, sagte uns der Jäger Schröder, mein Papa wäre schon in Sanssouci. Wir ritten spornstreichs dorthin, stiegen ab und gingen die erste Rampe herauf. Ich ging meinem Vater, dem jetzigen Könige, entgegen und gratulierte ihm. Er schritt mit mir ins Nebenzimmer, woselbst er mir Verschiedenes sagte, was ich jetzt zu thun hätte, und dann gestattete er mir, den verstorbenen König anzusehen. Er lag in dem Konzertsaale auf seinem Feldbett ausgestreckt, einen kleinen Hut auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn befestigt war. Er hatte einen alten, blauen, seidenen Mantel um, unter welchem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er noch ein Pelzhemde an hatte. Seine Beine waren mit großen Gichtstiefeln bekleidet. Das rechte Bein war sehr geschwollen und man sah noch die Materie, die zu den Füßen herausgequollen war. Zwei Lakaien standen dabei, um mit grünen Zweigen die Fliegen vom Gesicht abzuhalten. Der Doktor Selle war auch dort. Die Kammerhusaren erzählten mir von dem Ende des Königs. Mein Bruder Ludwig kam darauf. Wir hatten noch nichts genossen und waren sehr hungrig. Man brachte uns etwas Obst und ungarischen Wein, was uns sehr zu statten kam."

Friedrich hatte bestimmt, daß man ihn in der Nacht und zwar in Sanssouci beerdigen solle. Friedrich Wilhelm II. ließ noch am Todestage die Gruft öffnen und stieg selbst in sie hinab. Der Unrat und die Särge mit den Kadavern der Hunde, welche Friedrich hier hatte beisetzen lassen, überzeugten ihn aber, daß man den König hier unmöglich zwischen den Hunden beerdigen könne. Friedrich Wilhelm ordnete nun die Überführung der Leiche nach der Garnisonkirche an. Der Hitze wegen geschah dies schon am nächsten Tage, dem 18. August, abends 8 Uhr. Am 19. August schrieb Hertzberg an den Minister Thulemeier im Haag: „Sie werden durch den heutigen Befehl und noch mehr aus der beiliegenden Zeitung ersehen, wann und auf welche Weise der heimgegangene König gestorben und der neue König gefolgt ist. Ich bin Zeuge und erster Akteur dieser großen Scene gewesen. Ich habe die Augen dem verstorbenen König geschlossen und ich habe einige Minuten später seinen Nachfolger auf den Thron gerufen. Ich habe auch alle seine ersten Befehle in meinem Zimmer expediert. Indem ich aus dem Sterbezimmer ging, gab mir der neue König den Schwarzen Adler-Orden und sagte zu mir, daß dies das erste Anerkennungszeichen wäre, welches er mir geben könnte und welches ich schon viel früher verdient hätte."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II.

Friedrich Wilhelm gelangte in einer Zeit auf den Thron, in der in Frankreich die Wogen der Revolution sich zu erheben begannen. Sein Vorgänger hatte Preußen mit allen Mächten verfeindet. Der neue Herrscher fand nur Gegner ringsum. Es war sehr schwer, der Nachfolger Friedrichs des Großen zu sein. Selbst begabte Fürsten würden Mühe gehabt haben, sich mit Ruhm auf dem Throne zu behaupten, welchen soeben ein König von großer Willensstärke verlassen hatte. Wenn Friedrich Wilhelm II. in der glorreichen Reihe der Hohenzollern auch nicht eine bevorzugte Stellung einnimmt, wenn in seinem Verhalten manche Verirrung zu beklagen ist, so darf doch sein redlicher Wille und auch seine Einsicht nicht in Abrede gestellt werden. Seine Regierung fiel in eine glaubenslose, der alten Ordnung abholde Zeit, in der die Fundamente des Staatslebens tief erschüttert waren, in der es gerade dem Regenten auf dem preußischen Thron überaus schwer wurde, die Wege einer weisen Politik zu finden und zu wandeln.

Die Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelms II. zeigte gleich in ihrem Beginn wesentliche Abweichungen von der seines Vorgängers. Der strengen, rücksichtslosen Art Friedrichs folgte Milde und Nachsicht. Eine sich bald andrängende Flut von Gnadengesuchen und Unterstützungsanträgen fand nicht mehr den Damm, welchen Friedrichs Sparsamkeit gezogen hatte, sondern meist wohlwollende Berücksichtigung und freigebiges Gewähren. Friedrich hatte zwar einen großen Schatz gesammelt, aber das war nur geschehen, indem er es anderswo, und zwar am notwendigsten, fehlen ließ. Der Soldat darbte. Für die wichtigsten Bauten hatte er kein Geld. Manches in den Festungen geriet in Verfall. Für Wegeverbesserung gab er nur das Allernotwendigste her.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schulhäuser errichtete er garnicht. Zu den Lehrerbesoldungen versagte er jede Beihülfe. Zu Kirchenbauten, Gehaltsaufbesserungen, Waisenhäusern, Krankenanstalten, Pensionen gewährte er grundsätzlich nichts. An Stelle dieser Kargheit trat jetzt die Bereitstellung der Mittel für das Notwendige mit Kraft. Friedrich hatte dem Volke persönlich wenig nahe gestanden. Vereinsamt und mürrisch war er zu einem Herrscher mehr scheuer als hingebender Ehrerbietung geworden. „Sie sollen bezahlen. Nach ihrer Liebe frage ich nichts," hatte er gesagt. Hierin dachte Friedrich Wilhelm anders. Er erklärte, es sei sein Wille „dem Lande alle mit der Verfassung des Staates verträglichen Erleichterungen zu gewähren." Seine ritterliche Erscheinung, seine Freude am Wohlthun, sein Wohlwollen gegen jedermann galten als eine Gewähr für die Erfüllung solcher Zusagen.

Bisher waren die Minister nur ausführende Werkzeuge der Anordnungen Friedrichs. Trotz der persönlichen Kraft des Königs führte dies zu mannigfachen Unzuträglichkeiten. Die Chefs verfuhren einseitig ohne kollegialische Behandlung der Sache. Jeder erledigte sein Geschäft nur so, wie ihm vom König befohlen war, ohne Rücksicht darauf, ob er seinem Kollegen entgegen arbeite oder nicht. Angesichts dieser Sachlage befahl Friedrich Wilhelm schon fünf Tage nach seinem Regierungsantritt, das Generaldirektorium müsse die Geschäfte in anderer Weise erledigen. Er versammelte seine Minister um sich und sagte: „Sie müssen darauf hinarbeiten, daß dem Generaldirektorium der Charakter eines Kollegiums beiwohne, welches gemeinsam zu arbeiten habe, damit im Ganzen Übereinstimmung beobachtet und die Wohlfahrt des Landes nicht einseitigem, diesem oder jenem Departement zuträglich erscheinendem Vorteile nachgesetzt oder gar aufgeopfert werde." Das Direktorium reichte bald darauf den neuen Geschäftsplan ein. Aber weder dieser, noch ein späterer Entwurf fand des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Königs Zustimmung. Er nahm eigenhändig vielfache Änderungen vor und sagte, „er habe selbst die Instruktion mit genauester Aufmerksamkeit nachgesehen, damit darin alle und jede, sowohl das Wesen wie die Form der Geschäftsbehandlung klargelegt werde.“ Am 28. September 1786 trat die neue Einrichtung in Kraft. Das Direktorium zählte sieben Departements. Der König führte den Vorsitz in Person, die Minister waren Vizepräsidenten. Es zeigte sich schon jetzt das Bestreben des Königs, auf die Regierungsweise Friedrich Wilhelms I. zurückzugehen. So greift auch diese Verordnung erkennbar auf diejenige seines Großvaters vom 20. Dezember 1722 zurück.

Bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms wurde es offenbar, daß er von dem ernsten Willen beseelt war Gutes zu schaffen, und daß er mit Fleiß und Anstrengung sich in die Regierungsgeschäfte zu vertiefen bemühte. Hertzberg entwirft von seiner ersten Regententhätigkeit folgende Darstellung: „Nachdem S. M. dem Andenken des entseelten Königs den Tribut der Pietät geweiht und die Befehle über die Beerdigung und den Nachlaß gegeben, unterzeichneten sie unverzüglich die Ordres an die Minister, Generals und Stadtkommandanten, worin ihnen aufgegeben wurde, von den Truppen und Beamten den Eid der Treue ablegen zu lassen. Hierauf lasen S. M. die große Menge von Briefen, die während der beiden letzten Lebenstage des Königs eingelaufen waren. S. M. schickten noch an demselben Tage mehrere Offiziers mit eigenhändig geschriebenen Briefen an die mit Ihro verwandte Souverains ab. Am nächsten Tage begaben sich S. M. nach Berlin, woselbst sie von allen Ständen mit großer Freude empfangen und beglückwünscht wurden. In den folgenden Tagen empfingen S. M. von den Ministern und Generalen den Eid der Treue. Gesandte, Deputationen, Collegies entfernter Provinzen bezeigten ihre Ehrerbietung. Bald darauf traten S. M. die Reise zur Huldigung in dero

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Provinzen an. Am 19. September wurde zu Königsberg dem Könige die Huldigung geleistet von dem Adel, der Geistlichkeit, den Städten, Innungen, Klöstern und Bischöfen. Am 2. Oktober nahmen S. M. zu Berlin von den Ständen und am 15. Oktober zu Breslau von den Fürsten, Prälaten, Edelleuten die Huldigung entgegen. Nach der Rückkehr aus den Provinzen gaben sich S. M. den Regierungsangelegenheiten mit vielem Eifer hin. Die Herzöge von Braunschweig, Weimar, Mecklenburg, Kurland, viele Fürsten, die Bischöfe von Ermland, Kulm und Cujavien, auch hohe Würdenträger beehrten S. M. mit einem Besuch. Auch hielten S. M. eine große Revue über die Garnison von Berlin ab."

Erfüllte Friedrich Wilhelm somit seine Regentenpflichten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, so wollte er auch, daß jedermann seine Grundsätze kennen lerne, nach denen er sein Regiment zu führen gesonnen war. Friedrich hatte sich stets mit fremden Fürsten verbunden. Dem Kaiser aber, dem deutschen Volke und seinen Fürsten stand er feindlich gegenüber. Friedrich Wilhelm erklärte, daß er mit dieser zweideutigen und undeutschen Politik nichts zu schaffen haben wolle. Er sei ein deutscher Fürst, der seinen Staat am besten dadurch fördere, daß er mit den deutschen Fürsten und vor allem mit dem Kaiser in Frieden lebe. Ebenso freimütig gab er zu erkennen, daß er auch in religiöser Beziehung auf einem anderen Standpunkte stehe als sein Vorgänger. Es hatte viele Fürsten gegeben, die das Christentum eine Thorheit nannten, aber die Zahl derer, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, das Christentum auszurotten, ist doch sehr klein. Friedrich hatte in einem Briefe an Voltaire erklärt: „Wenn zwölf Lumpenhunde — er meinte die Apostel — im Stande waren, eine Religion zu gründen, welche die größte Thorheit darstellt, so wird es uns doch leicht sein, die Welt von dieser Abgeschmacktheit zu befreien." Friedrich Wilhelm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sah es mit Recht für einen der ersten und wichtigsten Akte seiner Regententhätigkeit an, hierin seine bestimmt gekennzeichnete Anschauung kundzugeben. Er hielt fest an dem alten Bekenntnis: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde und an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria.“ Viele Treuen im Lande dankten Gott, daß dem bisherigen trostlosen Zustande nun ein Ende bereitet war.

Ging der König in der Politik und in der Religion neue Bahnen, so wollte er auch, daß auf sozialem Gebiete ein Wechsel eintrete. Er stellte das große deutsche Vaterland über das Staatstum. In der Pflege deutscher Art und Sitte hoffte er eine bessere Zukunft zu schaffen. Nicht kleinliche Bedenken und Gewinnsucht sollten ihn abhalten an der Sammlung der besten Teile des Volkes zu arbeiten, auch nicht konfessionelle Gegensätze. Ihm galt es: Erst das Vaterland, dann der Staat. Erst das Christentum, dann die Konfession. Er meinte, daß mit der Betonung des Gegensatzes zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche dem Unglauben mehr als dem Glauben gedient wird. Er wußte, daß ein Drittteil Deutscher dem katholischen Glauben mit ganzer Seele ergeben ist. „Ich kann in den neuen polnischen Landesteilen nicht sogleich alle evangelischen Kirchen bauen. Es wird meinen protestantischen Unterthanen nichts schaden, wenn sie neben den Katholiken vor dem Altar niederknieen.“ Er wollte nicht den Streit, sondern die Versöhnung. Seit Jahren hatte er erkannt, wie sehr die Fremden dem Frieden im Innern entgegenwirkten. Friedrich hatte mit Vorliebe viele Beamtenstellen mit Ausländern besetzt. Befanden sich in den Hofämtern, unter den Kammerherren und unter der großen Schaar der sog. philosophischen Freunde Friedrichs fast nur Franzosen und Italiener, die vielen, weil sie ihnen zu Unrecht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorgezogen wurden, ein Dorn im Auge waren, so räumte Friedrich Wilhelm mit diesen fremden Herren gründlich auf. Bei der Verwaltung, im Zoll und Steuerdienst saßen bis in die untersten Stellen fast nur Ausländer. Jetzt wurde von Grund auf Wandel geschaffen. Es war eine Beleidigung des deutschen Gefühls, anzunehmen, der Deutsche besitze nicht die Fähigkeit, dieses oder jenes Amt so gut zu verwalten, wie der Franzose oder Italiener. Deutscher Sinn und deutsche Sitte, deutsche Treue, deutsche Kraft sollten fortan vor allem fremden Wesen den Vorrang einnehmen. Friedrich hatte die großen Dichter Herder, Goethe, Klopstock, Wielandt, Gleim, Gellert, ebenso die Komponisten Mozart und Beethoven als elende Stümper bezeichnet, deren Werke er in seinen Bibliotheken nicht dulden wollte. Jetzt saß ein Fürst auf dem Thron, der auch den deutschen Dichtern die verdiente Anerkennung zollte.

Als ein löblicher Zug seines Charakters verdient hervorgehoben zu werden, daß er sich gleich nach seinem Regierungsantritt derjenigen Familien annahm, die von seinem Vorgänger mit Unrecht gestraft worden waren. Zu diesen gehörten der Großkanzler von Fürst, die Räte Busch, Bandel, Graun, Friedel, der Justitiar Schleker, mehrere Generale, ebenso der Rittmeister von der Trenck. Bekanntlich war die Schwester Friedrichs II. die Braut des letzteren. Friedrichs Kriege wurden von seinen Geschwistern nicht gebilligt, auch Trenck sagte ihm, er werde auf Seiten des Kaisers kämpfen, da er östreichischer Unterthan sei. Sofort ließ Friedrich Trencks Güter, die in Preußen lagen, mit Beschlag belegen, Trenck in Haft nehmen, und da letzterer wiederholt mit dem Feinde unterhandelte, zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilen. Friedrich Wilhelm II. kannte den ganzen Verlauf der Jugendliebe Amaliens. Zehn Fuß tief unter der Erde war Trenck an Ketten angeschmiedet in den Kasematten Magde-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

burgs. Als sich Friedrich nach sieben Kriegsjahren zum Frieden entschließen mußte, erklärte Maria Theresia, daß sie nur dann in den Frieden willige, wenn Friedrich Sachsen zurückgebe und neben anderen Bedingungen auch den Rittmeister von der Trenck in Freiheit setze. Friedrich, der sich wohl als der Überwundene ansah, setzte den Geliebten seiner Schwester in Freiheit. Aber einen Hieb versetzte er ihm doch. Er befahl, daß Trenck sein Land verlasse und nie wieder seine Staaten betrete. Friedrich Wilhelm benachrichtigte Trenck, daß er in seine Heimat zurückkehren könne, daß er ihm seine Güter kostenlos aushändige und daß seinem Besuche der Prinzessin Amalie kein Hindernis bereitet werde. Trenck dankte dem Könige und hatte wenige Tage darauf eine Audienz bei ihm und der Prinzessin Amalie.

Als Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, hatten viele gehofft, es werde eine goldene Zukunft, eine Zeit der Üppigkeit, des Glanzes und der Freude beginnen. Der König war ja so lebensvoll, er liebte den Frohsinn und die heiteren Feste. Er hatte eine rege Phantasie, ein frohes Herz und einen glühenden Hang zu pikanten Genüssen, schönen Frauen und rauschenden Konzerten. Das dachten viele träge Höflinge, und auch die Rietz schrieb an ihre Mutter: „Der alte Krickenstößer pfeift auf dem letzten Loch. Wie Selle und Zimmermann dem Kronprinzen versichert haben, kann er es höchstens noch drei Wochen so treiben, und dann schwimmen wir oben. Die Goldtonnen in den Kellern unter dem alten Berliner Schloß sollen schon hervor. Dann haben wir zu befehlen.“ „Das waren drei lange Wochen. Mit jedem Glockenschlag zählte ich die Stunde, welche die Todespost brächte. Endlich heut Nacht zwischen zwei und drei Uhr hat der alte Brummbär seine Augen geschlossen, und der Prinz ist König. Denke Dir, Mutter, mein Prinz ist König. Minchen wird nun herrschen, und jetzt beginnt ein neues Leben für uns. Ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werde unter den Linden mir ein Haus kaufen. Es muß neu möbliert werden. Meine Bedienung soll der der Königin gewiß nichts nachgeben."

Es kam ganz anders. Von einem Sturze in den Vergnügungstaumel war nichts zu merken. Die Rietz berichtete ihrer Mutter: „Wie hat sich alles verändert! Der König arbeitet den ganzen Tag. Seine Minister und Beamten nehmen ihn ganz in Anspruch. Er hat keine Zeit für mich. Ich bin untröstlich. Dabei ist er gütig, aber doch so ernst. Er spricht nur von dem Wohl des Volkes."

Auch andere erwarteten einen Einfluß auf die Staatsleitung zu gewinnen. Mancher Staatsmann glaubte wie die Rietz, der König werde sich ihm in die Arme werfen. Der alte Prinz Heinrich gab sich das Ansehen, als ob er bei seinem Neffen alles vermöge. Er war aber zu stolz, dem jungen Monarchen zu schmeicheln. Er trat auf, als ob der König sein Untergebener sei und verlangte, daß dieser seinem Rate unbedingt folge. Er vergaß die dem Könige schuldige Ehrerbietung, ließ seinen Verdruß laut werden und entzog sich dadurch selbst der Mittel, Einfluß zu gewinnen. Der Herzog von Braunschweig war im Anfange gleichfalls bei dem Könige nicht beliebt. Aber er benahm sich mit größerer Klugheit und ging mit Bescheidenheit zu Werke. Er trat nur hervor, wenn er dazu aufgefordert wurde, zeigte mehr Eifer für den Ruhm des Königs als für eigene Ansprüche. Durch dieses weise Betragen bahnte er sich den Weg für künftige, günstige Umstände und dadurch behauptete er sich in der Gunst des Königs.

„Man wußte zwar," schreibt Dampmartin, „daß der neue König und Prinz Heinrich auf gespanntem Fuße standen. Nach der Thronbesteigung des Königs hatte der Prinz aber doch mit Sicherheit darauf gerechnet, an die Spitze der Staatsgeschäfte oder doch wenigstens an die Spitze der Armee

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berufen zu werden. Bald nach seinem Regierungsantritt ritt der König mit dem Feldmarschall von Möllendorff die Linden entlang und als sie bei dem Palais des Prinzen Heinrich vorbeikamen, sah der König nach dessen Fenstern und fragte den Feldmarschall: „Spricht man viel von meinem Oheim?“ „Sire,“ erwiderte Möllendorff, „alle Welt richtet die Augen auf diesen Prinzen und glaubt, E. M. werden ihn zum Chef des Staatsrats ernennen.“ Der König machte ein ernstes Gesicht und murmelte vor sich hin: „Will ein Königreich verspeisen, soll ihm nicht in den Zähnen sitzen bleiben.“

So viel man auch Friedrich Wilhelm II. geschmäht und ihn als einen trägen Herrscher bezeichnet hat, so ist es doch erwiesen, daß er mit Ernst und Fleiß den Geschäften oblag. In einem Briefe des Oberst von Stein vom 6. Oktober 1786 heißt es: „Was alles bisher geschehen, zeigt einen wahren Drang von Thätigkeit, und wirklich ist der König thätig, thätiger wie sein unsterblicher Vorfahr, thätiger wie ein König noch je auf Erden war.“ (Ranke, Fürstenbund. S. 206.) Hertzberg sagte: „Der neue König übertrifft den Vorgänger, denn er ist ebenso thätig wie dieser, aber zugleich gerechter.“ Einem Minister, der seinen Vortrag mit der Bemerkung begann, er habe so viel vorzulegen, daß die Zeit nicht ausreichen werde, erwiderte der König, er, seinerseits habe keine Abhaltung. Er behielt ihn nun zwei volle Stunden bei sich.

Lippe, Holland und Mecklenburg.

Als Friedrich seine Augen schloß, waren die Gemüter überall in Aufregung. Soziale Wellen schlugen an die alten Dämme der bisherigen Gewohnheit mit täglich wachsender Kraft. Friedrich war ein strenger, absoluter König. Aber mit seiner Methode konnte es nicht weiter gehen. Das war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelms feste Überzeugung, als er den Thron bestieg. Seine Politik kennzeichnete sich als eine deutsche, eine nationale. Wie er gegen das Franzosentum eine Antipathie besaß, so empfand er lebhaft eine Neigung zu Östreich hin. Dort lebten deutsche Angehörige seines Volkes. Jenseits der Vogesen hingegen stand die gallische Macht. Was Preußen je gelitten, geschah auf Wegen, die von Paris kamen und dorthin gingen. Auch zu Rußland ist Friedrich Wilhelm nie in ein gutes Verhältnis getreten. Er blieb ein Gegner Katharinas und ihres Weltfranzosentums.

In ihren Grundprinzipien war die Politik Friedrich Wilhelms eine einheitliche. Er mußte regieren im Gegensatze zu seinem Oheim. Das war seine Pflicht und seine Gefahr. Er schwamm darin gewaltig gegen den Strom. Mit ihm begann eigentlich der französische Krieg. Niemand hatte diese Wendung erwartet. Das eigene Volk widerstrebte dem neuen König. Man hoffte auf den Einfluß des Prinzen Heinrich, welcher der französischen Richtung angehörte. Man richtete an den König Vorstellungen, worin man ihn für Frankreich zu gewinnen suchte, aber der König ließ sich nicht irre machen. Ob er das Unwetter, das von der Seine heraufzog, gefühlt hat? Die ganze Wendung, die er nahm, war eine Kriegserklärung gegen den Geist der Zeit. Es war kein Wunder, daß sich jetzt ein mächtiger Widerstand erhob. Es entstand eine Auflehnung und Verunglimpfung des neuen Königs, die leider bis heute, fast 100 Jahre nach seinem Tode, die Federn vieler Historiker beeinflußt hat.

Die Franzosen in Berlin waren wütend, daß ihre Herrlichkeit zu Ende ging. Aber Mirabeau besaß großen Einfluß in Berlin. Mehr Glanz der Rede hatte nie ein französischer Rhetoriker. Er, der Meister der Phrase, dünkte sich als Franzose erhaben über andere. Friedrich II. hatte leider das lasterhafte Franzosentum höher geachtet als deutsches Wesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mirabeau besaß die Dreistigkeit, dem neuen König am zweiten Tage seiner Regierung ein Schriftstück zu überreichen, in dem er ihm vorschrieb, wie er regieren und wen er zum Minister annehmen solle, natürlich in französischem Sinne. Als der König seinen Brief zurückwies, die Regie fiel und die Franzosen in Berlin ihren Einfluß einbüßten, zürnte er sehr und schrieb seine „Geheime Geschichte des Berliner Hofes." Er forschte Lakaien und Kammermädchen aus. Er wollte Skandal und Geklätsch bringen — und was wird alles am Hofe geklatscht – und das ist ihm gelungen. Sein Buch fand große Verbreitung und es wurde der Kanon der Schriftsteller, welche ihre Angriffe gegen Friedrich Wilhelm II. richteten. Dampmartin, Bahrdt, Baranius und zahlreiche anonyme Schriftsteller waren gleichfalls in der Lust des Parteigeschwätzes befangen. Durch diese Schmutzschriften ist die tiefere Auffassung der elfjährigen Regierung des Königs verloren gegangen, und es fehlt heute noch an einer gerechten Geschichtsschreibung seiner Wirksamkeit. Friedrich Wilhelm II. war keineswegs ein schlaffer Herrscher, wie ihn noch heute die Schulbücher darstellen. Er war kein Mann der Parteilosigkeit und der Neutralität. Sein Wille kennzeichnet sich als eine weit vorausblickende, kraftvolle Politik, die sich bemüht, das deutsche Gefühl auch in Preußen zu vertiefen und es jedem zum Bewußtsein zu bringen, daß er vor allem ein Deutscher sei. Man liebte ihn in Frankreich nicht, weil man ihn als bewußten Feind kannte, und doch schrieb Caillard bei seinem Tode: „Die Geschichte wird Friedrich Wilhelm II. als König würdigen, aber über ihn als Privatmann ist unter allen, die sich ihm genähert haben, nur eine Stimme über seine Wahrhaftigkeit, seine Güte und seine Tugenden."

Es gab Gelegenheiten genug, bei denen Friedrich Wilhelm diese Tugenden bewährte. Auch die nachstehenden Vorgänge bieten hierzu einen Belag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die vielen Besitzungen, in welche Deutschland zerspalten war, hatten zahlreiche Hausverträge erzeugt. Da diese meist in alter Zeit und alter Sprache verfaßt, schon an sich vielfache Deutung zulassen, so verblüht selten ein Fürstenstamm, ohne daß Ansprüche hervortreten und Streitigkeiten entstehen. Am 13. Februar 1787 starb der Graf zu Lippe-Bückeburg. Fünf Tage darauf ließ der Landgraf von Hessen-Kassel seine Truppen in des Verstorbenen Land einrücken. Man stand der Gewalt so ratlos gegenüber, daß man sich ergab und auch die Dienerschaft dem neuen Herrn huldigte. Nur die kleine Feste Wilhelmstein wies unter ihrem wackern Oberst von Rotsmann mit 30 Kriegern jeden Angriff zurück.

Bei dieser Besitznahme befremdete es, daß gar keine Erberledigung vorlag. Es war nicht bloß ein rechter Bruder, sondern selbst ein leiblicher Sohn des Verstorbenen da. Auch säumte die Witwe nicht, das Recht des Letzteren zu behaupten. Sie sandte Eilboten nach Wien und Berlin, dort den Kaiser, hier den König um Schutz anflehend. Der Landgraf indes, ohne sich darob zu kümmern, ging seinen Weg. „Der Vater des jungen Grafen sei von einer Mutter geboren, die nicht ebenbürtig gewesen. Vorlängst schon habe Kassel dies gerügt. Jetzt nehme es wieder auf, was es damals hätte durchsetzen sollen. Es verfolge seine Ansprüche mit Gewalt, um sie nicht durch schläfrige Nachsicht ganz einzubüßen.“ Es ward zwar erwidert, die Mutter des Grafen sei bereits 1752 zur Reichsgräfin erhoben und ihre Kinder mithin ebenbürtig, aber der Landgraf schien das Äußerste nicht zu fürchten.

Ihm gegenüber fühlte sich Friedrich Wilhelm in keiner bequemen Lage. Als seinem Freunde mochte er ihm nicht mit Härte begegnen, aber als westfälischer Kreisfürst war er verpflichtet, eine Unbill aufzunehmen, die allem Rechte Hohn sprach. Auch erwog er, daß er durch sein erstes öffentliches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auftreten in Deutschland sich sowohl Feinde als auch Freunde erwerben könne. Aber trotz der schwierigen Lage, welche die Ansprüche beider Parteien an seinen Beistand noch erhöhten, rettete er dennoch beides: den Ruf der Milde und den Ruf der Gerechtigkeit. Dem Hessenschen Gesandten von Veltheim, der persönlich bei ihm erschien, legte er die Rechtsgründe, die ihnen widersprachen, mit großer Klarheit dar, dann schrieb er einen Brief an den Landgrafen und als immer keine Räumung erfolgte und auch der Kaiser mit Gewalt drohte, richtete er nochmals ein eigenhändiges, mit großer Herzenswärme verfaßtes Schriftstück an den Landgrafen. Nun ward seine Mühe belohnt. Am 17. April räumten die Hessen das fremde Gebiet und der junge Graf gelangte zu seinem Eigentum.

Ebenso schnell und ruhmvoll beendete Friedrich Wilhelm die Unruhen in Holland. Von jeher war die Würde der Statthalterschaft in diesem Freistaate der Gegenstand des Zwiespalts gewesen. Die Fürsten aus dem Hause Oranien, die diese Würde bekleideten, waren zwar als Retter der äußeren Freiheit geachtet, aber als Widersacher der inneren gefürchtet. Wilhelm V. empfing die Statthalterwürde als ein Knabe, und als er mündig wurde, verriet er den ganzen Ehrgeiz seiner Vorfahren, ohne deren rühmliche Vorzüge zu besitzen. Nachdem er die Schwester Friedrich Wilhelms geheiratet, wuchs dieser Stolz und seine Verachtung der ihm durch die Verfassung gesetzten Schranken immer mehr. Auf der andern Seite übte das Beispiel der vereinigten Staaten von Nordamerika einen starken Einfluß auf die holländischen Republikaner. Warum, fragte man, ist unsere Republik nicht auch so volkstümlich und wohlfeil regiert wie jene? Wozu brauchen wir einen Prinzen, der gern den souverainen König spielen möchte und der uns viel Geld kostet? Wir hätten an einem Washington, einem Präsidenten genug. Das übrige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

that der französische Gesandte, um das Feuer in Holland gegen England und Preußen zu schüren. Bald entstand Meuterei in mehreren Städten. Blutige Empörungen fanden statt. Man kämpfte für und gegen Oranien. Das Land wurde der Schauplatz des Bürgerkrieges. Friedrich Wilhelm wußte, daß Frankreich die Freigesinnten auf alle Weise begünstigte. Der Prinz war nach Nimwegen geflohen. Am 28. Juni 1787 wagte es seine Gemahlin, nach dem Haag zurückzukehren. Kaum aber hatte sie einige Meilen zurückgelegt, so trat ihr eine Feldwache entgegen, und erklärte, sie sei so lange verhaftet, bis der Befehlshaber sie freigebe. Als nach zwei Tagen ein Bescheid nicht einging, kehrte die Fürstin nach Nimwegen zurück. Sofort gingen Eilboten nach Berlin, um den König zur Einsprache zu bewegen. Friedrich Wilhelm verlangte nun, daß der Holländische Freistaat ein Entschuldigungsschreiben an seine Schwester richten und daß derselbe seinen Streit gegen den Prinzen beilegen solle. Holland bat nun in Paris dringend um Hülfe. Gleichzeitig gab der preußische Gesandte die Erklärung ab, daß preußische Truppen die Grenze überschreiten würden, wenn innerhalb vier Tagen die Genugthuung für die Prinzessin und die Bestrafung der Patrioten nicht ausgeführt sei. Die Holländer glaubten nun, daß bei Friedrich Wilhelm der Verlust ihrer Unabhängigkeit beschlossen sei. Sie gerieten in die größte Bestürzung, und alle Kampffähigen griffen zu den Waffen. Friedrich Wilhelm ließ 20000 Mann in Holland einrücken. Er gab hierdurch Frankreich zu verstehen, daß er nicht gewillt sei, sich von ihm Bedingungen vorschreiben zu lassen. In der Nacht auf den 16. September floh die Besatzung von Utrecht, 8000 Mann stark; Ober-Yssel, Gröningen und Friesland ergaben sich gleichfalls. Amsterdam, die bedeutendste Schutzwehr, wurde am 1. Oktober durch Sturm genommen. Nun erst bat man um Einstellung der Feindseligkeiten. So unterdrückten die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Waffen Preußens einen Parteikampf, der seit zehn Jahren Holland zerrüttete. Friedrich Wilhelm hatte in diesem, seinem ersten Feldzuge seine Gerechtigkeit, aber auch seine Milde bezeigt. Seinem Worte, daß er nur um der Beleidigung seiner Schwester willen zum Schwerte gegriffen, blieb er treu. Mit Großmut verzichtete er auf den Ersatz der Kriegskosten. Er wollte die Holländer, die er mit Recht als deutsche Verwandte ansah, nicht bedrücken, sondern sie zu Bundesgenossen gewinnen. Dies ist ihm wohl gelungen. Auch England schloß ein Bündnis mit ihm. Dieser Vorteil war groß genug für die Opfer, die Preußen dem Kriegszuge gebracht. Sein Ansehen war gehoben, dasjenige Frankreichs gedemütigt, der gegnerischen Politik war der Vorrang abgewonnen, und die isolierte Stellung, aus der herauszukommen sich Friedrich Jahre lang vergeblich bemüht hatte, war jetzt durch ein festes Band mit England und mit Holland, den Feinden Frankreichs und Rußlands, beseitigt. „In meiner ganzen politischen Laufbahn," schrieb Hertzberg am 6. Oktober 1787, habe ich auf den Moment gelauert, Preußen diese Ehre zu verschaffen, nun bin ich endlich dazu gelangt. Es hat Mühe gekostet, und seit zwei Jahren hat der neue König dies System allein gegen alle Welt aufrecht erhalten. Frankreich verliert jetzt die Allianz mit Holland und den Rest seines Ansehens in Europa." Es ist ein gewichtiges Zeugnis, das hier ein bewährter Staatsmann der Willensstärke und der Einsicht des Königs zollt.

Wenig beachtet, aber unbedingt zu billigen ist eine Übereinkunft, die Friedrich Wilhelm damals mit Mecklenburg abschloß. Die Gewaltthätigkeiten, die sich der Herzog vor 70 Jahren gegen die Ritterschaft erlaubt hatte, zogen ihm des Kaisers Ungnade zu, und dieser hatte dem Könige von Preußen die Exekution seines Urteils übertragen. Friedrich Wilhelm I., dessen Soldaten bis 1736 im Mecklenburgischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

standen, behielt für seine Kosten die Ämter Plauen, Wredenhagen, Marnitz und Eldena im Pfandbesitz. Als Friedrich II. die Regierung antrat, waren die Kosten soweit bezahlt, daß Mecklenburg die Besitzungen zurückforderte. Friedrich gedachte aber dieses Gebiet niemals zurückzugeben. Anfänglich wußte er Hindernisse und Nachrechnungen aufzustellen. Als die Mecklenburger auch diese Forderungen bezahlten, wußte er immer wieder neue Einwände zu finden. 46 lange Jahre hielt er dem Herzog sein Eigentum vor. „Dieser Ungerechtigkeit schämte sich Friedrich Wilhelm;“ sagt Manso I. S. 163, er trat sogleich mit dem Herzoge in Unterhandlung. Am 13. März 1787 gab er die Ämter heraus. Mecklenburg zahlte 172000 Thaler, und nun wurde das rechtliche Verhältnis zwischen Preußen und dem Nachbarstaate wieder hergestellt. Friedrich Wilhelm legte auch durch diese That einen Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe und seiner Uneigennützigkeit an den Tag. Er wußte, es giebt noch eine andere Politik, als die, welche nur die Grenzen erweitern will. Die Völker weise und mit Ehrlichkeit regieren, ist die bessere Aufgabe. So sehen wir in diesem Verhalten Friedrich Wilhelms eine feste, ruhige Entschlossenheit, ein unentwegtes, aber besonnenes Zugehen auf das eine Ziel: die Stärkung und Befestigung echten Deutschtums, echter deutscher Sitte und Art. Das ist der edle köstliche Wein, der sich in jahrelanger stiller Gährung im Geiste und Herzen des Monarchen abgesetzt hatte und ihn jedem wahren Deutschen lieb und verehrungswert macht.

Das Religionsedikt.

Kein Staat, kein Gemeinwesen kann ohne Religion, ohne Gottesglauben bestehen. Die Römer, ein hervorragend staatsmännisches Volk wußten das. Sie begannen jedes politische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Werk, mit Aufblick zu den Göttern, mit Opfern und heiligem Brauch. Ihr oberster Gott war zugleich Schirmherr der staatlichen Gemeinde, Hüter des Rechts, Schützer der Männer, die zur Führung des Volkes berufen waren. Die Überzeugung, daß die Religion die Grundlage der Reiche sei, war allgemein. Als sie schwand, begann das große Reich dahinzusiechen, bis es elendiglich unterging, trotz seiner prunkenden Legionen, trotz der Übersättigung mit hoher Bildung, trotz des blendenden Glanzes des wankenden Kaiserthrons. Die Geschichte ist das Schuldbuch der Nationen und das Lehrbuch der kommenden Geschlechter. Friedrich Wilhelm kannte dieses Buch. Er hielt es für Aberwitz als sein Oheim sagte: „Wir brauchen keine Staats-Religion, bei mir muß jeder nach seiner Facon, also auch ohne Religion selig werden.“ Als jenseits der Vogesen der Ruf erscholl: „Wir brauchen keinen Gott!“ folgte mit Notwendigkeit der Zusatz: „und keinen Herrn!“ Wenn der Thron des Königs der Könige verachtet wird, dann wanken die Throne der irdischen Könige, dann wankt jede menschliche Autorität. Thorheit war es, zu glauben, das Volk würde sich mit der gestatteten Gottlosigkeit begnügen und nicht auch folgerichtig die Herrenlosigkeit fordern. Die Quittung auf die „Philosophie“ der Gottentfremdung stellte prompt das Fallbeil aus. Wer scharf sieht, der findet in jenen Zeiten Anklänge an die Gegenwart. Unsere Zeit in dem Glanze ihrer Bildung kann sich im Spiegel schauen. Die Zeiten des sinkenden Römertums und des Vorabends vor der großen Revolution haben in manchen Punkten eine erschreckende Ähnlichkeit mit unsern Tagen. Massiger Reichtum und Massenverarmung, künstlicher Glanz und tiefes Dunkel, feile Kriecherei und Autoritätsverachtung, gespreiztes, aufgeblasenes Protzentum und murrendes, Fäuste ballendes Elend, eine Anzahl Herren und eine Legion Sklaven. Und die Wurzel dieses Übels? Die Altäre standen leer und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Majestät Gottes war zum Spott geworden. Ohne Gott und Bekenntnis glaubte man fertig zu werden. Die Hochgelehrten meinten, des Kinderglaubens nicht mehr zu bedürfen, während sie dem „Pöbel“ die Religion als brauchbares Lenkmittel mitleidsvoll beließen. Sie verrechneten sich. Die um den Himmel betrogene Masse beanspruchte die Erde. Sie witterte, daß keine irdische Autorität zu halten sein werde, wenn die göttliche erst gefallen sei. Ein weiser Herrscher baut seine Macht und das Wohl seines Volkes auf dem Fundament des Christentums. Es giebt kein anderes Heilmittel. In dem Christentum steckt eine Fülle verjüngender, versöhnender, vertiefender und unzerstörbarer Kraft. Das Christentum allein leuchtet mächtig hinein in das Dunkel der Zukunft, sichert den Sieg über alle Feinde. Nur in einem christlich regierten Staate herrscht rechte Ordnung bei wahrer Freiheit. Daß in einem christlichen Staate das Bekenntnis zum Christentum unumgänglich nötige Vorbedingung für jedes Amt, für jeden Einzelnen sein muß, dies mit Entschiedenheit hervorzuheben, hielt sich Friedrich Wilhelm für verpflichtet. Er erließ sein Religionsedikt aus innerstem Antriebe, ohne Menschenfurcht aber mit Gottesfurcht. Mit Unerschrockenheit legte er Protest ein gegen die Frivolität und Flachheit seiner Zeit. Sein Edikt ist mit heiligem Ernst geschrieben. Der König, der seinen Namen mit voller Überzeugung darunter setzte, hat mit Fleiß und Treue, zum Teil eigenhändig, daran gearbeitet. Man hat diesen viel geschmähten Herrscher bis jetzt nur nach dem Geschrei seiner glaubenslosen Zeitgenossen beurteilt. Sein Edikt ist eine That, die für ihn und sein Volk einen höheren Wert besaß als eine gewonnene Schlacht. Wie groß auch seine Schwächen waren — er hat sie abgewaschen in den Fluten eines Martyriums, das er darum litt, wie sie später Friedrich Wilhelm III. hat abwaschen müssen in Thränen, samt seiner Luise und seinem Volke.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kein König stellt sich als Gesetzgeber zum Muster dar. Er redet nicht nach seiner Menschenschwachheit, sondern nach seiner königlichen Pflicht, die er zu erfüllen hat. Gewiß wäre es schön gewesen, wenn Friedrich Wilhelm II. so häuslich gelebt hätte wie Friedrich Wilhelm IV. Aber hat diesen seine Tugend geschützt? Weil er positive Anordnungen traf, wurde er ebenso befleckt wie sein Großvater. König David, der in die Sünde fiel, war gottesfürchtiger als die, welche ihn angriffen. Sie sündigten wie er, aber Buße thaten sie nicht also. Wenn selbst ein Paulus bekannte: „Das ist je und je gewißlich wahr, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der vornehmste bin," so kann ich es dem geschmähten König nachfühlen, welchen Trost ihm dieses Wort bereitete. Paulus sagt, er sei der ärgste Sünder — und sein Wort ist wahrhaftig — dies hält ihn nicht ab, Sünder zu bekehren. Gott will sein Reich nicht durch Engel, sondern durch sündige Menschen gebaut haben. Welcher Pfarrer würde die Kanzel betreten, wenn man Sündlosigkeit von ihm forderte? Friedrich Wilhelm II. wußte, gleich David und Paulus, daß es eine Liebe giebt, die Sünden vergiebt. In voller Erkenntnis der dem Landesfürsten von der Reformation überkommenen Pflicht, sein Volk auf dem Grunde des Bibelchristentums zu regieren, sah er dieses Werk als eine Hauptaufgabe seines Lebens an. Für jeden Christen ist es herzerhebend, die Treue und Willenskraft zu erkennen, mit denen der König an dieses Werk herantrat und es trotz vielen Widerstandes zur Durchführung brachte.

Das Edikt richtete sich keineswegs gegen die Bibelforschung. Es wurde darin nicht nur den drei Hauptbekenntnissen Schutz zugesichert, sondern auch die dem preußischen Staate von jeher eigentümlich gewesene Toleranz der übrigen Religionsgemeinden aufrecht erhalten. Niemandem sollte Gewissenszwang angethan werden. Da jeder Mensch für seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seele allein zu sorgen habe, so müsse er hierin frei handeln können. Ein christlicher Herrscher habe jedoch darauf zu sehen, daß ein Geistlicher, der freiwillig sein Amt übernommen und sich verpflichtet habe, Christum zu predigen, dies nun auch wirklich thue. Wenn eine Gemeinde sich einen Pfarrer erwähle, der ihr verspricht, er wolle schriftgemäß lehren, Christus sei Gottes Sohn, so dürfe es nicht in sein Belieben gestellt werden, später zu sagen, Christus sei nur ein Mensch wie andere Menschen. Es soll ihm unbenommen bleiben, dies zu glauben, aber sein Amt müsse er dann niederlegen. Dieser Befehl scheine um so nötiger, weil der König lange vor seiner Thronbesteigung bemerkt habe, daß manche Pfarrer sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Bekenntnisses erlauben, wesentliche Grundwahrheiten verleugnen und sich nicht entblöden, längst widerlegte Irrtümer als „Aufklärung" auszubreiten. Diesem Unwesen trete das Edikt entgegen, damit nicht die arme Volksmenge den Vorspiegelungen der Modelehre preisgegeben und dadurch Millionen der Ruhe ihres Lebens und des Trostes im Sterben verlustig gingen. Der Hofprediger Sack berichtete: „Es hat sich ein Geist des Unglaubens und der Begier nach Neuerungen immer mehr ausgebreitet. Ein jeder unwissende und seichte Kopf glaubt sich dadurch ein Ansehen zu geben, wenn er den alten Lehrbegriff verachtet. Junge Leute hielten sich für berufen, als Reformatoren aufzutreten. Den Kindern ward nicht gesagt, was sie glauben, als vielmehr was sie nicht zu glauben hatten. Durch Irrlehre ist dasjenige Unheil entstanden, welches dem Volke zum Verderben gereicht. Seit 40 Jahren gilt Witz mehr als Verstand, und die Kandidaten verlassen die Universitäten mit seichten Kenntnissen und schlechten Grundsätzen."

Der Konsistorialpräsident von Zedlitz examinierte einst einen Kandidaten und fragte ihn: „Was halten Sie von der Gottheit Jesu?" „Wie Ew. Exzellenz befehlen," war

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Antwort. Er wollte hiermit ausdrücken, es sei ihm ganz gleichgültig, wie er zu predigen habe. Er sehe die Pfarre nur für seine Versorgung an.

Friedrich Wilhelm verordnete nun, daß hinfort kein Geistlicher oder Lehrer bei Strafe der Amtsentsetzung irgend welche Irrlehren verbreiten solle. Es sei nicht zuzugeben, daß jeder Geistliche das Bekenntnis nach Willkür zu ändern oder ganz zu verwerfen befugt sei.

Des Königs Vorgehen fand den hartnäckigsten Widerstand. Es erfolgten in Büchern und Zeitschriften die heftigsten Angriffe gegen das Edikt, und als nun der König, um der Verbreitung der Angriffe Schranken zu setzen, noch ein anderes Edikt über die Bücherzensur erließ, war die öffentliche Meinung über diesen „Angriff auf die Freiheit der Gedanken" vollends erbittert. Selbst fünf Mitglieder des Oberkonsistoriums, Spalding, Dieterich, Büsching, Teller und Sack, erhoben Einspruch gegen das Edikt. „Es sei zwar anerkannt, daß der Unfug, die heiligsten Wahrheiten zu verspotten, nicht länger zu dulden sei, aber es errege Anstoß an den Worten: „die christliche Religion, wie sie nach der Schrift in den Symbolischen Büchern enthalten ist." Der König wollte mit Recht die zügellose Subjektivität begrenzt wissen und keinerlei Gewissenszwang ausüben. Nur aus der damaligen Parteiströmung ist die Opposition erklärlich. Es gab aber auch gläubige Geistliche. Zu ihnen gehörten der Professor Garve und der Oberkonsistorialrat Silberschlag. Der letztere schrieb: „Ja, dieses mit deutlich sprechenden Stellen der heiligen Schrift bewaffnete Edikt wendet sich gegen die Lästerer der der Wahrheit treu gebliebenen Lehrer. Aber alle redlichen Geistlichen werden sich freuen und Gott preisen, der durch die Hand unseres Königs Hülfe geschafft hat. Mein Lohn kann kein anderer sein, als Hohn und Feindschaft. Aber ein Nachfolger Jesu wird nicht erwarten, mit Rosen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kränzen zu prangen, wo sein Herr Dornen trägt und mit Fäusten geschlagen wird."

Friedrich Wilhelm ließ sich nicht irre machen. Diejenigen Geistlichen, welche gegen das Glaubensbekenntnis predigten, wurden ihres Amtes entsetzt. In einer Antwort, die er am 19. Dezember 1788 eigenhändig an den Großkanzler von Carmer richtete, heißt es: „Ich füge Euch hieneben das von dem Kammergericht gegen den Dr. Würzer abgefaßte und mir vorgelegte Erkenntnis wieder zurück, bei welchem es sein Bewenden haben mag. Nur muß diesem Menschen das Unschickliche in seinem Betragen noch mit Nachdruck verwiesen und er vor künftigen Vergehungen bei Vermeidung härterer Strafe gewarnt werden. Ihr habt vollkommen recht, daß das Edikt nicht anders als für ein kirchliches Polizeigesetz angesehen werden kann, und es sind mutwillige Verdrehungen, wenn demselben ein anderer Sinn angedichtet wird."

Graf Hertzberg und Kaiser Joseph.

Während der ersten Regierungsjahre schien es, als ob sich die persönlichen Neigungen des Königs mit der Politik Hertzbergs in vollem Einklange befänden. Dies war jedoch nicht so. Hertzberg steckte von Friedrich II. her tief in der antiöstreichischen Richtung. Sein Ziel war es, Preußen im Vorsprung vor Östreich zu wissen. Er sah Östreich als steten Gegner Preußens an. Der König wünschte jedoch aufrichtig, mit Östreich im Frieden zu leben. Als der Papst wegen der Maßnahmen Josephs in Mißhelligkeiten mit diesem geriet, wollte Hertzberg auch dies benutzen, um Joseph Schwierigkeiten zu bereiten. Hertzberg besorgte, es könnte sich durch den Streit zwischen Joseph und dem Papst ein engeres Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hältnis zwischen dem Kaiser und den geistlichen Kurfürsten herstellen. Zur Schwächung Östreichs glaubte er dies hintertreiben zu müssen. Der König wollte jedoch versöhnend einwirken. Er behandelte den päpstlichen Nuntius Pacca zuvorkommend und eröffnete ihm, daß er dem Papste in seiner religiösen Wirksamkeit keinerlei Hindernis in Preußen bereiten werde. 46 Jahre lang hatte es Friedrich II. zu seinem Ärger nicht erreichen können, daß er im geschäftlichen Verkehr als Majestät und König vom Papste angeredet wurde. Für Rom blieb er Kurfürst. Jetzt führte der römische Staatskalender den preußischen Monarchen mit seiner königlichen Würde auf. Auch gab der Papst seiner Dankbarkeit für des Königs Wohlwollen dadurch Ausdruck, daß er bei der Wahl eines preußischen Bischofs nur denjenigen bestätigte, der dem König genehm war. So hatte Friedrich Wilhelm nicht den Kaiser verletzt und doch den Papst für sich gewonnen.

Mehr als es der kirchliche Streit zwischen dem Papst und Joseph gethan, nahmen die politischen Verhältnisse den König in Anspruch. Es waren dies das Vorgehen Rußlands gegen die Türkei und der Anschluß Josephs an die moskowitischen Eroberungstendenzen. In keiner Verwicklung läßt sich das Verhältnis Preußens zu Östreich so genau beobachten, wie in dieser orientalischen Sache. In ihr nimmt auch die Hertzberg'sche Politik ihren letzten Anlauf, um dann abzutreten.

Aus der östreichisch-russischen Verbindung, welche Friedrich vergeblich zu hindern gesucht, hatte Rußland den ganzen Vorteil ausgebeutet, sich der Krim, Tamans und Kubans bemächtigt und sich den Weg nach Konstantinopel gebahnt, ohne daß Joseph einen Gewinn erzielte. Der preußische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Diez, schrieb an Hertzberg: „Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß sich der König mit der Türkei zu einem Vorstoß gegen Östreich-Rußland verbände. Jetzt ist die gelegenste Zeit.“ Hertzberg meldete

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm, der König sei gegen Östreich nicht zu gewinnen, wohl aber gegen Rußland.

Friedrich Wilhelm sandte seinen Adjutant, den Oberst von Götze, in der Verkleidung eines Kaufmanns, namens Schmidt, nach Konstantinopel. Diez solle den Türken sagen, Preußen wolle ihnen ein nützlicher Freund sein, aber nur dann, wenn die Türkei dafür eintrete, daß Östreich nicht geschwächt werde und Preußen Danzig und Thorn erhalte. Hertzberg schärfte dem Gesandten ein, den Türken gegenüber ja nicht zu große Verpflichtungen einzugehen, und nicht zu vergessen, daß der König sich nicht in einen Krieg einlassen wolle, der ihm Rußland, Östreich und Frankreich zugleich auf den Hals hetze; vielmehr den Türken klar zu machen, wie Preußen schon dadurch dem osmanischen Reiche einen großen Dienst leiste, daß es Rußland nötige, eine Armee in Polen stehen zu lassen. — Katharina merkte bald, was Preußen im Schilde führe. Anstatt sich dem Könige zu nähern, entschloß sie sich, allen Feinden standhaft zu trotzen und den König von Polen gegen Preußen aufzuhetzen. Nie hatte Rußland einen schlechteren Zeitpunkt zu einem Bündnis mit Polen gewählt als damals

Die Polen, wütend auf Katharina, erinnerten sich sehr wohl, daß sie ehemals mit Glück gegen die Preußen, die ihnen zinsbar waren, gefochten hatten, daß sie Wien und ganz Östreich aus den Händen der Türken errettet, und daß die Moskowiten vor ihnen gezittert hatten. Sie besaßen noch immer denselben Stolz, den kriegerischen Mut, den Leichtsinn, dieselbe Liebe zur Freiheit. Aber um sie her hatte sich alles verändert. Sie standen allein unter den europäischen Mächten, hatten weder einen dritten Stand, noch eine tüchtige Armee, noch Geld, noch Handel, noch eine Artillerie, noch Festungen Sie konnten ihren Nachbarn nichts als ihre Tapferkeit und das Andenken an ihre alten Siege entgegen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellen. Seit einem Jahrhundert war Polen ein Gegenstand des Ehrgeizes und die Beute der Nachbarmächte gewesen. Auf ihren stürmischen Reichstagen übten Rußland, Östreich, Schweden und Preußen ihren Einfluß aus. Letztere bestachen die Großen und benutzten die Uneinigkeiten, ihre Fürsten zu beherrschen und zu bestechen. Polens gänzlicher Untergang wurde nur noch durch die Eifersucht seiner Nachbarn aufgehalten.

Rußland, Östreich und Preußen wurden von den Polen besonders gehaßt. Jedoch nach der ersten Teilung hatte Rußland die Handhabung der neuen Verfassung allein übernommen und dafür gesorgt, Polen in einem Zustand der Ohnmacht und Anarchie zu erhalten. Seit dieser Zeit waren die russischen Beamten die eigentlichen Regenten in Polen. Ihr Luxus, ihr Stolz, ihre Habsucht, ihre Ausschweifungen und die Bedrückungen der in Polen zurückgebliebenen russischen Truppen hatten den ganzen Haß dieses unterdrückten Volkes und seinen Durst nach Rache auf Rußland konzentriert. Bei dem Anblick eines Russen ballte der Pole die Faust vor innerer Wut. Der bloße Name rief ihm seinen befleckten Ruhm, seine verlorene Freiheit, seine vernichteten Gesetze, seine geraubten Güter, seine verfolgte Familie, seine geschlagene Armee, seine beschimpfte Ehre ins Gedächtnis zurück. Manche heiße Thräne ist da geweint, manche stille Hoffnung zu Grabe getragen worden. Ach, es ist etwas tief Schmerzliches um ein geraubtes Vaterland!

Man wird begreifen, welche Wirkung der Antrag der Kaiserin, mit ihr einen Angriffsvertrag einzugehen, auf dem polnischen Reichstag hervorbringen mußte, besonders da er gerade zur Zeit geschah, in der Rußland mit den Türken und mit Schweden im Felde stand.

Die Polen merkten, daß sich Katharina in Bedrängnis befände. Jetzt war es Zeit, das Joch ihrer Todfeindin zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zerbrechen und den Koloß, unter dessen Druck sie seufzten, zu Boden zu werfen. Hertzberg war zu klug, um diesen Umstand nicht zu benutzen. Lucchesini, der preußische Minister in Warschau, erhielt den Auftrag, der Hoffnung neue Nahrung zu geben, die Gemüter zu entflammen und mit Unterstützungen nicht zu geizen.

Kein Mensch war hierzu geschickter als Lucchesini. Er besaß eine rastlose Thätigkeit, scharfen Verstand und große Gewandtheit. Er vereinigte in sich die Eigenschaften eines feinen Hofmannes und eines gewiegten Diplomaten. Durch seine Artigkeit machte er sich bei allen Parteien beliebt. Durch Klugheit wußte er die Geheimnisse zu entdecken, und obwohl er scheinbar offenherzig auftrat, verbarg er geschickt seine innersten Gedanken. Mit Entrüstung schilderte er ihnen die Falschheit Katharinas, während er die Rechtschaffenheit seines Königs rühmte. „Friedrich Wilhelm", sagte er, „wolle der russischen Ländergier entgegentreten und den Polen zur Erlangung ihrer alten Macht behülflich sein. Jetzt wäre die Zeit gekommen. Während sie mit den Schweden und Türken im Felde stehe, würde ihr Land von einer Hungersnot heimgesucht. Ihre Magazine wären leer und die Finanzen erschöpft. Sie verleumde den König von Preußen, weil sie fürchte, er werde sich zum Befreier Polens aufwerfen. Durch den von ihr gewünschten Vertrag mit Polen wolle sie das Land nur unter ihrem Joche festhalten."

In Friedrich Wilhelm erblickten die Polen ihren Retter. Sie verweigerten nun den russischen Truppen den Durchmarsch durch ihr Land und befahlen, daß alle Russen das Land zu verlassen hätten. Sie holten ihre alte Nationaltracht wieder vor, und die Frauen stickten ihnen schöne Gürtel. Ihr König Stanislaus sah zwar die traurigen Folgen voraus, aber er war nicht im Stande, der Begeisterung zu widerstehen und stellte sich, als wenn er sie billigte. Bald stand das Volk in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Waffen. Noch einmal warf die glühende Sehnsucht nach Freiheit, gleich einer verlöschenden Flamme, ihren letzten und glänzenden Schein in eine dunkle Zukunft.

Katharina fühlte sich durch die Verweigerung des angebotenen Bündnisses tief gekränkt. Sie wandte sich an den König von Frankreich, daß er sich mit ihr und seinem Schwager, dem Kaiser, gegen die täglich gefährlicher werdende Verbindung vereinigen möge. Ludwig XVI. hatte mit sich zu thun. Er lehnte den Antrag ab. Auch der Verbündete Katharinas, der Kaiser, sah die Sache als sehr bedrohlich an. Er selbst war von den Türken mehrmals geschlagen worden und hatte viel Soldaten verloren. Krankheiten brachen aus. Seine Finanzen erschöpften sich. Der Aufstand in Polen machte ihn besorgt. In Ungarn begann es zu gähren, und in den Niederlanden war die Empörung schon ausgebrochen. Er befürchtete, daß Preußen diesen höchst kritischen Zeitpunkt benutzen würde, um ihm den Krieg anzukündigen.

Der preußische Gesandte von Diez in Konstantinopel hätte am liebsten seinen Gedanken — energische Teilnahme Preußens am Kriege — ausgeführt und ließ immer wieder durchklingen, wie nahe es jetzt liege, zu Schlesien noch Mähren und Böhmen zu gewinnen, Polen und Schweden durch Vergrößerung auf Kosten Rußlands dauernd an sich zu knüpfen, aber Hertzberg war jeder gewaltsamen Teilnahme abgeneigt und wollte nur durch eine geschickte Benutzung der Verhältnisse eine gewünschte Vergrößerung für Preußen erlangen.

Es war allgemein die Ansicht verbreitet, Preußen werde bald den Kriegsschauplatz betreten. Der Gedanke, Rußland wieder zu Gunsten des Schweden, Polen und Osmanen um die Gebiete zu bringen, durch die es sich unrechtmäßig erweitert, lag vielen als letzter Wunsch im Sinne. Es kam jedoch ganz anders. Die europäische Koalition gegen den Osten löste sich überraschend schnell, fast lautlos auf. Diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Umkehr der politischen Lage wurde durch die Ausbreitung der französischen Revolution und durch den Tod des Kaisers Joseph*) bedingt. Am 20. Februar 1790 schloß Joseph II.

*) Joseph II., ältester Sohn des Kaiser Franz I. und der Maria Theresia, war am 13. März 1741 geboren. Als im September des Jahres seine Mutter nach Preßburg floh, begeisterte ihr und des Kindes Anblick die Ungarn zur Bewaffnung gegen Friedrich II. Das Benehmen der Magyaren wirkte bestimmend auf seine Zukunft. Er sollte ein Ungar werden. Er wurde in der Tracht dieses Volkes gekleidet und in der Sprache desselben unterrichtet. Er wurde sehr sorgfältig erzogen. Kaum war er dem Schulzwang entronnen, so bekundete er eine sprudelnde Lebhaftigkeit, Liebenswürdigkeit im Umgang und Scharfsinn im Urteil. Er war ein tüchtiger Turner und Schwimmer. Die Musik liebte und betrieb er leidenschaftlich. Er war nur von mittlerer Größe, hatte schöne Gesichtszüge, hohe Stirn und lebhafte, blaue Augen. Seine ernste Miene wurde im Gespräch freundlich, seine Rede war sehr einnehmend, seine Persönlichkeit sehr Vertrauen erweckend. Er konnte die größten Beschwerden ertragen und schlief auf harter Matratze nur mit einem Wolltuch zugedeckt. Überall, auch in den Palästen fremder Herrscher, wo er Nachtquartier nahm, ließ er die Betten hinwegräumen und sein Nachtlager aufschlagen. Joseph vermählte sich zuerst 1760 mit einer Prinzessin von Parma, verlor sie aber schon 1763, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren, die beide früh verstarben. 1765 vermählte er sich mit der Tochter Kaiser Karls VII. Als 1767 auch seine zweite Gemahlin, mit der er höchst unglücklich gelebt, starb, verzichtete er auf häusliches Glück. Für seine leidenschaftliche Neigung zum anderen Geschlecht fand er Befriedigung im Umgang mit geistreichen Frauen. Daneben aber huldigte er auch dem sinnlichen Genuß mit so wenig Auswahl und Vorsicht, daß seine Gesundheit hierbei nicht immer ungefährdet blieb. Seine zahlreichen und sehr anstößigen Liebesabenteuer verzieh ihm die Nachwelt leichter als dies bei seinem Zeitgenossen Friedrich Wilhelm II. geschehen ist. Für andere Genüsse war er unzugänglich. Die Hofküche hatte für ihn nichts zu thun. Nur eine Köchin besorgte seinen Tisch mit den einfachsten Gerichten. Sein Trank war von jeher Wasser. In der Stadt speiste er immer allein, auf Reisen mit seinen Sekretären. Am Morgen begann er mit denselben die Arbeit in seinem Zimmer und setzte dieselbe um 9 Uhr, wenn er gefrühstückt, im Kabinett auf dem Kontrollgange fort, auf den er von Zeit zu Zeit hinausging,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Augen für immer. Seine letzten Worte enthielten das wehmütige Geständnis: „er habe das Unglück gehabt, alle seine wohlgemeinten Entwürfe scheitern zu sehen.“

---

um Bittschriften anzunehmen und die Überbringer selbst zu hören. Leute aus allen Ständen konnten hier täglich vor ihn treten. Der Gang stand oft gedrängt voll Menschen. Auch seine Gärten standen dem Volke offen. Den Vorschlag, einen Teil des Gartens sich und den höheren Ständen vorzubehalten, wies er mit den Worten zurück: „Wenn ich nur unter meines Gleichen sein wollte, müßte ich mein Leben zwischen den Särgen meiner Vorfahren in der Kaisergruft zubringen.“ Nach der Tafel hatte er täglich eine Stunde lang Musik auf seinem Zimmer und geigte sehr oft selbst mit. Darauf arbeitete er wieder, wenn er nicht Audienzen zu erteilen hatte. Um 7 Uhr ging er ins Theater oder in Gesellschaft. Im Sommer wohnte er in Laxenburg. Dort mischte er sich zuweilen unter die Spaziergänger und sprach mit ihnen. Von Hoffesten war keine Rede. Er sprach deutsch, französisch, italienisch, lateinisch und ungarisch. Bei Feuersbrünsten und Überschwemmungen war er oft der erste auf dem Platze. Immer stand hierfür ein Reitpferd für ihn gesattelt. Er war sehr freigebig und verschenkte täglich mehrere Dukaten an Arme. Mit der Hofgeistlichkeit stand er stets auf gutem Fuß. Als 1789 seine Krankheit eine bedenkliche Wendung nahm, verlangte er nach dem hl. Abendmahl. Er wollte es aber nicht in der Stille, sondern in der Kirche empfangen. Der Pfarrer mußte ihm das Sakrament öffentlich reichen. Sein Befinden besserte sich und im Sommer konnte er sein herrliches Laxenburg wieder besuchen. Im Oktober verfielen seine Kräfte sichtlich. Der Winter verging unter großen Beschwerden. Als im Februar sein Ende mit raschen Schritten herannahte, und die Ärzte auf sein ausdrückliches Verlangen ihm die Nähe des Todes angekündigt hatten, empfing er, unter den Thränen aller Anwesenden und im Beisein des laut schluchzenden greisen Laudon, die Sterbesakramente mit Andacht und ohne Erschütterung, so daß die Ärzte seinen Puls nicht mehr als gewöhnlich bewegt fanden. Darauf diktierte er einige Abschiedsbriefe an auswärts wohnende Würdenträger, auch einen an die Armee, in welchem er erwähnte, daß er sie nun für immer verlassen müsse, weil er sie im türkischen Feldzuge nicht zeitig genug habe verlassen wollen. Am letzten Abend vor seinem Tode entließ er die Ärzte mit dem Bemerken: „heut Nacht muß ich schon mit meinem lieben Pfarrer allein bleiben.“ Er bezeichnete dann dem Geist-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war ein Glück für Östreich, daß eine Persönlichkeit wie Leopold II. dem stürmischen und ungeduldigen Joseph folgte. Von stark sinnlicher Anlage und nicht wie Joseph von Entwürfen und Thaten innerlich aufgerieben, sondern weit nachgiebiger gegen den Genuß des Lebens, geschmeidig und mild in den Formen, und darum in der Regel seines Zieles viel sicherer als Joseph, hatte er in Toscana eine vielbewunderte Verwaltung im humanen Sinne geleitet. Er begann seine Thätigkeit damit, der furchtbaren Gährung im Innern durch Nachgiebigkeit zu steuern, ohne jedoch das Ziel Josephs, die Staatseinheit anzustreben, aufzugeben. Das Wichtigste blieb jedoch zunächst die Lösung der auswärtigen Verwickelungen. So lange der Krieg mit der Pforte Heer und Finanzen aufzehrte, das Verhältnis zu Preußen in Feindseligkeit auszuschlagen drohte, war an eine innere Beruhigung nicht zu denken. So entschloß sich Leopold zu einem versöhnlichen Schritt gegen Preußen. Schon vier Wochen nach seines Bruders Tode wandte er sich ehrerbietigst an Friedrich Wilhelm. Im herzlichsten Tone der Nachgiebigkeit suchte er die persönliche Stimmung des Monarchen für den Frieden zu gewinnen. „Er denke an keine Vergrößerung. Er werde gern die Hände bieten zu allem, was ihm Vertrauen einbringe. Es sei sein lebhaftester Wunsch, sich die Achtung und Freundschaft des Königs zu erwerben."

---

lichen diejenigen Gebete, die er ihm vorlesen solle. Dann faltete er die Hände und betete mit vernehmlicher Stimme: „Herr Jesu, der Du allein mein Herz kennst, Du weißt, daß ich alles, was ich gethan, nur zum Wohle meiner Unterthanen gemeint habe. Dein gnädiger Wille geschehe auch an mir." Darauf verschied er gottergeben in der sechsten Morgenstunde des 20. Februar 1790. In seinem Testament sagte er: „Ich bitte die, welchen ich gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, mir als Christ zu verzeihen. Ich bitte sie, zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Thron, wie der Arme in seiner Hütte, ein schwacher Mensch bleibt und beide denselben Irrtümern unterworfen sind."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelm antwortete ihm am 15. April, daß er auf die Freundschaft Östreichs großen Wert lege, daß er aber verantwortlich gegen sein Volk sei und bei den Maßnahmen Josephs nicht ein müßiger Zuschauer bleiben konnte. Seine Rüstungen wären nur durch die Besorgnisse veranlaßt worden, welche die hohen Forderungen des mit Östreich verbundenen Rußlands hervorgerufen hätten. Hierauf erwiderte Leopold sehr verbindlich, er wolle ein Friedensfürst sein und keine Eroberungen machen. „Die Grundlage meines Thuns, welche jeder anderen vorangehen müsse, ist die Herbeiführung des Vertrauens zwischen den Monarchen Preußens und Östreichs. Wir sind da, um Freunde zu sein und nicht um uns zu bekriegen.“ Am 3. Juni antwortete Friedrich Wilhelm wieder sehr verbindlich, er wisse wohl, daß sie die Herrscher eines Volkes seien und er aufrichtig versichern könne, daß kein Groll gegen Östreich in seinem Herzen wohne. Er werde jede Gelegenheit wahrnehmen, ihm seine Friedensliebe zu bezeigen.

Friedrich Wilhelm überzeugte sich, daß es Leopold Ernst war, von Rußland loszukommen. Nun konnte auch Preußen sich mit Östreich versöhnen. Die Unterhandlungen wurden sogleich eingeleitet. Hertzberg wollte hierbei für Preußen große Vorteile herausschlagen. Dem widerstrebte jedoch der König. Unwillig über Hertzbergs Verzögerungen schrieb er diesem am 14. Juli 1790: „Ich bestehe durchaus darauf, daß Sie alle Weitläufigkeit vermeiden. Wir werden uns entzweien, wenn Sie die Sache noch länger hinausziehen. Ihre Absichten sind zwar gut, aber Sie schaden dem Staatswohl, wenn Sie nicht alles, was die Verhandlungen verzögern kann, kurzweg abschneiden. Wenn ich für jetzt auf alles und auch auf Danzig und Thorn verzichte, so wird dies den Wiener Hof nötigen, keine Ausflüchte zu suchen. Wir müssen streng bei dem Status quo bleiben, wie ich Ihnen dies ausdrücklich aufgetragen habe.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hertzberg konnte sich durchaus nicht mit des Königs Uneigennützigkeit Östreich gegenüber befreunden. „Meine Anhänglichkeit an das Staatswohl," antwortete er in gekränktem Tone, „glaube ich in 45jährigem Dienst bewährt zu haben. Es betrübt mich, mir Fehler vorzuwerfen, deren ich mich unschuldig weiß." Noch einmal suchte Friedrich Wilhelm seinen alten Minister persönlich zu überzeugen, daß es seit dem Antritt seiner Regierung sein Wille sei, Östreich nicht zu kränken. Der König merkte jedoch, daß Hertzberg auf dem entgegengesetzten Standpunkte verharrte. „Er gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen König im alten Haß gegen Östreich zu bestärken, aber Bischofswerder trug mit der entgegengesetzten offenbar vernünftigeren Politik den Sieg davon. Östreich und Preußen reichten sich die Hand der Versöhnung am 27. Juni 1790 in dem Vertrage von Reichenbach, in welchem Östreich sich verpflichtete, den Türken alles, was es erobert hatte, zurückzugeben und im Bündnis mit Preußen auch Rußland zu zwingen, dasselbe zu thun und seine türkischen Eroberungen fahren zu lassen. Nach dieser Aussöhnung mit Preußen wurde Leopold II. am 9. Oktober 1790 ohne Anstand in Frankfurt zum Kaiser gekrönt."*)

Bald hierauf hatte der König von Frankreich dem Könige seine unglückliche Lage geschildert und ihn um Hülfe gebeten. Friedrich Wilhelm schickte den General von Bischofswerder nach Wien, um dort mit dem Kaiser über die zu unternehmenden Maßregeln zu unterhandeln. Hierbei bemerkte Leopold, daß nichts zu erreichen sein würde, so lange Hertzberg an den Geschäften teilnehme. Da Friedrich Wilhelm Hertzbergs Sympathien für Frankreich und seine Abneigung gegen Östreich kannte, sah er die Unmöglichkeit ein, Hertzberg noch länger im Amte zu belassen. Er übertrug nun dem Grafen

*) W. Menzel, Die letzten 120 Jahre, I. 355.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schulenburg dessen Geschäfte. Als Hertzberg einem an ihn gerichteten Kabinettsbefehl keine Folge gab, sah sich der König genötigt, ihm den amtlichen Schriftwechsel mit den Gesandten zu untersagen. Nun erst bat er um seine Entlassung. Am 5. Juli 1791 antwortete ihm der König eigenhändig, daß er seine Verdienste wohl anerkenne, aber bedaure, daß er sich seiner Politik nicht fügen wolle, dennoch solle sein Einkommen nicht geschmälert werden. Auf eine nochmalige Vorstellung erteilte ihm der König keine Antwort. Hertzberg erschien zwar in den nächsten Jahren noch einigemale an der Tafel des Königs, aber der Monarch beehrte ihn nie wieder mit einer Anrede. Durch die ihm widerfahrene Behandlung erzürnt, schrieb Hertzberg ein Buch, in dem er des Königs Politik einer abfälligen Besprechung unterzog. „Das neue System, die Verbindung Preußens mit Östreich muß unbedingt für das Vaterland verderblich werden.“ Obwohl diese Ausfälle Hertzbergs für den König beleidigend und auch ganz unbegründet waren, unternahm Friedrich Wilhelm doch nichts gegen seinen ehemaligen Minister. „In einer Zeit, wo Friedrich Wilhelm mit Östreich in ein enges Bündnis getreten war, konnte er freilich einen Minister mit dieser Überzeugung nicht brauchen. Zwei Jahre später, als dieses Bündnis wankend zu werden begann, richtete Hertzberg wiederholt mehrere Schreiben an den König, in denen er sich die Gefahren zu beheben anheischig machte, wenn ihm die Leitung der Staatsgeschäfte wieder übertragen würde. Der König erteilte ihm die Weisung, sich seiner unverlangten und ganz unwillkommenen Ratschläge zu enthalten. Er starb am 27. Mai 1795.“*) Die Hertzbergschen Streitschriften haben offenbar dazu beigetragen, das Ansehen des Königs herabzuwürdigen und seine Politik bis auf den heutigen Tag zu

*) K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, XII. S. 26.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verunglimpfen. Das Bündnis, welches Friedrich Wilhelm mit Östreich schloß, war dennoch ein großes Vorbild, eine mächtige Thatsache. Aber er stand unter dem Bann der Parteiurteile, welche auch nach 100 Jahren noch nicht weggewischt sind.

Nationale Wirtschaftspolitik.

Die Entwicklung des preußischen Staates war auf Fleiß und Entsagung seiner Bewohner, auf harte, ausdauernde Arbeit und die Klugheit seiner Fürsten angewiesen. In fast all seinen Teilen mußten ihm die Erträge abgerungen werden, sei es in den von öden Wasserflächen durchsetzten Landesteilen an den Ufern der Ostsee oder in den kulturfeindlichen Sandsteppen der Mark. Nicht selten vernichteten verheerende Kriege das mühsam Erworbene. Trotz schwerer Rückschläge mußte auf den kärglich lohnenden Landbau immer wieder zurückgegriffen werden. Mit Recht sah Friedrich Wilhelm II., gleich seinen Vorfahren, sein Volk für ein ackerbautreibendes an. Das landwirtschaftliche Gewerbe, welches fünf Sechsteln seiner Unterthanen Arbeit gab, bedurfte in erster Linie seiner Fürsorge und Pflege. Von seinem Regierungsantritt an bis zu seinem Tode blieb Friedrich Wilhelms Auge gerichtet auf das Gedeihen der Landwirtschaft. Die Nährwurzel unseres Volkes war und ist der Bauernstand. Alle Stände haben die Pflicht, und zwar um ihres eigenen Wohles willen, dafür zu sorgen, daß der Bauernstand nicht verarme. Mit dem Verfall der Landwirtschaft, diesem Fundament unseres Staates, würde die Macht Preußens unrettbar zusammenstürzen. Der Bauer, so war es des Königs Wille, sollte durch keine Steuer bedrückt werden. Die Einquartierung, die Vorspanndienste lasteten ohnehin schwer auf ihm. Hier griff Friedrich Wilhelm energisch durch. Bisher mußten zu allen Reisen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Königs und der Beamten die erforderlichen Vorspannpferde und die dazu gehörige Bedienung von den Bauern gestellt werden. Friedrich hatte für die Wege fast garnichts gethan. Für jedes Pferd und jede Meile des Weges wurden nur 15 Pfennige vergütet. Es sollten höchstens 4 Pferde für einen Wagen verlangt werden dürfen, aber bei den schlechten Wegen beanspruchte man oft sechs und mehr, während nur für vier Vergütung geleistet wurde. Unrecht war es, daß die Landleute diese Zahl von Pferden halten mußten, obwohl diese den Bedarf für die Wirtschaft weit überschritt. Diese Last wuchs mit der Zunahme der Reisen und erreichte in Kriegszeiten eine vernichtende Höhe. Der Druck wurde vermehrt durch die verächtliche Behandlung, durch die Prügel, welche die Belasteten empfingen. Hatte Friedrich II. angesichts solcher schreienden Bedrückungen, die er wohl kannte, die Augen zugedrückt, so befahl Friedrich Wilhelm aufs Strengste, daß solche Plackereien des Landmanns eingestellt würden. „Kein Beamter oder Offizier soll sich unterstehen, des Königs Unterthanen bei den Vorspanndiensten zu schlagen oder zu prügeln. Ich will, daß diese Mißbräuche nicht vertuscht, sondern zur Sprache kommen und zum Beispiel für andere ernstlich geahndet werden.“ Das „Wohlergehen der Unterthanen“ schärfte der König dem General-Direktorio immer wieder als dessen erste Pflicht ein. „Die vorzüglichste Bestrebung der ganzen Staatswirtschaft muß dahin gerichtet sein, daß die Unterthanen in ihrem Broterwerb sowohl in den Städten als auf dem Lande unterstützt werden. Das ist die Grundlage der Wohlfahrt und der Macht des Staates, wohin alle Maßregeln gerichtet sein müssen.“ Für Hebung der Bodenkultur befahl er dem Direktorium, „daß es für die Urbarmachung der bisher nicht nutzbar gewesenen Ländereien Sorge trage, auch die Ansetzung und Verheiratung der ausgedienten Soldaten befördere.“ Die Warendurchfuhr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch das Land soll wieder emporgebracht werden, „welchen die Accise-Regie gänzlich unterdrückt hat.“ „Ich will, daß die Ausfuhr inländischer Produkte auf alle Weise erleichtert wird.“ Friedrichs unlöblicher Verkehr mit den Juden hatte dem Lande sehr geschadet. Die Juden Itzig, Gumperts, Isaak, Baruch, Ephraim und andere, welche er zu Münzfälschereien und Spiondiensten verwendete, hatten sich in das Vertrauen Friedrichs eingeschmuggelt und sich große Vorteile zugeeignet. Den jüdischen Wucher sah Friedrich Wilhelm mit Recht als einen am Marke des Volkes fressendes Übel an. Am 15. November 1789 befahl er dem Minister von Heynitz: „Ich sehe, daß der Kornwucher noch immer betrieben wird. Ich gebe Euch ernstlich auf, Maßregeln zu treffen, daß dieses schändliche Gewerbe jetzt unterbleibt.“ Eine spätere Verordnung lautet: „Se. Maj. können und wollen es nicht dulden, daß die Unterthanen zu Gunsten der um das Menschenwohl unbekümmerten Juden und Kornwucherer durch hohe Getreidepreise gedrückt und in Not gebracht werden.“ Immer wieder kommt der König darauf zurück, daß der Produzent und Arbeiter, vor allen der Landwirt, dem nichtsthuenden Schacherer gegenüber geschützt werden müsse. Zum Ärger vieler hatte Friedrich II. dem Juden Splittgerber gegen eine hohe Abgabe das Vorrecht erteilt, den Zucker allein anfertigen zu dürfen. Friedrich Wilhelm, der das Zucker-Monopol für nur einen Unternehmer als schweres Unrecht ansah, hob dieses Sonderrecht auf. Am 12. Juli 1787 verfügte er: „Die Splittgerbers haben das Privilegium zur Zuckerraffinerie so lange genutzt, daß sie mit ihrem großen Vorteil umsomehr zufrieden sein können, da sie auch ohne Monopol künftig hohen Gewinn erzielen. Da sie kein Recht zu diesem Exklusivum haben, so befehle ich, ihr Monopol aufzuheben und das Publikum zu avertieren, daß fortan jedermann Zuckerfabriken anzulegen berechtigt ist.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Obstbau lag noch sehr im Argen. Auch diesem wandte der König seine Fürsorge zu. Hatte Friedrich II. verlangt, daß die armen Dorfgemeinden lediglich aus ihren Mitteln die Wege mit Bäumen bepflanzen sollten, so wurden jetzt auf Staatskosten Baumschulen angelegt und die Straßen mit Obstbäumen bepflanzt. „Da hinfort jede Gemeinde die Bäume umsonst empfängt, so soll sie für Baumfrevel aufkommen und jeden Frevler nach der Kreisstadt abliefern, damit derselbe dort acht Tage mit einer Tafel um den Hals die Gassen kehre oder öffentliche Arbeiten verrichte."

Den Seidenbau, die Bienenzucht, den Flachsbau, die Veredlung der Wolle, die Pferdezucht, das Tabakswesen förderte der König mit Festigkeit und reichlichen Beihülfen. Eine wichtige That, wodurch Friedrich Wilhelm seinen Regierungsantritt bezeichnete, war die Abschaffung der Regie und des Tabaks- und Kaffeemonopols. Zur Freude des Volkes wurde die französische Finanzwirtschaft abgeschafft und die fremden Beamten entlassen. Dem Generaldirektor der Regie ließ der König sogar den Prozeß machen, doch konnte man ihm keine Veruntreuung nachweisen.

Es gibt eine ganze Reihe von eigenhändigen Befehlen des Königs allein für die Volkswirtschaft, welche klar und entschieden seinen Willen bekunden, da zu reformieren, wo wirkliche Mißstände vorlagen. „Es ist," sagte er, „mein wohlüberlegter und unabänderlicher Wille, die Staatswirtschaft meines Landes auf diejenigen ächten, richtigen und der wahren Wohlfahrt des Staates und der Unterthanen angemessenen Grundsätze wieder zurückzubringen, welche seine politische Größe und Wohlfahrt bedingen."

Wie man den König für die Gewährung reichlicher Mittel zur Landeskultur getadelt hat, so hat man ihn auch verunglimpft wegen der mancherlei Gnadenerweisungen, die er bei seinem Regierungsantritt erteilte. Der verlogene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mirabeau sagt: „Eine Menge durchtriebener Burschen, Günstlinge der Pagen, Lakaien und Kammermädchen hatten Eingang bei Hofe und drängten sich als Spione, Kuppler und Denunzianten in das Vertrauen derer ein, die die nächsten Umgebungen des Königs bildeten. Sie hatten offenen Zutritt in des Königs Zimmern, woselbst die wichtigsten Dokumente und Briefe in Unordnung durch einander lagen. An diese neuen Eindringlinge wurden Gnaden und Gnaden ergossen, sie wurden zum Teil geadelt. Der alte Adel ward dadurch aufs Empfindlichste beleidigt. Er nannte diesen neuen Adel deshalb spöttisch den neugebackenen Sechsundachtziger. [Das Jahr 1786 war das große preußische Adelsgnadenjahr, wie das Jahr 1683 das große östreichische Adelsgnadenjahr gewesen war. Die Veranlassung der Gnaden war freilich sehr verschieden: in Preußen der Regierungsantritt des neuen Königs, in Östreich die Rettung Wiens gegen die Türken. Der Fournee promovierte über ein Schock Namen, darunter waren allein 23 neue Grafen: die Grafen Arnim, Blumenthal, Dzialynski, Dyhern, Egloffstein, Eulenburg, Francken-Sierstorpff, Goltz, Gröben, Gurowski, Häseler, Haugwitz, Hertzberg, Howerden, Hoym, Kalckrenth, Kalnein, Krockow, Pfeil, Schlabrendorff, Schulenburg-Kehnert, Trenck und Waldersee. Der Verdienstorden, von dem Friedrich nur 70 an die Helden des siebenjährigen Krieges [verteilt hatte], wurde haufenweise ausgestreut.“*)

Hiernach waren also [wichtige Staatsschriften vor den Lakaien und Kammermädchen ausgebreitet und „diesen neuen Eindringlingen“ wurde der Adel verliehen! Beides ist falsch. Betreffs der Zahl dieser Gnadenbezeugungen, welche Hoheitsrechte des Monarchen sind und keiner Kritik unterliegen, ist zu bemerken, daß sie keine außergewöhnlich große ist. Als

*) Vehse, Gesch. des Preuß. Hofes, V. S. 114.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

11 Jahre später Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, erhob er 21 Familien in den Grafenstand und zwar die Herren von Bninski, Bredow, Carmer, Danckelman, Itzenplitz, Kanitz, Keller, Klinckowström, Königsdorff, Kwilecki, Lubienski, Potworowski, Razynski, Recke, Roß, Saurma, Spiegel, Stosch, Strachwitz, Veltheim und Wollawitz. Wenn Friedrich Wilhelm II. nach einer vorangegangenen, überaus langen Regierungszeit von 46 Jahren 23 Standeserhebungen vornahm, so hätte sein Nachfolger nach einer vorhergehenden, kurzen Regierung von 11 Jahren den vierten Teil, also nur 6 Verleihungen gewähren sollen. Wenn er nicht 6, sondern 21 Gnadenerweisungen vollzog, so fand dies keinen Anstoß. Sein Vater, der die gleiche Milde in 23 Fällen walten ließ, mußte aber als ein „Verschwender königlicher Gunst" dargestellt werden! Die Thatsache, daß alljährlich beim Ordensfest mehr als 1000 Personen, bei den Kaisermanövern jedes Jahr 400, außerdem im Jahreslaufe noch je 4000 Ordensverleihungen und Standeserhebungen stattfinden, beachtet man bei der Beurteilung Friedrich Wilhelms II. auch heute noch nicht.

Nach keiner Richtung hin war Friedrich Wilhelm ein Verschwender. Der Umstand, daß bei seinem Tode der Schatz leer war und der Staat eine Schuldenlast von 59 Millionen aufwies, kann ihm nicht als eine schlechte Wirtschaftsführung zur Last gelegt werden. Friedrich hinterließ 51 Millionen Thaler. Über den Verbrauch dieses Geldes fehlten bisher alle Nachrichten, da die Rechnungen teils verborgen gehalten, teils vernichtet wurden. Auf Grund von jetzt aufgefundenen, teils im Privatbesitz befindlichen Akten hat jedoch Prof. Naudé die Verwendung des Staatsschatzes, alle Einnahmen und Ausgaben bis in das Detail zuverlässig dargelegt. Die zwei einzigen Nachweisungen, die man bisher hatte — Verwendung von 6 Millionen für den holländischen Krieg von 1787, sowie Zahlung von 1 Million an die geflüchteten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

französischen Prinzen — erwiesen sich als falsch. Der holländische Feldzug ist, ganz ohne Heranziehung des Staatsschatzes, aus den Überschüssen des laufenden Jahres bestritten worden. Die oft wiederholte, auch in den besten Werken begegnende Nachricht von einer Unterstützung der französischen Prinzen und Emigranten aus Mitteln des preußischen Staates ist unrichtig. Aus dem Staatsschatz und den anderen königlichen Kassen ist ihnen nichts zugeflossen. Es ist erwiesen, daß Friedrich Wilhelm in den ersten sechs Jahren seiner Regierung den Staatsschatz noch um 8 Millionen vermehrte. Der Staatsschatz ist in der Hauptsache zu denjenigen Zwecken verwendet worden, für welche ihn schon der Großvater bestimmt hatte, nämlich für die Kosten der Kriegführung. Die Mobilmachung in dem Kriege Östreich-Rußland gegen die Türkei 1790 hat dem Staatsschatz 15 Millionen, die Kriegführung gegen die französische Revolution und in Polen 35 Millionen gekostet. War die Ausgabe dieser 50 Millionen für die Kriege völlig berechtigt, so finden sich dagegen unter den übrigen 9 Millionen mehrere Posten für die Zivilverwaltung, die dem Staatsschatze nicht hätten zur Last fallen dürfen. Außerdem hat der König erhebliche Summen an den Großfürst von Rußland und an die Familie Graf Keyserlingk ausgeliehen, die, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag nicht zurückgezahlt worden sind. „Immerhin", sagt Naudé, „kann von einer Verschwendung der Staatsmittel, wie sie dem Könige vorgeworfen wird, nicht die Rede sein. Den Günstlingen, männlichen und weiblichen Geschlechts, ist aus dem Tresor nicht ein Pfennig zugekommen." Hoffentlich gelingt es einer gewissenhaften Forschung, den König auch noch von dem Vorwurf über schlechte Verwendung obiger 9 Millionen zu befreien. Es bleibt immer zu beachten, daß Friedrich Wilhelm große und notwendige Ausgaben aus Staatsmitteln bestritt, die nach Friedrichs Willen bisher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die armen Kreis- und Dorfgemeinden getragen hatten. Obige 59 Millionen erscheinen senfkornartig, wenn wir sie damit in Vergleich stellen, daß Preußen allein im letzten — also in einem Jahre, in dem kein Krieg geführt wurde — seine Staatsschuld um 182 Millionen vermehrte und daß Preußen jetzt 6243 Millionen Schulden besitzt, wobei das Reich, welches unsere Armee unterhält, seit 1871 auch noch in eine Schuldenlast von weit über 2000 Millionen geraten ist.

Preußen umfaßte damals schon 5307 Quadratmeilen, während es jetzt 6412 Geviertmeilen einnimmt. Stellen wir Friedrich Wilhelm II. in die richtige Parallele zu seinen Vorgängern und Nachfolgern, so gewinnen wir ein ganz anderes Bild von ihm. Seine Wirtschaftspolitik fußte auf einer durchaus richtigen Grundlage. Gleich seinen Vorgängern hielt er daran fest, daß der inländische Markt nicht mit fremden Waren überschwemmt werden dürfe. Das Geld sollte durchaus nicht außer Landes gehen. „Da die Einrichtung der Landschaftskassen den Wucher begünstigen könnte, so gilt es, die Augen offen zu halten.“ Ferner: „Um dem Wucher mit Pfandbriefen zu steuern, soll die Geldbegebung zwischen den Gutsbesitzern und den Kapitalisten unter Ausschluß von Mittelspersonen nur durch die Landschaft geschehen.“ „Die schwachen Besitzer sollen nicht von ihren Gütern verdrängt werden. 10 Familien, von denen jede 20000 Thaler besitzt, sind für den Staat vorteilhafter, als eine, die 200000 Thaler reich ist.“ Das sind Königsworte, die in unserer kapitalistischen Zeit der Beachtung würdig sind. Nach einer am 14. März 1791 erlassenen Ordre soll streng darauf gesehen werden, daß „die vermittels der Pfandbriefe vom Auslande eingegangenen Gelder, durch welche meine Unterthanen Fremden tributpflichtig werden und die dadurch jährlich außer Landes gehenden Zinsen das Staatsvermögen vermindern, durch Aufkündigung wieder fortgeschafft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden." Hierdurch war einer gesunden Finanzentwicklung die Bahn geebnet. Wenn heute die zahllosen, fremden Wertpapiere verboten oder hoch besteuert würden, dann würden sich die Staats- und Privatschulden bald vermindern, während sie sich jetzt alljährlich vermehren.

Friedrich Wilhelm bekundete den festen Entschluß, dem Wucher, dem Spiel, der Ausbeutung entgegenzutreten. Der Produktion aber wandte er unausgesetzt seine Fürsorge zu. „Zum Schutze der inländischen Produzenten müssen die außer Landes gehenden Waren auf alle Weise begünstigt werden. Auch die bloß durchgehenden, fremden Waren sind nicht mit so hohen Abgaben zu belegen. Dahingegen müssen alle ausländischen Waren, welche im Lande erzeugt werden können, gänzlich verboten oder doch so hoch besteuert werden, daß die Fremden mit uns nicht Markt halten können. Auch sind die zum Luxus dienenden fremden Produkte mit so hohen Abgaben zu belegen, daß dadurch deren Einfuhr vermindert und meine Unterthanen an solche Bedürfnisse, die das Land liefert, successive gewöhnt werden." Daß diese Zölle dem Staate keine Einnahmequellen bilden sollten, erhellt daraus, daß der König die Einfuhr vieler Produkte kurzweg verbot. „Der Hopfenbau wird bei uns so gut betrieben, daß es des fremden Hopfens nicht mehr bedarf. Damit nun die Hopfenbauer durch zu geringe Preise nicht geschädigt werden, wird die Einfuhr fremden Hopfens verboten. Potsdam, den 6. Mai 1790. Fr. Wilhelm."

Der König hielt daran fest, daß die eingeführten fremden Waren erheblich weniger sein müßten, als die von uns ausgeführten. „Wer für seinen Bedarf mehr ausgiebt als er einnimmt," sagte er, „der muß zu Grunde gehen, gleichviel ob es ein Einzelner oder ein Staat ist. Wenn das Brot, das wir essen, in fremden Mühlen gemahlen wird und das Brotkorn von außerhalb ins Land gebracht wird, so stehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unsere Mühlen still, unsere Äcker werden veröden, entwertet und das Volk hat keine Arbeit." Wie hat sich das geändert! Gegenwärtig ist leider die Menge der eingeführten Waren im Vergleich zu den ausgeführten im steten Steigen begriffen.*)

*) Wie sehr unsere Produktion in der Gegenwart in Folge mangelhaften Zollschutzes leider zurückgegangen ist, möge an nur einem Artikel, dem Obst, klargelegt werden: In den letzten 10 Jahren hat sich der Wert der Einfuhr von frischem Obst auf 163 Millionen Mark, von Back-Obst auf 102 Millionen Mark belaufen. Hierzu kommen 46 Millionen für eingeführte frische Südfrüchte, 159 Millionen für getrocknete Südfrüchte, 12 Millionen für Weintrauben und 30 Millionen für Kastanien und Nüsse, so daß sich für den zehnjährigen Zeitraum eine Gesammteinfuhr von 512 Millionen Mark oder im Durchschnitt von jährlich 51 Millionen Mark ergiebt. Wie sehr der Verbrauch von Südfrüchten zugenommen hat, läßt sich daraus ersehen, daß 1870 erst 152870, 1893 dagegen 709130 Doppelzentner in das deutsche Zollgebiet eingeführt wurden. Die Einfuhr von frischem Obst hat sich also in der kurzen Zeit vervierfacht, diejenige von getrocknetem Obst verdoppelt. Begünstigt wird die Einfuhr von ausländischem Obst durch die ganz niedrigen Eingangszölle für getrocknetes Obst und durch die gänzliche Zollfreiheit für frisches Obst. Friedrich Wilhelm II. führte eine andere Wirtschaftspolitik. „Wer durchaus ausländische Südfrüchte und fremdes Obst als Leckerbissen verzehren will und sich an unserer guten inländischen Frucht zum Schaden unserer Produzenten nicht genügen läßt, der soll einen hohen Zoll bezahlen, damit unsere Arbeit, unser Land nicht gering geachtet und entwertet wird." Ein ausreichender Zollschutz würde auch heute dazu beitragen, die Rentabilität des einheimischen Obstbaues zu erhöhen. Auch die Reichskasse erzielte dadurch eine größere Einnahme. Leider aber sind durch die Handelsverträge mit Italien, Rußland u. s. w. die Eingangssätze für Südfrüchte, Weinbeeren u. s. w. auf den dritten Teil ihres früheren Betrages ermäßigt worden. Im Verhältnis zu dem täglichen Brot und den ungezählten anderen Bedarfsgegenständen ist das Obst nur ein unbedeutender Handelsartikel. Wenn nun für diesen allein alljährlich so viele Millionen, noch dazu in fortgesetzter Steigerung, außer Landes gehen, so wird man ermessen, wie gewaltig die Summen sind, welche wir Deutschen an die ausländischen Staaten abgeben, die uns noch dazu meist feindlich gesinnt sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie sehr sich Friedrich Wilhelm die Hebung der inländischen Produktion angelegen sein ließ, erhellt daraus, daß er die Einfuhr gewisser fremder Produkte rundweg verbot und zugleich streng darauf hielt, daß die Schmuggler ihrer Bestrafung nicht entgingen. „Denn es verdient ein Schleichhändler nicht das geringste Mitleiden, weil er vorsätzlicher Weise den inländischen Fabrikanten das Brot stiehlt. Diese schädlichen Menschen sind eine Pest für den Staat. Ich bin gegen meine Neigung gezwungen, hart zu strafen, so daß alle Contrebandiers zittern sollen. Unsere Fabriken liefern so gute Waren, daß jeder damit zufrieden sein kann. Ich werde unsere Fabriken um keinen Preis sinken lassen. Aber den Schmugglern muß das ehrlose Handwerk gelegt werden." Auch gegen die Übergriffe der Juden fanden die Gewerbtreibenden bei dem Könige Schutz. Auf die Beschwerde des Schneidergewerks gegen die mit Kleidern handelnden Juden befahl er, daß „ein solcher Jude, wenn er bei einem nicht geprüften Schneidermeister Kleidungsstücke neu machen oder wenden läßt, in 100 Thlr. Strafe zu nehmen ist." Bemerkenswert ist der bei Bekanntmachungen über gestohlene Sachen stets beigefügte Vermerk: „Es ist auf die Judenschaft Achtung zu haben."

Ein Amt durfte der Jude nicht bekleiden. Er galt als der Genosse eines fremden, uns feindlichen Volkes. Trotzdem machten die Juden „gute Geschäfte", so daß jetzt alle Staaten bei ihnen verschuldet sind. „Die Rothschilds allein besitzen jetzt 10 Milliarden Franks. In je 15 Jahren verdoppelt sich das Vermögen, so daß 1965 der Besitz auf 300 Milliarden angewachsen sein wird. Mit den Zinsen dieses Kapitals könnte man 37 Millionen Menschen, also die gesammte Bevölkerung Frankreichs unterhalten." Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. besaß der Großvater des Rothschilds nichts, erst unter Friedrich Wilhelm III., der ihm vor der Schlacht bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Waterloo eine Lieferung übertrug, begann sein Aufschwung. Daß ein so ungesunder Zustand nicht unter Friedrich Wilhelm II. aufkam, ist auch ein Beweis seiner richtigen Wirtschaftsführung. Freilich hatte er auch seine Widersacher, aber er trat energisch gegen sie auf. In einem Erlaß heißt es: „Wenn die Sache bloß meine Person beträfe, so würde ich gegen dergleichen lächerliche Kritiken ungemein gleichgültig sein. Da ich aber auf die Liebe meines Volkes sehr eifersüchtig bin, so kann ich nicht gestatten, daß gewisse Leute ihre Pflichten soweit vergessen und sich erfrechen, ihren Gift und Unsinn aus hämischen Absichten zu verbreiten." Auch seine Räte traf nicht selten eine Rüge. An den Minister von Heynitz schrieb er: „In Absicht Ihrer Disposition über Königliche Gelder erkenne Ich einen Ungehorsam gegen Meine ausdrücklichen Befehle, der durch nichts zu entschuldigen ist. Es ist in dem preußischen Dienst neben der Ehrlichkeit und Thätigkeit auch noch eine wichtige Pflicht, gehorsam zu sein. Ich fordere bei dem Civildienst von meinen Ministres dieselbe Folgsamkeit und den strengen Gehorsam, als Ich von meinen Generals bei der Armee fordere. Ich unterziehe mich der Regierungsgeschäfte Selbst, und werde daher niemand erlauben, in den Departements eigenmächtige Verfügungen zu machen, sondern Ich will von allem vorher unterrichtet seyn, und verlange, daß man Meine Befehle abwarte. Von diesen Meinen Grundsätzen werde Ich niemals abgehen, und will es Keinem raten, er sey wer er sey, solche aus den Augen zu setzen. Berlin, den 13. Dezember 1788. Fr. Wilhelm." Eigenhändig schrieb er darunter: „Quid bene notandum und sol diese Ordre allen meinen Ministres communicirt werden."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Heer Friedrich Wilhelms II.

Einen großen Teil seiner Thätigkeit wandte Friedrich Wilhelm dem Militärwesen zu. Die Landesverteidigung und deren Pflege sah auch er, wie alle Hohenzollern, als eine seiner ersten Regentenpflichten an. Alljährlich im Monat Mai war die Umgebung von Berlin der Schauplatz glänzender militärischer Feste. Vor der großen Generalheerschau zu der von nah und fern zahlreiche Truppen aller Waffen herbeigezogen wurden, fanden mehrfach Einzelübungen statt, alle vor dem König und einer Menge fürstlicher Gäste. So hielt der Monarch auch am 10. Mai 1788 auf dem Exerzierplatze im Tiergarten, dem heutigen Königsplatz, Heerschau über die Infanterieregimenter der Berliner Garnison, am nächsten Tage über die Kavallerie. Am 15. Mai folgte auf dem Tempelhofer Felde ein großes Manöver sämtlicher Berliner Infanterie- und Kavallerie-Regimenter „nebst einiger Artillerie", und tags darauf ein Manöver der fremden Regimenter. Am 30. Mai fand wieder im Tiergarten eine Revue über das Kürassier-Regiment von Bachoff und drei Infanterie-Regimenter statt, und hieran schloß sich an den drei folgenden Tagen die große Generalmusterung auf dem Tempelhofer Felde. Der König war mit den Übungen sehr zufrieden und vollzog zahlreiche Beförderungen. Es diente noch ein Unteroffizier, der eine Dienstzeit von 50 Jahren hinter sich hatte. Er empfing aus des Königs Schatulle 100 Thaler.

Berlin muß in jenen Tagen wie ein großes Feldlager ausgesehen haben. Zur Unterbringung so zahlreicher Truppen reichten die Stadtquartiere nicht aus, und die fremden Regimenter hatten deshalb vor den Thoren Zeltlager errichtet. Die Berliner waren in großer Zahl zu den militärischen Schauspielen erschienen, und „da es hiebey bizweilen turbulent zugegangen sein muß," lehren die Anzeigen über verloren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegangene Wertgegenstände. Für eine auf der Revue abhanden gekommene silberne Tabatiere bietet man, „da man darauf als einem Erbschaftsstück große Liebe gesetzet, dem ehrlichen Fünder drei Thaler als Douceur an."

Fast an allen diesen Übungstagen hatte der König, der sonst in Charlottenburg residierte, im Schlosse zu Berlin große Tafel gehalten, am 20. Mai auch dem beschwerlichen Ceremoniell der großen Cour sich unterzogen. An manchen Tagen war er fünf Stunden lang nicht aus dem Sattel gekommen. Man hätte demnach annehmen sollen, daß er von den stets erneuten Anstrengungen zweier Wochen erschöpft gewesen sei. Aber schon am 25. Mai trat er eine große Inspektionsreise an, die ihn zunächst nach Küstrin, Stargard und Magdeburg, dann über Braunschweig nach Westphalen und an den Rhein führte. Überall wurde er mit großer Freude empfangen. In Wesel traf von Cleve der päpstliche Nuntius ein, um den König im Namen des Papstes zu begrüßen. Den Aufenthalt so nahe der niederländischen Grenze wollte der König nicht vorübergehen lassen, ohne seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien, einen Besuch abzustatten. Am 16. Juni traf der König wieder in Charlottenburg ein.

Am nächsten Tage fand die Feier der Grundsteinlegung eines Anbaues im Schloß Monbijou statt. Friedrich Wilhelm II. hatte dieses Schloß zur Residenz seiner Gemahlin bestimmt. Der Feier bei dem Beginn dieser Erweiterungsbauten wohnte der König bei, indem er Stein und Mörtel durch die üblichen Hammerschläge niederlegte. Einige Tage darauf mußte ihm die Artillerie Exerzitien im Bombenschießen vorführen. Dann besichtigte er die Soldatenbehausungen. Es war damals nichts Seltenes, daß ein Soldat 50 und mehr Jahre alt war. Viele waren verheiratet und hatten Kinder. Das Los dieser Soldatenkinder war bei dem schmalen Traktement der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Väter nicht beneidenswert. Friedrich glaubte genug zu thun, wenn er den Soldaten einen kümmerlichen Sold auszahlte, für deren Familien that er nichts. Jedem Soldaten, der Kinder besaß, gewährte Friedrich Wilhelm jetzt eine Beihülfe. Den darbenden Soldatenfamilien mußte diese Zubuße für das volle Jahr ausgezahlt werden. Friedrich Wilhelm hatte schon als Kronprinz seinen Onkel gebeten, den armen Soldaten von den Millionen, die im Staatsschatze lagen, einige Pfennige Zulage zu geben, aber dieser setzte solchen Anträgen sein: „Krigt nichts“ entgegen und dabei hatte es sein Bewenden. Ging es bei den im Dienst stehenden Soldaten kärglich, ja unauskömmlich her, so waren die Invaliden der größten Not preisgegeben. Friedrich überwies die alten Soldaten den Magisträten und Dorfgemeinden, welche sie als Ortsarme, Nachtwächter, Schulmeister und Kuhhirten durchzubringen suchten. Für die Versorgung der Invaliden, die oft 50 und 60 Jahre zählten, stellte Friedrich Wilhelm neue Rechtsgrundsätze auf. An Stelle des Eigennutzes und der Willkür trat jetzt die landesväterliche Gesinnung hervor. Auch traf der König mannigfache Neuerungen in der Truppeneinteilung und Ausrüstung. Diese Seite der Regierung Friedrich Wilhelms II. ist so wenig bekannt, daß sie hier der Erwähnung wert erscheint.

Das preußische Kadettenkorps zählte damals 569 Zöglinge, darunter 260 in Berlin, 40 in Potsdam, 96 in Stolp, 100 in Kulm und 100 in Kalisch. Das Berlinische Korps organisierte der König ganz neu und aus ihm ging später die Ingenieur-Akademie in Potsdam hervor. Auch die Akademie der Artillerie, die Artillerie- und Feuerwerksschule verdankt ihre Begründung Friedrich Wilhelm II., ebenso das Militär-Medizinalwesen. Den Soldatenkindern erwies sich der König in Fürsorge, Unterricht, Aufwendungen mannigfacher Art als ein wirklicher Landesvater. Die Soldatenkinder empfingen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in dem neu organisierten Militärwaisenhause zu Potsdam Unterhalt und Erziehung auf Staatskosten. Solche Soldaten, welche ihre Kinder bei sich behielten, empfingen für jedes Kind bis zu dessen 13. Lebensjahre eine bare Monatsbeihülfe. In mehreren Garnisonen errichtete der König demnächst Invalidenkompagnien, woselbst vielen alten Soldaten ein menschenwürdiges Dasein bereitet wurde. Auch Garnisonschulen rief er ins Leben. Später erfolgte die Begründung der Offizierwitwenkasse, aus welcher bescheidene Pensionen an Offizierwitwen gezahlt wurden.

Die preußische Armee erfuhr unter Friedrich Wilhelm eine Vermehrung um 2 Grenadier-Bataillone, 4 Musketierbataillone, 21 Füsilierbataillone und 2 Schwadronen Husaren. Die Zahl der Unteroffiziere vermehrte er aber in allen Regimentern. Die Einführung der Achselklappen ist gleichfalls sein Werk. Das Vorrecht der Feldwebel und Wachtmeister, silberne Portepees zu tragen, rührt von 1789 her. Auch bei der Reiterei nahm Friedrich Wilhelm mancherlei Veränderungen vor. Er verfügte, wie es 100 Jahre später Kaiser Friedrich gethan, die Abschaffung der Kürasse bei den Kürassieren. Die Dragoner verloren ihre Bajonette. Für die Aufbesserung der Militärpferde hat Friedrich Wilhelm Durchgreifendes geleistet. In seinem Landgestütreglement vom 30. Juli 1787 befiehlt er: „Ich will die bisher gänzlich vernachlässigte Pferdezucht zur möglichsten Vollkommenheit bringen, schon um deswillen, damit künftig die bisher außer Landes aufgekauften Remonten im Lande selbst gezogen und die großen Summen dafür nicht den Fremden, sondern meinen Unterthanen zufließen.“ Präsident von Domhardt berichtete, daß durch Unkenntnis die inländische Pferdezucht geradezu verwildert sei. In ganz Preußen gebe es jetzt nur kleine und fehlerhafte Pferde. Der Pferdezucht widmete der König unausgesetzt seine nachhaltige Thätigkeit. Das west-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

preußische Landgestüt zu Marienwerder rief er Anfang 1788 ins Leben. Später begründete er das Friedrich-Wilhelms-Hauptgestüt zu Neustadt an der Dosse. Leider übertrug der Landstallmeister von Lindenau den Ankauf vorzüglicher Hengste dem Pferdejuden Markus Raphael. Bald erscholl eine Fülle von Klagen über schlechte Lieferung. Es stellte sich heraus, daß der Jude die Regierung schändlich betrogen hatte. Nunmehr bestimmte der König, daß der Pferdeeinkauf niemals von Juden, sondern nur von Offizieren besorgt werden solle.

Als ein schwer empfundenes Übel in der Armee sah man die häufigen Desertionen an. Die grausame Behandlung und der kärgliche Sold, unter denen die armen Soldaten litten, waren die Veranlassung hierzu. Seit dem alten Dessauer war die Herrschaft des Stockes im Heere einheimisch. Man hatte die größte Strenge für nötig erachtet, um die aus allen Ländern geworbenen oder auch gestohlenen Leute im Zaume zu halten und durch Furcht am Entlaufen zu hindern. Es war auf den Übungsplätzen etwas ganz Gewöhnliches, daß die Vorgesetzten fluchten und schlugen. Selbst auf den Paraden kam es vor, daß die Soldaten geohrfeigt oder mit dem Stocke geprügelt, auch mit der blanken Waffe gefuchtelt wurden. Eingefangene Deserteure mußten halbnackt zwischen den Spießruten ihrer in zwei Reihen aufgestellten Kameraden hindurch laufen, oft mehrere Tage hintereinander. Friedrich Wilhelm II., dem eine so unwürdige Behandlung ein Greuel war, hatte gleich bei seinem Regierungsantritt zu dem Feldmarschall von Möllendorff geäußert, daß er jetzt endlich die Abstellung solcher Grausamkeiten verlange. Möllendorff erließ nun einen Befehl an die Offiziere, in dem es heißt: „Der König hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

höhere Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen." Er verlangte, daß man die Soldaten mehr durch ein gutes Beispiel als durch Tyrannei zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalte. Möllendorff wurde später zum Chef des neu gegründeten Ober-Kriegs-Kollegiums, des späteren Kriegsministeriums, ernannt. Darauf erließ der König eine verschärfte Verordnung, nach der die harte Behandlung der Soldaten, sowie alle Mißbräuche bei deren Anwerbung verboten wurden.

Man ersieht hieraus, daß es der Wahrheit nicht entspricht, wenn man auf die Regierung Friedrich Wilhelms II. mit mitleidiger Geringschätzung hinblickt. Er war ein tüchtiger Soldat, der sich bis ins Kleinste hinein mit dem Militärwesen vertraut gemacht hatte.

Zur Kennzeichnung des Soldatenlebens, wie es sich in Garnisonen fern von Berlin abspielte, mögen folgende Angaben aus dem Tagebuche des Generals Graf Henckel dienen.

Graf Henckel hatte in den Kriegen Friedrichs II. sein Vermögen verloren. Da Friedrich ihm gern ein neues Vermögen zuwenden wollte, ohne ihm etwas zu schenken, gab er ihm einen Empfehlungsbrief an einen reichen Kaufmann in Halberstadt, dessen Tochter er heiraten solle. Die Beteiligten sahen dies als Befehl an, und die Hochzeit wurde gefeiert. 1775 wurde dem jungen Paar ein Sohn geboren. Friedrich Wilhelm II. war sein Pate. Dieser Sohn erzählt: „Ich wurde mit Kanalwasser getauft. Mein Schwiegervater, der Hauptmann von dem Knesebeck, hatte Friedrich Wilhelm I. zum Paten. Es war sehr kalt, und man hatte für den Täufling kein durchwärmtes Wasser. Der Soldatenkönig war kein Freund des Wartens. In der Verlegenheit half man sich damit, daß man Bouillon herbeiholte und den Knaben hiermit taufte."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

14 Jahre alt, trat Henckel als Fähnrich in das Dragonerregiment von Platen in Insterburg ein. Beim Abschied sagte sein Vater zu ihm: „Deine Lebensgeschichte wird sehr einfach sein. In Insterburg angelangt verliebst Du Dich in eine reiche Apothekerstochter. Gehts gut, so schiebst Du die Heirat lange hinaus. Du bleibst Herr Leutnant, Dir leb ich, Dir sterb ich, und ist das Glück sehr groß, so wirst Du am Ende Postmeister in Riesenburg."

Über das Leben in der Garnison erzählt Henckel: „Obgleich man sich den ganzen Morgen gesehen hatte, waren die Diskussionen auf dem Paradeplatz ohne Ende. Zwei Stunden stand man nachher auf dem Platze. Den Mittagstisch hatten wir beim Eskadronschef. Wenn der Braten kam, mußte der Fähnrich aufstehen und sich empfehlen. Wurde man Leutnant, hatte man das Recht, Braten zu essen. Nachmittags wurden junge Pferde geritten. Den Abend waren wir gewöhnlich auf der Wache beim Offizier. Bier und Butterbrot war das Souper, wobei wir recht vergnügt waren. Von Politik wurde garnicht gesprochen. Eine Zeitung las niemand. Von Kritik über einen Befehl, er mochte herkommen woher er wollte, war nicht die Rede. Er wurde unbedingt ausgeführt. Jeder trug am Kopfe vier Locken. Damit die Frisur fest saß, wurde dieselbe mit warmer Pomade mittels eines Pinsels durchspritzt, und dann gepudert, sodaß es wie kandiert aussah. Hinten hing ein durch Puder möglichst dick gemachter Zopf von beliebiger Länge, aber jedenfalls bis in die Taille. Ich kannte einen Kapitain, dessen Zopf auf die Erde schleppte und den er beim Exerzieren in die Rocktasche steckte. Er brauchte 10 Ellen Zopfband.

Krieg wurde immer gewünscht, mit wem? war jedem gleichgültig. Es fiel keinem ein, darüber nachzudenken, wie regiert wurde. Wir hatten mehr Angst vor dem General als vor dem Könige. Letzterer erschien uns unerreichbar,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersterer kam aber alle Jahre einmal. Daß an diesem einen Tage alles zur Zufriedenheit abging, darauf allein war das Denken, Dichten und Trachten während des ganzen Jahres in dieser kleinen militärischen Welt gerichtet. Man wußte kaum, wo Berlin lag, denn dorthin kam selten jemand. Königsberg war die Residenz. Wer dahin auf Urlaub ging, brachte Neuigkeiten mit und erschien als ein gereifter Mann. In Tilsit, wenige Meilen von uns, stand ebenfalls ein Dragonerregiment, doch nie sahen wir uns gegenseitig."

1795 kam Graf Henckel in Kyritz in Garnison. Von hier aus lernte er den Hof des Prinzen Heinrich in Rheinsberg kennen. Seine Mutter wohnte in Rheinsberg, und seine Schwester war Hofdame bei der Prinzeß Heinrich. Diese Hofdame war mit einem in Königsberg stehenden Hauptmann von Pogwisch verlobt und erwartete ihren Bräutigam zu dem für die Trauung festgesetzten Tage. Prinz Heinrich benutzte gern jede Veranlassung zu Festen, übernahm die Ausrichtung des Hochzeitsmahles und entwarf ein Programm für ein dreitägiges Fest. Da traf ein Brief des Hauptmanns ein und meldete, daß dieser erst einige Tage später eintreffen könne. Der Prinz war ärgerlich darüber, daß das Fest, zu dem alle Vorbereitungen getroffen waren, verschoben werden sollte. Das Auskunftsmittel, das er fand, ist bezeichnend für das Maß dessen, was große Herren sich damals erlauben konnten. „Der Prinz," erzählt Graf Henckel, „schickte einen Leibhusaren zu mir nach Kyritz und ließ mir sagen, ich solle mich sofort in Paradeuniform bei ihm melden. Ich ritt nach Rheinsberg und der Prinz verlangte von mir, ich solle mich am folgenden Abend mit meiner Schwester kirchlich trauen lassen. Ich wandte ein, daß eine solche Trauung ganz unerlaubt sei. Aber der Prinz entgegnete barsch: „Das geht Ihn garnichts an, das ist meine Sache." Ich fügte mich. Am folgenden Nachmittage um 5 Uhr versammelte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich eine glänzende Schar von Trauzeugen in einem der Säle des Schlosses. Der Hofprediger trat an den Altar, hielt dem geschwisterlichen Brautpaar eine salbungsreiche Rede über die Pflichten des neuen Standes, nahm uns das Jawort ab und traute uns in aller Form. Der Prinz beglückwünschte uns. Nun ging es in den Speisesaal. Meine „Frau" saß rechts, ich links von dem Prinzen. Nach Mitternacht begaben wir uns ins Brautgemach, wo das Strumpfband ausgeteilt wurde. Im Herausgehen sagte mir der Prinz: „Morgen ist bei Ihm Dejeuner, hört Er!" Mein Schreck war groß. Ich hatte kaum zwei Thaler in meiner Kasse. Ich stürzte ihm nach mit der Versicherung, ich sei dazu garnicht vorbereitet. „Versteht Er nicht? Ich bezahle," erwiderte der Prinz, und ich war beruhigt. Den zweiten Tag also Dejeuner bei mir, Granddiner beim Prinzen, große Oper und Souper gleichfalls bei ihm. Ich mußte stets die Honneurs als Ehemann machen. Den dritten Tag war Ball. Die Bälle beim Prinzen waren immer sehr sonderbar. Da das Personal in Rheinsberg sehr klein war, so wurden alle Kammerjungfern, die Familien der Schauspieler, Musici und Bedienten befohlen. Während des Balles wurde ich hinausgerufen. Mein Schwager war angekommen. Er war wütend, daß alle diese Handlungen ohne ihn vor sich gegangen waren. Der Prinz nahm gar keine Notiz von ihm. Im Schlosse wurde er nicht aufgenommen, er mußte im Wirtshause übernachten. Am anderen Tage wurde er mit meiner Schwester getraut. Niemand durfte in Gala erscheinen. Ohne Festlichkeit erreichte diese Scene ihr Ende."

Der Prinz, welcher gleich seinem Bruder allem Glauben abhold war, hatte viele Sonderbarkeiten. Beim Essen machte er sich seinen Gästen dadurch unangenehm, daß er viel mit den Fingern aß. Im Gegensatz zu denen, die jede Erinnerung an den Tod mit Ängstlichkeit meiden, besaß er die Passion,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leichen zu sehen. Wenn jemand in Rheinsberg gestorben war, so besah er sich jedesmal den Toten. Da er aber keine blassen Leichen leiden konnte und es rotwangige nicht giebt, so mußten sie vor seinem Besuche geschminkt werden. In der Unterhaltung brachte er das Gespräch gern auf den siebenjährigen Krieg und dann ließ er sein Licht auf Kosten seines Bruders mehr als billig leuchten. Er war kein liebenswürdiger Prinz, und Friedrich Wilhelm II. wird wohl entschuldigt sein, wenn er mit ihm nicht in einem herzlichen Umgang stand.

Beginn der französischen Revolution.

Seit dem Jahre 1789 drängten die Wogen der französischen Revolution immer drohender gegen den Thron des schwachen Ludwig XVI. heran. Immer tiefer wurde in ihm das Ansehen des Königtums herabgewürdigt, und mehr und mehr vernichtete der Freiheitstaumel der rohen Menge alle Grundlagen eines geordneten Staatslebens.

Ludwig XVI. war noch nicht ganz 20 Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. In seinem Auftreten hatte er etwas Unsicheres und Unbeholfenes. Die Redegewandtheit fehlte ihm ganz. Für das Militärwesen hatte er keinen Sinn. Er wohnte nur selten den Musterungen bei und zeigte sich nicht oft in Uniform. Seine Kenntnisse waren sehr gering. Der lasterhafte Ludwig XV. hatte nichts für seine Erziehung gethan. Es war ein Wunder, daß er an dem sittenlosen Hofe die Sittenreinheit sich erhielt. Weder die Staatsgeschäfte noch die Lustbarkeiten des Hofes hatten für ihn Reiz. Nur die Jagd und das Schlosserhandwerk betrieb er mit Leidenschaft. Man hatte ihn sehr frühzeitig vermählt. Ein Ehebund zwischen ihm und der Tochter der Maria Theresia

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sollte der Macht Östreichs und Frankreichs förderlich sein. Die Erzherzogin Marie Antoinette war am 2. November 1755 geboren. Sie besaß viel Lebenslust, ihre Ausbildung war vernachlässigt. Noch nicht 15 Jahre zählte sie, als sie sich mit dem Dauphin, der 16 Jahre alt war, vermählte. Im Mai 1770 verließ sie Wien, und in Straßburg mußte sie sich von ihrer östreichischen Umgebung verabschieden. „Das war der Moment," schrieb sie an ihre Schwester, „wo meine Damen zurückbleiben mußten. Sie haben viel geweint und mir oft die Hände geküßt. Darauf wurde mir mein französischer Hofstaat vorgestellt." Bei Compiegne sah sie zum erstenmal den Dauphin. Der König, welcher ihr gleichfalls entgegen gefahren war, sagte ihr, daß sie in Wirklichkeit weit schöner sei als auf dem Bilde. Zugleich schenkte er ihr einen prachtvollen Schmuck. Der Dauphin empfing seine Braut mit Kälte. Er beobachtete nur aus Rücksicht auf den König den äußeren Anstand, ohne daß irgend eine vertrauliche und herzliche Annäherung zwischen den jungen Gatten stattfand. Ihre Hochzeit wurde mit ungeheurer Verschwendung gefeiert. Aber man sah es gleich als ein böses Vorzeichen an, daß aus Anlaß eines Feuerwerks, welches man zu Ehren des Brautpaares abbrannte, in dem Volksgedränge 137 Menschen den Tod fanden. Der Platz, auf dem das Feuerwerk stattfand, wurde später der Standort der Guillotine. Hier war es, wo 23 Jahre später der Kopf des Königs und der Königin fiel.

Der 16jährige Ehemann benahm sich sehr kalt gegen seine Gemahlin. Erst sieben Jahre nach seiner Vermählung erwachte er aus seiner Gleichgültigkeit und begegnete ihr von da an mit aufrichtiger Liebe. Am 9. Juli 1770 schrieb Antoinette an ihre Mutter: „Der König erweist mir tausend Freundlichkeiten und ich liebe ihn zärtlich. Aber die Schwäche, die er für seine Geliebte Dubarry hat, ist zum Bemitleiden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie ist das frechste Geschöpf, das sich denken läßt. Sie hat allabendlich mit uns in Marly gespielt. Sie kam zweimal mir zur Seite. Aber sie hat nicht mit mir gesprochen, und ich habe mich nicht bemüht, sie anzureden." Maria Theresia besorgte, ihre Tochter könnte sich die Gunst des Königs verscherzen. „Sie haben die Barry nicht anders anzusehen als eine Dame, welche Zutritt bei Hofe hat. Sie sind die erste Unterthanin des Königs und ihm Gehorsam schuldig. Sie haben dem Hofe das Beispiel zu geben, daß der Wille des Königs befolgt wird. Wenn man Gemeinheiten von Ihnen forderte, wäre es etwas anderes. Aber ein gleichgültiges Wort, gewisse Rücksichten, nicht für die Barry, sondern für Ihren Großvater, Ihren Herrn kann man von Ihnen verlangen. Statt dessen machen Sie einen empfindlichen Verstoß bei der ersten Gelegenheit, wo Sie ihn verpflichten und ihm Ihre Anhänglichkeit zeigen könnten." Antoinette suchte sich die Langeweile so heiter wie möglich zu vertreiben. Sie liebte den Putz, die Musik, den Tanz, das Theater; in ihrem Liebhabertheater trat sie selbst als Kammermädchen und Soubrette auf, sie machte Verse, so schlecht sie auch sein mochten, auch wohnte sie öffentlichen Maskenbällen bei. An den Sommerabenden setzte sie sich auf die dem Publikum zugängliche Terrasse des Schlosses und ließ die Spaziergänger hart an sich vorbeiziehen, damit diese ihre Toilette bewunderten. Am 1. November 1770 schrieb ihr die Kaiserin: „Ich bitte Sie als Mutter, lassen Sie sich keine Nonchalance zu schulden kommen. In diesem Punkte haben Sie weder das Beispiel noch die Ratschläge der Familie zu befolgen. Sie sind es, die in Versailles den Ton anzugeben haben." Die Mutter bat sie, sich mit guter Lektüre zu beschäftigen und ihre Zeit nützlich anzuwenden. „Glauben Sie mir, der Franzose wird Sie weit mehr schätzen, wenn er bei Ihnen die deutsche Zuverlässigkeit findet." In ihren Tändeleien bemühte sich Antoinette

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als Französin zu gelten. Dennoch galt sie nicht als solche, sondern mußte lebenslang es hören, wie man sie mit Haß die „Östreicherin“ nannte. Seit Jahrhunderten standen die Franzosen dem deutschen Volke feindlich gegenüber. Antoinette war und blieb ein unwillkommener Gast.

Während ihr Gemahl angesichts der zunehmenden Unzufriedenheit und der finanziellen Not nicht ein noch aus wußte, gefiel sich die Königin in den Lustbarkeiten des Hofes. Ihre Ausgaben für unnütze Dinge mehrten sich von Jahr zu Jahr. Während sie Personen, die sie moralisch anwiderten, hochfahrend behandelte, überhäufte sie ihre männlichen und weiblichen Günstlinge mit Geschenken und Würden. Da man den Hof als die Brutstätte des Lasters ansah, so konnte nur die größte Zurückhaltung den guten Ruf erhalten. Jeder böse Schein mußte vermieden werden. Das gerade that die Königin nicht. Sie befand sich meist in einem Zirkel sogenannter Freunde und Freundinnen, in welchem ein zwangloser Verkehr herrschte. Der König nahm hieran gar keinen Anteil. Wenn sie sich ohne Begleitung des Königs unter das Publikum der Pariser Maskenbälle mischte, wo sie ihre Maske vor Zudringlichkeiten nicht schützte, so hatten ihre Feinde Gelegenheit, diesen Leichtsinn als Untreue aufzubauschen. Die bekümmerte Mutter warnte sie am 1. Oktober 1776: „Sie gehen sehr leicht über die Armspangen hinweg und schreiben mir, ich solle Sie nicht daran erinnern. Eine Königin erniedrigt sich, wenn sie so große Summen für ihren Schmuck aufwendet und nun in welcher grausigen Zeit! Ich beklage Ihre Zerstreuung und kann nicht schweigen. Verlieren Sie durch Ihre Leichtfertigkeiten doch nicht ganz Ihr Ansehen Man weiß, wie mäßig Ihr Gemahl ist, und Sie begehen die Unschicklichkeit, öffentliche Maskenbälle zu besuchen. Sie fahren nachts nach Paris und lassen den König allein zurück Ich beschwöre Sie, befreien Sie mich von dieser Unruhe.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die junge Königin wurde viel umworben. Unter den Prinzen war ihr gefährlichster Feind der Herzog von Orleans. Er flehte sie um ihre Liebe an, und als er abgewiesen wurde, verfolgte er sie mit tödlichem Hasse. Keine Verleumdung war ihm zu niedrig, die er ihr nicht durch Schmähschriften oder durch seine Agenten unter dem Volk anhing. Dies hätte die Königin zur Einkehr veranlassen sollen; sie fuhr aber fort, sich der müßigen Tändelei, den Lustbarkeiten und dem Theater zu widmen. Jetzt hatte sie sogar den König zu bestimmen gewußt, daß er teil an diesen müßigen Ergötzungen nahm. Überhaupt verstand sie es, ihren Gemahl nach ihrem Willen zu leiten. Durch ihren Willen erhielt ein Herr von Calonne das Finanzministerium, der dem König vorredete, es stehe keineswegs schlecht um die Finanzen. Zur Bestätigung dessen, was er sagte, schüttete er Geld in Fülle aus. Der Königin kaufte er das schöne St. Cloud, dem König Rambouillet. Er spielte den Crösus, doch nur durch Anleihen, die den Kredit vollends erschöpften.

Das größte Übel waren die fast erblich gewordenen Vergünstigungen des Adels. Dieser hatte neben seinen Gütern noch zahllose Hof- und Staatsstellen, Gratifikationen und Nebenämter zu seinem Alleinbesitz gemacht. Jeder sah sich für berechtigt an, auf Staatskosten reich zu werden. In dieser Blütezeit der Verschwendung lebte Antoinette harmlos und vergnügt, als ob die Not ihres Volkes sie nichts anginge. Die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und von Artois, vermehrten die Zahl ihrer Feinde. Der erstere, neidisch und boshaft, zeigte sich besonders gegen sie erbittert, seitdem sie Mutter geworden war. Er hätte es lieber gesehen, Ludwig wäre kinderlos geblieben. Der Graf von Artois war zwar nicht so boshaft und sogar ein Verehrer der schönen Antoinette, aber grenzenlos sittenlos. Der nächste Prinz, der Herzog von Orleans, gab als Enkel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ludwigs XIV. dem Großvater an Schändlichkeit nichts nach. Tief in Laster versunken, verlangte er, die Welt solle von der Königin glauben, daß deren Sitten nicht besser seien. In der Umgebung der Königin befanden sich allerdings tief entsittlichte Männer, in deren Umgang sie sich wohlgefiel. Als sich Antoinette von ihnen zurückzog und andere, nicht bessere, ihrer Freundschaft würdigte, rächten sie sich auf die schändlichste Art. Ein Herr von Besenval, ein Herr von Lauzun und ein Herr von Fersen rühmten sich, begünstigte Liebhaber der Königin gewesen zu sein. Noch andere Liebhaber wurden genannt, und in Spottversen, die überall herumgingen, warf man ihr ein unsittliches Leben vor. Diese Verläumdungen erlangten Glaubwürdigkeit, weil die Königin so leichtfertig war, in ihrem Liebhabertheater, in welchem sie als kokette Soubrette auftrat, dem sittenlosen Graf Artois und Männern von nicht besserem Ruf die Mitwirkung zu gestatten.

In den schlimmsten Ruf kam die Königin 1783 durch einen Prozeß, der ungeheures Aufsehen erregte und ihr mehr schadete als alle Klatschereien. Louis, Prinz von Rohan, Cardinal-Bischof von Straßburg, hatte Antoinette als Braut an der Landesgrenze empfangen, und war von ihrer Schönheit entzückt. Dieser Kirchenfürst hielt sich auf seinem Schlosse in Zabern einen Harem schöner Frauen. Als einmal ein Mädchen, welches er gewaltsam hatte rauben lassen, von dort entfloh, ließ er ein Treibjagen nach ihr durch das ganze Bistum veranstalten. Solche Schändlichkeiten an geistlichen Höfen fielen damals kaum auf, denn man war längst gewöhnt, in den Bischöfen nicht mehr die Hirten, sondern verliebte Schäfer zu sehen. Damals hatte er eine Maitresse, die Gräfin La Motte de Valois, die ihm seine verliebte Schwäche für die Königin abmerkte. Sie erzählte ihm, die Königin wünsche sehnlichst ein Halsband von Brillanten zu besitzen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welches der Juwelier Böhmer für sie gefertigt habe. Der Preis von 1600000 Francs sei dem König jedoch zu hoch und die Königin müsse auf den Ankauf verzichten. Sie fügte hinzu, daß er das Herz der Königin gewinnen werde, wenn er ihr zur Erwerbung des Diamantschmuckes verhelfe. Er möge diesen auf seinen Namen ankaufen. Die Königin werde ihm nach und nach die Summe zurückzahlen. Die Gräfin überreichte dem Bischof mehrere Briefchen mit der nachgeahmten Unterschrift der Königin. Rohan unterhandelte nun mit dem Juwelier, und da dieser dem verschuldeten Bischof ein so kostbares Stück nicht ausliefern wollte, verriet er ihm, wer die eigentliche Käuferin sei. Daraufhin empfing Rohan das Halsband, der die Gräfin beauftragte, dasselbe der Königin zuzustellen. Jene begab sich mit dem Schmuck nach England, verkaufte die Diamanten einzeln an Juweliere und machte sich vergnügte Tage. Als Jahr und Tag vergangen war, und der Juwelier keine Bezahlung empfing, erließ er ein Mahnschreiben an die Königin. Diese antwortete ihm, sie wisse nichts von einem Halsbande. Nun wandte sich der Juwelier an den Bischof. Obgleich dieser nicht leicht verlegen wurde, so fühlte er sich doch diesmal bei der Höhe der Summe, bei der Öffentlichkeit der Sache, bei Hereinziehung der Person der Königin ganz niedergeschmettert, umsomehr, da das Fest der Himmelfahrt ihn als Bischof gerade zur Messe in die königliche Kapelle rief. Vor Beginn der Messe rief der König den Bischof in sein Kabinett. Da er den Empfang des Halsbandes zugab, ließ ihn der König verhaften. Am 31. Mai 1786 sprach ihn das Gericht für nicht schuldig. Die Gräfin La Motte wurde zur Stäupung und lebenslänglicher Haft verurteilt. Das Volk begleitete den Bischof im Triumph von der Bastille nach seinem Palast. Dieses Urteil war eine Niederlage des Thrones, denn jedermann wußte, wie sehr die Königin die Verurteilung des Bischofs durchzusetzen wünschte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle Verdachtsmomente, die sich an diese Sache knüpften, sah man als erwiesen an. Um den guten Ruf der Königin war es von nun an für immer geschehen.

Das französische Volk versank immer mehr in Laster und Unzucht. Alles was heilig und rechtschaffen war, wurde verhöhnt. Als einzige Weisheit galt die Befriedigung der Sinnlichkeit ohne Scham. Die Achtung vor dem Könige und der Rechtspflege war längst dahin. Eine Staatsschuld von mehr als 4000 Millionen Franks, ein dunkles Gefühl des nahen Zusammensturzes, Haß des durch unerträgliche Steuerlast gedrückten Bauernstandes beängstigten alle Gemüther. Reformen einschneidender Art konnte kein Minister durchführen, wenn nicht der König selbst seine ganze Energie dafür einsetzte. Die Verschwendung, Unzucht und Prasserei steckten mehr im Adel, bei Hofe und in den höheren Gesellschaftsklassen als in den unteren Volksschichten. Oben mußte der Hebel zur Sparsamkeit und Entsagung eingesetzt werden. Mit Recht verlangte das Volk die Herabsetzung der hohen Beamtengehälter, die Heranziehung des bisher steuerfreien Adels und der Geistlichkeit zu den Lasten. Dem setzten sich die Prinzen, Grafen und Edelleute entgegen. So vergingen viele unheimliche Jahre, in denen sich die Gewitterschwüle der Revolution ansammelte, ohne daß der König sich aus seiner Trägheit aufraffte. Graf Colonna, Lafayette, Necker und andere warnten den König eindringlich, die alten Bahnen zu verlassen und mit energischen Reformen in seiner Umgebung anzufangen, aber er allein wollte nicht sehen, was alle sahen. Necker wurde von Paris verbannt, und da Colonna nicht mehr helfen zu können eingestand, wurde ein anderer Minister gesucht, als ob ein anderer hätte helfen können, so lange der König die Reformen scheute.

Die Königin, wenn sie Gewissenhaftigkeit besessen hätte und nicht in dem Taumel der Sorglosigkeit verharren wollte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hätte den König, dessen Entschließungen sie leitete, auf die Gefahr hinweisen sollen. Da sie die Wahl der Minister bestimmte, war sie für die Regierung verantwortlich. Oft erklärte ihr der König, es sei notwendig, daß er energisch durchgreife. Anstatt ihn hierin zu unterstützen, riet sie ihm von seinem Vorhaben ab. „Sie that keineswegs, was ihre Pflicht gewesen wäre.“ (Menzel I. S. 454.)

Man legte dem König nahe, daß nicht die Parlamente einzelner Provinzen, auch nicht die Notabeln, in denen der dritte Stand nicht vertreten sei, sondern nur die Reichsstände berechtigt seien, Reformen einzuführen. Das Volk begann sich zu fühlen. Das war dem Könige, der noch das Bewußtsein seiner Allmacht in sich trug, zu viel. Er ließ die Parlamentsmitglieder verhaften. Das Volk nahm sich seiner Vertreter an, und der König mußte sie wieder freigeben.

Der erste entscheidende Schritt geschah in der berühmten Nacht des 4. August 1789. Alle Rechte, die aus der Leibeigenschaft entsprangen, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, die geistlichen Zehnten wurden abgeschafft, alle Arten von Grundzinsen, Frohnen und Feudallasten für ablösbar erklärt. Deutschlands Fürsten besaßen aber seit undenklichen Zeiten in Frankreich zahlreiche Gerechtsame, die ihnen bei allen Friedensschlüssen verbrieft waren. Der Kaiser, der König von Preußen, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, der deutsche Orden, die Fürstbischöfe von Straßburg, Speyer und Basel, die Herzöge von Württemberg und Pfalz-Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, sie alle waren in ihren Rechten beeinträchtigt. Württemberg besaß 10 Herrschaften, die von französischem Gebiet eingeschlossen waren. Mehr als 100 Ortschaften lagen in Frankreich, die den deutschen Fürsten gehörten. Ohne Ersatz sollten sie die Kopf- und Grundsteuern, die Frohnen, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jagdrechte, die Zölle, Accise, das Umgeld, das Salzmonopol, das Judenschutzgeld und alle Einnahmen hingeben. Ihre Gerichts- und Hoheitsrechte sollten sie verlieren, und nun wollte man sie als französische Bürger behandeln, in die Steuerlisten eintragen und zu allen Lasten heranziehen.

Alles drängte darauf, daß der Kaiser und der König von Preußen sich der Bedrängten annehmen mögen. Noch weit empfindlicher als der Verlust jener Rechte beunruhigten die deutschen Fürsten die aufgeregten Gemüter ihrer Unterthanen. Man äußerte ungescheut, deutsches Joch sei ganz so schwer wie französisches, man müsse die Gelegenheit zur Abschüttelung aller Lasten nicht vorübergehen lassen. Die Franzosen suchten auch die Deutschen in ihre gefährlichen Netze zu verstricken.

Indem so die Furcht vor einem Umsturze die Gemüter ängstigte, erschütterte sie nicht minder das traurige Geschick des französischen Königs. Ludwig hatte sich im Juni 1791 durch die Flucht zu retten versucht. Dies war ihm mißlungen. In geheimen Briefen hatte er nun den König von Preußen und den Kaiser um Hülfe angefleht. Sein erstes Schreiben an Friedrich Wilhelm datierte vom 3. Dezember 1790. Friedrich Wilhelm sagte ihm seine Unterstützung zu und richtete zugleich an die französische Regierung eine Aufforderung zur Mäßigung. Letztere erwiderte ihm, er habe sich in ihre Angelegenheiten nicht zu mischen, wohl aber sei es seine Pflicht, nicht zu dulden, daß die ausgewanderten französischen Prinzen in seinen Gebieten Heerversammlungen veranstalteten und ihr Vaterland mit einem Einbruche, behufs einer Gegenrevolution, bedrohten.

Der Kurfürst von Trier war der Oheim Ludwigs. In seinen Städten Trier und Koblenz hatten die Prinzen ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Dort war der Sammelplatz des aus Frankreich geflohenen Adels und der Emigranten. Friedrich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wilhelm gab sich bei der Lebhaftigkeit seiner Empfindung ganz den Eindrücken hin, welche das Schicksal der französischen Königsfamilie und die Schilderungen der Emigranten in ihm erweckten. Die Unfreiheit Ludwigs war durch den Vorgang vom 18. April 1791, wo man ihn hinderte, nach St. Cloud zu reisen, dargethan. Ein Freund Ludwigs, der Herzog von Lorge, war hierauf nach Italien geeilt, wo sich Leopold noch befand. Auch der Graf von Artois und andere bestürmten den Kaiser, gegen die Empörer vorzugehen. Leopolds Ansicht ging dahin, vor der Kriegserklärung die Sache auf einem Kongreß noch einmal zu beraten. Nun erfolgte ganz unerwartet die Flucht Ludwigs, deren Mißlingen und die Gefangennehmung der königlichen Familie. Das durchkreuzte die zögernde Taktik des Kaisers und zwang ihn, mit einer entschiedenen That hervorzutreten.

Friedrich Wilhelm war von der Katastrophe tief erschüttert. Ihn erfüllten die traurigsten Ahnungen. Er befand sich Tage lang in tiefster Bestürzung und sah mit Ungeduld den Schritten entgegen, zu denen der Kaiser, als der Bruder Antoinettes, nun genöthigt war. Er schrieb eigenhändig an Leopold und fragte bei ihm an, ob er es denn verantworten könne, seine Schwester und deren Gemahl noch länger in deren Gebundenheit zu belassen. Nun erfolgte von Leopold eine Aufforderung an Friedrich Wilhelm, er solle an Frankreich erklären, daß er die Sache Ludwigs als die seinige betrachte, daß er seine Freiheit verlange und daß er nur solche Verfassungsänderungen anerkenne, die mit der Zustimmung des Königs zustande kommen. Friedrich Wilhelm entsprach dieser Aufforderung, und er drang nun auf ein energisches Einschreiten. Auch Rußland, das nichts mehr wünschte, als Preußen in einen Krieg im Westen verwickelt zu sehen, um im Osten freie Hand zu haben, predigte den Kreuzzug gegen die Revolution, gegen die es aber selber nicht einen Mann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ins Feld stellen wollte. „Ich gebe mir alle Mühe," s
Katharina zu Chrepowitzki, „um das Wiener und Berl
Kabinett in die französischen Angelegenheiten zu bringen.
möchte sie tief in Geschäfte verwickelt sehen, um die Hä
frei zu haben. Vor mir liegt vieles unerledigt. Jene müs
beschäftigt sein, damit sie mich nicht hindern." Dieser hin
listigen Taktik kamen von anderer Seite Parteigeist u
Leidenschaft rührig zu Hülfe.

Friedrich Wilhelm hatte schon längst gewünscht,
Leopold persönlich zusammen zu kommen, um die zu un
nehmenden Schritte besprechen zu können. Dieser Wu
wurde ihm jetzt erfüllt. Die Rietz befand sich seit Kur
in Wien und wirkte dort für die Pläne des Königs.
schrieb von dort an einen Herrn A. in Berlin: „Sagen
Bischofswerder, daß ihm ein Expresser von mir einen P
mitteilen wird, vermöge dessen man den König bereden m
eine Reise nach Pillnitz zu machen. Der Wiener Hof sen
dann eine Einladung an den König, und der Kurfürst v
Sachsen acceptiert die Entrevue. Könnte das nicht gle
geschehen, wenn der König zur Revue nach Breslau ge
Binnen 14 Tagen muß alles abgethan sein. Wien ist
trefflicher Ort. Es gefällt mir hier sehr gut. Man
tausenderlei Abwechselungen. Ich werde von den Groß
sehr fetirt. Die Reichskanzlei hat Befehl, mir ohne Anstan
und andere Bezahlung als der Taxgebühren das Grafe
Diplom auszufertigen. Der Kaiser macht morgen eine Re
nach Böhmen. Bereden Sie ja Bischofswerder zur Zusamme
kunft nach Pillnitz."

Die Rietz verstand die Fäden so geschickt zu verbind
daß die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser zustan
kam. Friedrich Wilhelm hatte in der Mitte des August d
Musterung beendigt, die ihn alljährlich nach Schlesien ri
Auf seiner Rückreise besuchte er am 25. August 1791 d

Kurfürst von Sachsen in dessen Sommersitz Pillnitz. Hierhin begab sich auch Leopold. Im Gefolge der Monarchen befanden sich auch deren Söhne, die Thronerben, viele Fürsten und Staatsmänner, auch Ludwigs Bruder, der Graf von Artois.

Leopold gab zu verstehen, daß der Krieg ihm viel Sorge mache. Er kam auf seinen Vorschlag zurück, die Sache vor einen europäischen Kongreß zu bringen. Friedrich Wilhelm sah mit Sicherheit voraus, welche schlimmen Folgen die Revolution nehmen müsse, wenn man ihr keinen Damm entgegensetze. Er machte alle Gründe geltend, welche für einen schnellen Angriff sprachen. Aber weder er noch der Graf von Artois waren imstande, Leopolds Abneigung zu besiegen.

Von Pillnitz begab sich der König in Begleitung des Kurfürsten nach Dresden. Die Rietz berichtet: „Hier in Dresden haben wir einen ewigen Taumel von Festen. So kurz die Zusammenkunft in Pillnitz auch war, so großartig gestaltete der Kurfürst die Feste. Leopold ist nach Prag und läßt sich dort als König von Böhmen krönen. Der König bleibt noch einen Tag hier. Ich hab ihn in der ganzen Zeit nur zweimal sprechen können, so belagern ihn die Emigranten und der Bruder des Königs von Frankreich. Der Feldzug ist beschlossen, und wir sind Alliierte der Östreicher. Wollen die Franzosen nicht nach unserer Pfeife tanzen, so marschieren wir nach Paris."

Friedrich Wilhelm mochte den Krieg nicht allein unternehmen. Einmal wollte er sich mit dem Kaiser nicht überwerfen, dann aber hielt er diesen für zuerst verpflichtet, seinem Schwager zu helfen. Höchst schmerzlich muß es für Ludwig gewesen sein, als ihn Leopold sogar zur Nachgiebigkeit ermahnte. Die Franzosen hatten eine neue Verfassung ausgearbeitet, die sie ihm am 14. September vorlegten. Stehend leistete Ludwig vor den Volksvertretern den Eid, während diese sitzen blieben. Als er zu Hause kam, weinte er über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die ihm angethanen Demütigungen. Antoinette schrieb an den Graf Mercy: „Die neue Verfassung ist so unnatürlich, daß sie sich nicht lange halten kann. Welches Unglück aber auch über mich kommt, ich kann mich in die Umstände fügen. Aber nie werde ich in etwas willigen, was meiner unwürdig ist. Im Unglück fühlt man, was man ist. Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes, und ich schwöre, daß er einst sich als würdigen Enkel der Maria Theresia zeigen wird.“ An ihren Bruder, den Kaiser Leopold schrieb sie: „Nach Annahme der neuen Verfassung scheint das Volk mehr Vertrauen zum König zu haben. Kommen aber die Emigranten bewaffnet nach Frankreich zurück, so ist alles verloren. Es wäre unmöglich, das Volk zu überzeugen, daß wir nicht im Einverständnisse mit ihnen sind.“ Ihre einzige Hoffnung beruhte auf dem Einmarsch der Östreicher und Preußen in Frankreich. Sie ahnte nicht, wie unverzeihlich ihr eigener Bruder sie ihrem Schicksal überließ, und wie aufrichtig Friedrich Wilhelm ihrer gedachte.

Noch einmal sandte Friedrich Wilhelm seinen General, Prinz Hohenlohe, zum Kaiser nach Prag, damit dieser denselben zum Einschreiten bewege. Hohenlohe fand gleich bei der ersten Audienz, „daß der Kaiser zu einer thätigen Hülfsleistung für den König von Frankreich wenig geneigt sei, doch aber das Gegenteil gern glauben machen möchte. Er wisse sein Zaudern geschickt zu entschuldigen und werfe alle Schuld auf die Emigranten.“ Hohenlohe erzählte dem Kaiser von dem Eifer des Königs von Preußen und bat ihn, mit dem kaiserlichen General den nötigen Plan zu verabreden; aber „dies wurde eludiert.“ Der Kriegszug unterblieb für jetzt. Friedrich Wilhelm konnte sich dem Bewußtsein hingeben, ohne Eigennutz seine Pflicht gethan zu haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erwerbung von Anspach und Bayreuth.

Nachdem der Kaiser den Kriegszug gegen Frankreich abgelehnt hatte, mußten die deutschen Fürsten die französischen Übergriffe über sich ergehen lassen. Es zeigte sich jetzt wieder die ganze Ohnmacht und Zwietracht der deutschen Kleinstaaterei. Es gab zwar noch ein deutsches Reich, einen Reichstag, ein Reichskammergericht, einen Reichshofrat, Reichssteuern und eine Reichsarmee, allein das waren nur morsche Ruinen eines zerfallenen Gebäudes. Viele deutsche Fürsten hatten sich ganz dem Einfluß fremder Mächte hingegeben. Sie hatten keine andere Politik als die, sich durch die Gunst fremder Großmächte zu erhalten und womöglich sich durch sie zu vergrößern. Von einer deutschen National- und Reichspolitik war bei ihnen nicht die Rede. Waren die meisten deutschen Fürsten und die höheren Gesellschaftsklassen tief entartet, so hatten sich doch die vielen Millionen, welche schlecht regiert wurden, den alten Glauben, den alten Fleiß, die alte Tapferkeit und Treue bewahrt. Wo dies nicht der Fall war, trugen die Höfe die Schuld. Für die kleinen Höfe und den Adel war Paris die Sonne, nach der alles hinblickte, von der alles Licht und Leben schöpfte. Wenigstens einmal im Leben nach Paris zu reisen, war unerläßlich für die Vornehmen. Aber auch in der Heimat lebten und sprachen sie französisch. Ungeheure Summen gingen für Modesachen nach Frankreich. In den Theatern und Ballets wurden die schönen Französinnen und Italienerinnen, welche oft die Mätressen der Höflinge waren, deutschen Künstlern bevorzugt. Nie war Deutschland so mit fremden Glücksrittern überschwemmt wie damals. Auf deren intime Vertrautheit mit dem Adel blickte der ehrliche deutsche Bauer mit tiefer Verachtung. Um die Mittel für ihre Schwelgereien aufzubringen, schämten sich einzelne Fürsten sogar nicht des Menschenhandels.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Am 1 März 1776 verkaufte der Landgraf von Hessen-Kassel 12000 Mann „seiner 400000 lieben Unterthanen" für den Sündenpreis von 20 Millionen Thaler an die Engländer nach Amerika. 1787 verhandelte der Herzog von Württemberg mehrere Regimenter an Holland, die wie Negersklaven nach Afrika übergeführt wurden, um fremden Zwecken und dem Klima zum Opfer zu fallen. Waldeck, Gotha, Hanau, der Bischof von Münster und andere betrieben diesen Menschenhandel. Friedrich der Große erhob von diesen sein Land durchziehenden Landeskindern die Steuer wie beim Durchzug von Schlachtvieh.

Friedrich Wilhelm war empört über diese grauenhaften Zustände. Sein Vetter, der Markgraf von Anspach, trieb diesen Menschenhandel geschäftsmäßig. Er erließ daher ein ernstliches Abmahnungsschreiben an ihn, und dies hat ihm Gottes Segen eingetragen.

Die beiden Länder Bayreuth und Anspach waren durch Aussterben der Bayreuther Linie 1769 an den Markgraf Alexander, Sohn des wilden Karl, gelangt. Dieser Herr schwärmte für das Theater und schöne Tänzerinnen. Er gab dafür so große Summen aus, daß die berühmte Pariser Schauspielerin Clairon sich an seinen kleinen Hof fesseln ließ. Ja, sie wollte ihn nicht einmal verlassen, denn als die englische Lady Craven, die der Markgraf auf einer Reise kennen gelernt hatte, sich ebenfalls in Anspach einfand, rangen die beiden Damen drei Jahre lang um ihren Herrn, bis die Französin ungeduldig wurde und nach Paris heimzog Nun behauptete die Craven das Feld und mit solcher Anmaßung, daß sie bei Tafel dem Markgrafen zur rechten Seite saß und dessen Gemahlin, eine Prinzessin von Koburg, zur linken sitzen ließ. Alljährlich mußte der Markgraf mit ihr kostspielige Reisen machen. Um Geld zu bekommen, verkaufte Alexander seine Unterthanen und ließ sie in Ketten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Banden den Rhein hinabschleppen. Er selber stellte sich mit geladenem Gewehr am Ufer des Mains auf, um die Einschiffung der geknebelten Rekruten zu überwachen. Dann verpraßte er das Geld in Paris und machte Schulden. Als die Revolution tausenden von Schlemmern den Kopf vor die Füße legte, geriet er in Angst und kehrte nach Anspach zurück.

Wem noch ein sittliches Gefühl innewohnte, der mußte über diese Versunkenheit der Höfe empört sein und Gottes Gericht erkennen, welches in der französischen Revolution diese grauenhaften Zustände wie unter vulkanischer Lava begrub.

In seiner Not wandte sich Alexander an seinen Vetter Friedrich Wilhelm. Dieser schickte ihm Geld und erbot sich, die Verwaltung seines Landes zu übernehmen. Alexander hatte keine Kinder. Nach seinem Tode mußte das Land ohnehin an Preußen fallen. Im Februar 1791 starb seine Gemahlin und schon drei Monate darauf ging er mit seiner Geliebten nach Ostende, um dort jeder Regentenpflicht überhoben zu sein. Die Regierung übertrug er seinem Minister von Hardenberg, jedoch mit der Bedingung, daß er und sein Land fortan dem Könige von Preußen Folge zu leisten habe. Friedrich Wilhelm setzte nun eine preußische Verwaltung ein, und am 2. Dezember 1791 fand die Besitzergreifung statt. Preußen erhielt eine Vergrößerung von 160 Geviertmeilen und 385000 Einwohnern. Alexander begnügte sich mit einer lebenslänglichen Rente von 400000 Thalern. Er segelte hierauf nach Lissabon, wo er sich wirklich mit der Lady Craven vermählte. Später wohnte er in England. Hier verstarb er am 5. Januar 1806 kinderlos in einem Alter von 70 Jahren.

Diese friedliche Eroberung Friedrich Wilhelms wurde auch die Veranlassung, daß der von den früheren Markgrafen gestiftete Rote Adler-Orden erneuert und nächst dem Schwarzen Adler-Orden zum zweiten Ritterorden Preußens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erklärt wurde. Viele von denen, welche in Ehren den Roten Adler-Orden tragen, denken nicht daran, daß diese hohe Auszeichnung Friedrich Wilhelm II. seine Entstehung verdankt.

Die Doppelhochzeit und der neue Ehebund.

In den letzten Monaten des Jahres 1791 hatte der König die Freude, in seiner Familie ein Fest zu begehen, durch welches zwei seiner Kinder in einen glücklichen Ehestand traten. Friedrich Wilhelm besaß aus seiner ersten Ehe nur eine Tochter, und zwar die am 17. Mai 1767 geborene Prinzessin Friederike Charlotte Ulrike. Der zweite Sohn des Königs von England, Friedrich Herzog von York, geb. am 16. August 1763 (gest. den 5. Januar 1827) hielt um ihre Hand an, und am 29. September 1791 fand zu Berlin die Vermählung statt. Aus der zweiten Ehe des Königs war als die älteste Tochter die am 18. November 1774 geborene Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine entsprossen. Der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, spätere König der Niederlande, geboren den 24. August 1772, erwählte letztere zu seiner Gemahlin, und am 1. Oktober fand die Vermählung statt.

Der Oberkonsistorialrat Sack vollzog die Trauungen beider Paare. Je 72 Kanonenschüsse kündigten den Berlinern das frohe Ereignis der Vermählungen an. Demnächst brachten die Verwandten der hohen Paare, sowie alle Geladenen ihre Glückwünsche dar. Der Prinzessin Friederike wurde in dem Zimmer der Königin-Witwe die königliche Krone aufgesetzt, und der Zug bewegte sich von dort nach dem weißen Saale. Bei der Vermählung des zweiten Paares geschah dies in dem Zimmer der regierenden Königin. In beiden Fällen folgte die 76jährige Königin-Witwe, geführt von dem Könige, unmittelbar hinter den Brautpaaren. Friedrich Wilhelm unter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hielt mit der alten Dame den herzlichsten Verkehr. Er begegnete ihr auch hier mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit. Die Ehen beider Paare dürfen als glückliche bezeichnet werden.

Über den achtungswerten Umgang Friedrich Wilhelms mit der hochbetagten Königin-Wittwe wird berichtet: „Der König hielt darauf, daß bei allen Familienfesten die verwitwete Königin geladen wurde. Er besuchte sie oft, speiste bei ihr und wohnte zuweilen auch ihrem Privatgottesdienste in Schönhausen bei. 1789 schickte sie ihm von Berlin aus ihr Bild mit den Worten: „Mein teurer Neffe! Vor einiger Zeit haben Sie den Wunsch bezeugt, mein altes Gesicht in der Abbildung zu besitzen. Ich überschicke es Ihnen anbei. Es hat kein anderes Verdienst, als Ihnen eine alte Tante zu vergegenwärtigen, welche Ihnen von Herz und Seele anhängt, und welche für Sie stets hegen wird die zärtlichste Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne. In dieser Gesinnung lebe und sterbe ich meinem teuren Neffen wohlgesinnte Tante Elisabeth."

Von seiten der Gemahlin Friedrich Wilhelms war die verwitwete Königin nicht selten der Gegenstand des Neides. Eine glückliche Ehe führte der König nicht. Seine Gemahlin war oft heftig und reizbar. Sie begegnete ihm nicht mit demjenigen Wohlwollen und der Ergebung, welche nach Gottes Vorschrift jede Frau ihrem Gatten schuldig ist. Es scheint fast, als hätte das Zerwürfnis zu Zeiten eine Schroffheit erreicht, daß eine Scheidung ins Auge gefaßt wurde. Es geht dies aus den Briefen hervor, welche die Mutter der Königin an diese richtete. „Ich muß Dir als Deine Mutter immer wieder vorhalten, daß Dein Wille Deinem Manne unterworfen sein soll." „Es ist Deine Pflicht, Dich zu ändern." „Bedenke, meine Tochter, den Ernst dieses Schrittes. Man wird Dir Deine Kinder rauben, als einer Unfähigen für die Übermittelung von Einsicht und guten Grundsätzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Du wirst nicht wagen, sie zu sehen, als nur von Zeit zu Zeit. Du bringst Dich und mich in eine grausame Lage. Wenn ich in diesem Augenblicke sterben müßte, so würde ich darüber keine Betrübnis empfinden."

Angesichts dieser traurigen Ehe, die Friedrich Wilhelm, um seiner Kinder willen, nicht trennen mochte, hielt er es für zweckmäßig und entschuldbar, sich noch einmal zu einer Verbindung zur linken Hand zu entschließen. Das Konsistorium hatte ihm bei seinem ersten Bündnis mit der Voß den kirchlichen Segen gespendet. In anbetracht der außergewöhnlichen Sachlage hielten die Geistlichen sein Vorhaben auch diesmal für entschuldigt. Die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms hatte sich auf eine fein gebildete und anmutsvolle Hofdame, eine Gräfin Dönhoff, gelenkt. Da diese der Werbung des Königs folgen zu wollen erklärte, so wurde wiederum, und zwar mit Zustimmung der Königin und mit der Genehmigung des Konsistoriums, durch den Hofprediger Zöllner die kirchliche Trauung vollzogen.

Die Gräfin Dönhoff war die Tochter eines Majors, der schon, als sie sechs Jahre zählte, gestorben war. Ihre Mutter, eine Baroneß Langermann, Erbfrau auf Beynuhnen, vermählte sich in zweiter Ehe mit einem Graf Eulenburg. Bei Hofe hieß die Dönhoff Hebe wegen ihrer jugendkräftigen Gestalt. Neben diesem Vorzug besaß sie noch einen anderen, der viel bei dem Könige galt. Sie spielte vortrefflich Pianoforte und sang sehr gut. „Die Gräfin Dönhoff," berichtet Dampmartin, „fesselte durch jenes Zusammenspiel von Reizen, Liebenswürdigkeit, Artigkeit und Launen, welche die Leidenschaft noch mehr entflammen. Sie meinte aber, es stehe ihr zu, gleich einer Herrscherin mitzureden. Das aber liebte der König nicht. Trotz seiner Artigkeit gegen die Frauen, fühlte er sich stets als Herrscher. Seiner Würde vergab er nichts. Die Dönhoff spielte die Souveränin. Aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der König liebte es nicht, mit Damen über Politik zu disputieren. Die Augen der Königin füllten sich oft mit Thränen, wenn sie der sanften Ingenheim gedachte. Auch die Damen des Hofes ordneten sich nicht ohne Widerstreben dem Vorrange unter, den eine Dame, die bisher in ihrer Mitte war, jetzt erlangt hatte. Die Rietz war klug genug, ohne auch nur einen Laut zu thun, dem Befehle des Königs sich zu fügen. Sie mußte den beleidigendsten Hochmut der Dönhoff ertragen. Aber sie war sicher, daß der Monarch des trockenen Tons der vornehmen Dame bald genug überdrüssig werden und zu dem Kreise zurückkehren werde, in dem er sich ungezwungen ergehen konnte." Das Einmischen der Dönhoff in die staatlichen Angelegenheiten wurde dem Könige bald unerträglich. Sie stimmte zwar dafür, daß der König an Frankreich den Krieg erkläre, allein die Anstalten zu dem Feldzuge erschienen ihr viel zu unbedeutend. Ihre Anmaßung und außerdem auch ihre Eifersucht gegen die Rietz hatten sie veranlaßt, Potsdam zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Dort spielte sie die Herrscherin und schrieb folgende Zeilen an den König: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie mit so großer Leichtfertigkeit sich in ein so schwieriges Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200000 Preußen und 250000 Östreichern marschieren oder auf jede Hoffnung des Sieges verzichten. Mit einer Hand voll Leute werden Sie nur Ihr Leben aufs Spiel setzen und Ihre Ehre bloßstellen. Sie werden von der Grenze zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichote, der Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wiederherzustellen, sich auf alles stürzte, was ihm in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Stärke seiner Feinde Rücksicht zu nehmen." Die aus Frankreich geflüchteten Adeligen, welche eine schnelle Zurückführung durch den König in ihre Heimat erhofften, nannten die Dönhoff eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Parteigängerin der Republikaner und beschuldigten sie sogar der Bestechung.

Die Gräfin Dönhoff war weder bei dem Publikum noch bei Hofe beliebt. Das Tagebuch der Gräfin Voß berichtet über sie: „Sie ist sehr hübsch, aber sie hat keinen guten Charakter.“ „Souper bei der Königin-Witwe. Der König und die regierende Königin waren da, aber nicht die Schöne, die brouilliert mit dem König ist. Man sagt, es sei alles zu Ende mit der Dönhoff.“ „Die Dönhoff ist abgereist, man sagt für immer.“

Die Verbindung, welche der König mit der Gräfin Dönhoff eingegangen war, zeigte sich bald als eine höchst unglückliche. Fast ein Jahr lang lebte sie, unbeachtet von dem Könige, in Neuchatel in der Schweiz, woselbst sie von einer Tochter entbunden wurde. Am 19. November 1793 bereitete sie dem Könige eine höchst peinliche Szene im Schlosse zu Potsdam. Man wähnte sie fern in der Schweiz und hatte sie fast vergessen; der König veranstaltete im Marmorpalais ein Konzert, zu dem mehrere berühmte Künstler und zahlreiche Gäste geladen waren. Als es völlig dunkel war, schlich sich die Dönhoff in den ihr wohlbekannten „Neuen Garten“ ein und hielt sich dort mit ihrem Kinde und der Gräfin Solms so lange versteckt, bis sich die Gelegenheit darbot, in den Konzertsaal einzutreten. Weinend und mit aufgelöstem Haar stürzte die ehemalige Favoritin durch die Versammlung zu des Königs Füßen. Mit den Worten: „Hier, Sire, übergebe ich Ihnen Ihr Eigentum“ legte sie das Kind vor ihn auf den Teppich nieder. Man geriet in die größte Bestürzung. Der König aber blieb ruhig, führte die Dönhoff in ein anstoßendes Zimmer und sagte auf das Kind weisend, gelassen: „Versorgen.“ Die Diener nahmen die kleine Tochter auf, und sie wurde nun dem Hofmarschall von Massow zur Erziehung überwiesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mutter durfte bei Hofe nicht mehr erscheinen. Sie hatte sich geirrt, wenn sie hoffte, durch diese Szene den König zur Versöhnung zu stimmen. Friedrich Wilhelm bewilligte ihr eine Jahrespension von 8000 Thalern und sah sie nie wieder. Sie nahm ihren Aufenthalt zunächst in der Schweiz, später in Angermünde. Erst nach dem Tode des Königs wurde ihr gestattet, nach Berlin zu kommen und ihre beiden Kinder zu sehen. Sie starb 1834 auf ihrem Schlosse bei Werneuchen. Die gräfliche Linie Dönhoff-Beynuhnen ist im Mannesstamme erloschen.

Der Krieg gegen Frankreich.

Die Volksredner in Paris traten mit immer größerer Verwegenheit auf. Am 25. Januar 1792 richteten sie an den König Ludwig den Auftrag, „er solle dem Kaiser erklären, der Krieg sei entschieden, wenn Frankreich nicht vor dem 1. März wegen aller seiner Beschwerden vollständige Genugthuung erhalte.“ Ludwig zeigte von jetzt ab Klugheit und Festigkeit. „Es komme nach der Verfassung“, antwortete er, „nicht dem gesetzgebenden Körper, sondern ihm allein zu, die auswärtigen Unterhandlungen zu leiten und den Krieg vorzuschlagen. Er habe von dem Kaiser eine Erklärung erbeten und erwarte sie stündlich. Wenn man den Krieg wolle, so müsse man das Bewußtsein besitzen, ihn nicht verschuldet zu haben.“

Im November 1791 wurde beschlossen, daß die Geistlichen den Eid auf die neue Verfassung leisten und daß man Listen über die beeidigten und unbeeidigten Pfarrer führen müsse. Der gegen die Emigranten gerichtete Beschluß ging dahin, daß diese der Verschwörung gegen Frankreich überführt erklärt und falls sie nicht bis Neujahr 1792 zurück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kehrten, als Hochverräter zum Tode verurteilt werden. Ludwig setzte beiden Beschlüssen sein Veto entgegen und verhinderte dadurch die Ausführung derselben. Löblich ist des Königs Standhaftigkeit in Religionssachen: er nahm das Abendmahl nur von einem unbeeidigten Priester.

Nachdem Friedrich Wilhelm und der Kaiser sich zu gemeinsamen Schritten und zur Aufrechterhaltung ihres Besitzstandes verbunden hatten, ließ der König von Preußen durch seinen Geschäftsträger, Graf von der Goltz, in Paris die Erklärung abgeben, daß er jeden Einbruch in deutsche Länder für eine Kriegserklärung ansehen werde. Auch der Kaiser ließ in Paris eröffnen: „Ehe er unterhandle, möge das französische Volk erst den Eingriffen einer blutdürstigen, wütenden Partei steuern, die der Freiheit ihres Herrschers spotte, gewaltthätig das Ansehen der Gesetze vernichte und mit den heiligsten Pflichten ein frevelhaftes Spiel treibe."

Der Eindruck dieser Erklärungen, die Lessart der gesetzgebenden Versammlung am 1. März vorlegte, war so tiefgehend, daß man während des Vorlesens den Unwillen laut werden ließ und noch an demselben Tage eine Antwort nach Wien sandte. Aber diese kam nicht mehr zur Kenntnis des Kaisers. An demselben 1. März, an dem man im Rachegefühl seiner erwähnte, war er nach kurzer Krankheit in Wien verschieden.*)

*) Der plötzlich eingetretene Tod gab zu Gerüchten von Vergiftung Veranlassung. Auch der Leibarzt Lagusius wollte Wirkungen von Gift erkannt haben. Man erzählte sich, daß auf einem Maskenballe eine verkappte Dame dem Kaiser vergiftetes Zuckerwerk gereicht habe und dann spurlos verschwand. Andere bezeichneten „die schöne Italienerin", deren Gunst Leopold erkauft hatte, als die Giftmischerin. „Lassen wir," sagt ein Zeitgenosse, „diese unverbürgten Nachrichten unbeachtet, soviel ist außer Zweifel: Leopold besaß eine große Leidenschaft für das schöne Geschlecht. Die feurige Italienerin Donna Livia, die schöne Polin Prohaska, die schmachtende Gräfin Wolkenstein und noch viele andere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sein ältester Sohn Franz, 24 Jahre alt, gelangte nun zur Regierung. Friedrich Wilhelm beeilte sich, ihm unter dem Ausdruck seines aufrichtigen Beileids die Versicherung auszusprechen, daß er als ein deutscher Fürst ihm in Freud und Leid zur Seite stehen wolle. Franz dankte ihm verbindlichst unter der Zusicherung wahrer Freundschaft, deutscher Gesinnung und Treue.

Die Wut gegen Preußen und Östreich nahm in Frankreich immer mehr zu. Am 20. April schritt der hart gedrängte König in die Versammlung der Seinen, die nicht mehr die Seinen waren. Ein Bericht von Dumouriez, an ihn gerichtet und im Staatsrate verlesen, wurde gutgeheißen und Ludwig aufgefordert, an Preußen und Östreich den Krieg zu erklären. Tief bewegt erhob sich der unglückliche König. Er sollte jetzt gegen Verwandte, Beschützer und Freunde sprechen! Er that es schweren Herzens, einmal weil er einem rohen Willen gegenüberstand, der auch ohne ihn den Krieg begonnen hätte, andererseits weil er hoffte, die einrückenden Preußen und Östreicher würden ihn am ehesten aus seiner Knechtschaft befreien. Noch an demselben Tage,

aus niedrigem Stande waren als Opfer der Verführung durch Kaiserdukaten gefallen. Sämtliche Favoritinnen verschwanden sogleich nach dem Tode ihres Sultans aus Furcht, der Volksrache anheimzufallen, oder einer strengen Behandlung des Thronfolgers zu entgehen. Die Gräfin Wolkenstein, welche in Wien dieselbe Rolle spielte, wie die Rietz in Berlin, war von der Kaiserin auf Befehl des Kaisers empfangen worden und sogar in ein freundschaftliches Verhältnis zu ihr getreten. Gegen seine Favoritinnen war Leopold stets sehr freigebig. Er hatte neben seinem Schlafgemach ein Zimmer zu einer Niederlage von Galanteriewaren, Schmucksachen, Pomaden eingerichtet. Nach seinem Tode fand man hier mehr als 1000 Schminktöpfchen und zahllose Pariser Parfümerien. Leopold starb in den Armen zweier Kammerdiener. Seine Gemahlin, mit der er in keiner glücklichen Ehe lebte, fand ihn schon tot, als sie zu ihm eilte. Außer seinem Nachfolger, Franz II., hinterließ er noch 5 Söhne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nachts 10 Uhr, trabte der Staffettenreiter mit der Kriegserklärung aus den Thoren von Paris.

Friedrich Wilhelm übertrug nun den Oberbefehl über die marschbereite Armee von 50 000 Mann dem Herzog Ferdinand von Braunschweig. Die östreichische Armee führte der Fürst von Hohenlohe. Letzterer begab sich nach Potsdam, um mit dem Könige alle Maßnahmen zu besprechen. Demnächst folgte Friedrich Wilhelm seinem im Vormarsch befindlichen Heere. Am 24. Juni 1792 schrieb die Gräfin Voß in ihr Tagebuch: „Heute ging der König zur Armee ab. Alles weinte. Der Abschied von ihm war sehr rührend. Er wird trotz seiner Fehler doch sehr geliebt. Gott wolle ihn uns erhalten und ihn gesund zurückführen."

Auch die Königin-Witwe hatte dem Könige brieflich Gottes Segen zu diesem Feldzuge gewünscht. In dankbarer Verehrung antwortete ihr Friedrich Wilhelm durch nachstehendes eigenhändiges Schreiben: „Ew. Majestät Fürsorge für mein Wohlergehen legt mir die Pflicht auf, Ihnen aufrichtig zu danken. Das Interesse, welches E. M. dem Feldzuge zuwenden, überzeugt mich, daß auch Sie den Ausbruch der Anarchie, dessen Herd Frankreich ist und ganz Europa zu verheeren droht, in seiner ganzen Gefahr würdigen. Ich habe zur Abwendung dieser Gefahr alle Mittel versucht, welche mir die menschliche Weisheit hat eingeben können. Meine Absicht ist rein. Was das Übrige anbetrifft, so ergebe ich mich in den Willen unseres Gottes. Was Sie, meine liebe Tante, mir über den Tod des würdigen Herzogs Ferdinand mitteilen, hat mich sehr gerührt. Sein edler Charakter und seine Frömmigkeit werden den Schmerz lindern, welchen sein Verlust bei allen denen verursachen muß, welche mit ihm verbunden gewesen sind. E. M. verlieren einen Bruder, der Sie aufrichtig geliebt hat. Aber Gottes Güte hat meiner lieben Tante auch so viel Ergebung in seinen heiligen Willen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verliehen, daß Sie sich nicht einer thörichten Traurigkeit hingeben, sondern sich stets die Glückseligkeit vergegenwärtigen werden, welche allen treuen Herzen verheißen ist. Bei Ihrem Schmerz bitte ich Sie, Ihrer Gesundheit zu pflegen und uns Ihr Leben, das mir so teuer ist, noch recht lange zu erhalten. — Da ich übermorgen zur Armee abreise, und längere Zeit meine teure Tante nicht wiedersehen werde, gestatte ich mir, mich Ihrem liebevollen Andenken zu empfehlen. Ich werde nicht verfehlen, an meine liebe Tante während meiner Abwesenheit zu schreiben. Mit der ehrerbietigsten Anhänglichkeit werde ich nie aufhören zu sein Ihr Ihnen dankbarer Neffe Friedrich Wilhelm. Potsdam, den 8. Juli 1792."

Am 24. August teilte der König seiner Tante wie stets eigenhändig die Einnahme von Longwy mit und erzählt zugleich, daß Lafayette auf seiner Flucht nach Holland den östreichischen Vorposten in die Hände gefallen sei und als Staatsgefangener behandelt werde. Sowohl die Königin-Witwe als auch die Gemahlin des Königs empfingen mehrfache Zuschriften von ihm. Leider sind alle diese Briefe noch nicht aufgefunden oder verloren gegangen.

Während sich Friedrich Wilhelm nach dem Kriegsschauplatze begab, marschierte in Paris ein mit Piken bewaffneter Pöbelhaufe nach dem königlichen Schloß, um „dem Herrn und der Frau Veto einen Besuch zu machen". Es waren etwa 30000 Menschen, welche unter der Führung des Brauers Santerre, des Fleischers Legendre und des Goldarbeiters Rossignol die Tuilerien umzingelten. Sie erzwangen den Eingang und drangen in das Zimmer ein, in welchem sich Ludwig mit einigen Ministern und Gardisten befand. Zwei Stunden hatte hier der König den Anprall der Volksmasse auszuhalten, welche ein blutendes Kalbsherz mit der Überschrift „Aristokratenherz" und das Bild einer am Galgen hängenden Königin in die Höhe hob, Drohungen und Schimpf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worte gegen den König ausstieß, mit Bajonetten ihn bedrohte und ausrief: „Weg mit dem Veto.“ Zurückgedrängt und von einigen Soldaten beschützt, blieb der König bei aller Gefahr standhaft. Doch entging er der Demütigung nicht, daß er eine rote Mütze aufsetzen mußte. In einem anderen Zimmer war Antoinette den Schmähungen roher Weiber preisgegeben. Dem Dauphin setzte man gleichfalls die rote Mütze auf. Beim Eintritt der Dunkelheit gelang es, das Schloß von dem Pöbel zu säubern. Der König und seine Gemahlin fielen weinend einander in die Arme.

Die verbrecherische Bande hatte den geplanten Mord nicht ausgeführt. Den König mit der Jakobinermütze auf dem Kopf hatte sie ans Fenster gedrängt, so daß er dem Pöbel auf der Straße sichtbar wurde. Auch Napoleon, der damals schon Hauptmann war, befand sich unter der Menge in Zivilkleidung. Er befand sich auf Urlaub. Da er aber nicht rechtzeitig zu seinem Regiment zurückkehrte, wurde er am 6. Februar 1792 aus der Armeeliste gestrichen. Im Mai begab er sich nach Paris, um wieder eine Anstellung zu erhalten. Er war dort Zeuge der beiden Aufstände vom 20. Juni und 10. August. Als er den Pöbel gegen die Tuilerien anmarschieren und den König mit der roten Mütze sah, äußerte er entrüstet zu den Umstehenden: „Wie konnte man dieses Lumpenpack zu dem Könige lassen. 400 Soldaten würden genügen, es wegzufegen.“

Wer noch Sinn für Gesetzlichkeit hatte, fühlte sich empört und beschämt, daß niemand den Mut besaß, diese Mordbanden mit kräftigen Schlägen niederzuschmettern. Lafayette, welcher nicht mehr Kommandant der Nationalgarde war und damals ein Kommando bei der Nordarmee hatte, eilte nach Paris und verlangte strenge Bestrafung der Empörer. Dem König, der ihn empfing, riet er dringend, er möge von seiner Nationalgarde umgeben, Paris verlassen, sich nach Compiegne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begeben und dort eine neue Volksvertretung berufen. Mit der Sprengung des Jakobinerklubs und der Einsperrung seiner Führer durch die Nationalgarde sollte dieser Plan eröffnet werden. Aber der König und die Königin hofften auf die Siege der Preußen und Östreicher, und Antoinette wollte mit Lafayette nichts zu thun haben. Als dieser die königliche Familie verließ, sagte des Königs Schwester Elisabeth: „Vergessen wir, was hinter uns liegt. Werfen wir uns in die Arme dieses einzigen Mannes, der uns noch retten kann!“ Aber Antoinette erwiderte: „Lieber untergehen, als ihm die Rettung verdanken.“ Am 4. Juli schrieb sie an den Kaiser: „Unsere Lage ist schrecklich. Man kann weder auf die Nationalgarde noch auf die Armee zählen. Wir wissen nicht, ob wir in Paris bleiben oder fliehen sollen. Es ist höchste Zeit, daß die Mächte ein entschiedenes Wort sprechen. Nur die Furcht vor Strafe kann die Aufwiegler, welche den König ermorden wollen, zurückhalten. Es ist notwendig, daß ein Manifest die Nationalversammlung und ganz Paris verantwortlich macht für das Leben des Königs und seiner Familie.“

Die preußische Armee war inzwischen in der Nähe von Koblenz angelangt. Mit großer Aufmerksamkeit wurde die Ankunft des Königs, der am 23. Juli im kurfürstlichen Schlosse daselbst eintraf, gefeiert. Die Persönlichkeit des Königs machte einen sehr guten Eindruck. Seine majestätische, beinahe kolossale Gestalt, seine freundliche und doch würdevolle Herablassung, sein unverkennbarer Wille, für die bedrohte Sache Ludwigs in die Schranken zu treten, gewannen ihm schnell die Zuneigung des Volkes. Die Siegeszuversicht der Emigranten war beim Anblick des Königs und seiner Truppen höher als je gestiegen. Auch der Herzog Ferdinand ward von ihnen förmlich belagert. Er hatte, wie Massenbach erzählt, kaum die Ellenbogen frei, machte Komplimente über Komplimente, war aber im tiefsten Innern ergrimmt über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die zudringlichen Fremden, über ihr Drängen zum Krieg und ihre rosigen Schilderungen, denen er keinen Glauben schenkte.

An der Landesgrenze hielt Friedrich Wilhelm noch einmal Heerschau über seine Truppen. Er ermahnte sie zur Tapferkeit und begann dann den Vormarsch.

In Paris thaten die Rädelsführer alles, um die Aufregung zu schüren. Die Absetzung des Königs wurde beschlossen, und man begünstigte den Zuzug von arbeitslosen und verbrecherischen Personen. Der König glaubte am klügsten zu handeln, wenn er keinen Widerstand leistete, bis die fremden Heere ihn aus dieser Zwangslage befreien würden. Aber die letzteren rückten nur langsam vorwärts. Die deutschen Heerführer und auch Friedrich Wilhelm hatten nicht geglaubt, daß ihr Vorhaben so großen Hindernissen begegnen würde. Viele wähnten nur einen Parademarsch nach Paris machen zu dürfen. Von dem gewaltigen Widerstande, der Hinterlist und Tücke, die ihnen in Frankreich entgegentraten, wurden sie täglich mehr bedrückt. Tausende von geflüchteten Franzosen, Edelleuten und Prinzen, hielten sich hier an der Grenze auf. Sie hatten ein ganz falsches Bild von den französischen Zuständen entworfen. In der allgemeinen Verwirrung, sagten sie, welche in Frankreich herrsche, sei an Ausrüstung einer bedeutenden Armee garnicht zu denken. Auch würden die Deutschen überall als Erretter von der revolutionären Schmach freudig aufgenommen werden und wie im Triumph nach Paris ziehen können. Es kam ganz anders. Die Macht der umstürzerischen Leidenschaften kehrte sich mit ganzer Gewalt gegen den anrückenden Feind

Die Preußen rückten dennoch siegreich vor. Am 22. August befanden sie sich vor der Festung Longwy. Für die Nacht war der Angriff beschlossen. Der stürmische Regen, die Finsternis, die Hinterlist der Bevölkerung bereiteten den Belagerern viele Mühsale. Erst nach mehreren Tagen gelang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es, die Besatzung zur Übergabe der Festung zu zwingen. Als man dies in Paris erfuhr, wurde dort der feierliche Beschluß gefaßt, Longwy solle, wenn man es wieder gewinne, geschleift und die Einwohner bestraft werden.

Nachdem Friedrich Wilhelm 2000 Preußen als Besatzung in Longwy zurückgelassen hatte, marschierte sein Heer sogleich vorwärts und erreichte am 30. August die Festung Verdun. Auch hier leisteten die Franzosen hartnäckigen Widerstand. Als viele Gebäude in Schutt und Asche lagen, baten die Bewohner den Kommandanten sich zu ergeben. Auf dem Marktplatz versammelte der Kommandant den Bürgerrat und versuchte, diesen zur Standhaftigkeit zu bewegen. Als ihm dies nicht gelang, erschoß er sich vor ihren Augen. Am 2. September öffnete Verdun die Thore. Aber die Besatzung zog ab mit dem wütenden Zuruf: „Auf Wiedersehen in den Ebenen von Chalons."

Jetzt standen die Deutschen vor den Argonnen, einer lang gestreckten Gebirgswaldung zwischen der Maas und Aisne. Ein glänzender Erfolg ihrer Waffen erfüllte sie mit Stolz und Freude. Die Rietz, welche den König so lange brieflich gebeten hatte, ihm nacheilen zu dürfen, bis er dies gestattete, berichtete nach Berlin: „Längstens in 8 Tagen sind wir in Paris. Verdun hat der Armee nicht viel Menschenleben gekostet. Seit 8 Tagen bin ich hier. Voilà la Maitresse declaré du Roi de Prusse! sagen die Franzosen und begucken mich von oben bis unten. Wissen Sie schon, daß der König den Dour auf die Festung geschickt? Der infame Kerl hat von hier nach Berlin geschrieben: „Das Grobzeug belagere den König unaufhörlich und bilde einen schlechten Ruhm für unsere Waffen." Ich bin froh, daß der verwünschte Kerl jetzt in Magdeburg sitzt."

Die Hoffnung der Rietz, in 8 Tagen in Paris einzuziehen, erfüllte sich nicht. Das französische Volk rüstete sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu verzweifeltem Widerstande. Nach den Argonnen, der Hauptwehr zu der Straße nach Paris, wendete sich bereits in rastlosen Schritten der General Dumouriz mit 40000 Mann, während ein zweites Heer unter Kellermann, von Metz aufbrechend, der südlichen Waldspitze zueilte, um dort den Waffenbrüdern die Hand zu bieten. Die Art, wie die Bewohner sich äußerten, war eine sehr erbitterte. Das Sendschreiben, welches der preußische Heerführer erlassen hatte, ging von der Überzeugung aus, daß der bessere Teil des französischen Volkes die Schritte der herrschenden Partei verabscheue und den Augenblick mit Ungeduld erwarte, sich offen gegen die verhaßten Unterdrücker erheben zu dürfen. Der Herzog forderte demgemäß alle Behörden, die Nationalgarden, wie die Offiziere und Soldaten auf, zur Treue gegen das Königshaus zurückzukehren. Den Widerstrebenden aber wurden harte Strafen angedroht. Die Bezirksbehörden wurden mit ihrem Kopfe und Vermögen für jedes Verbrechen, welches sie nicht hindern, verantwortlich gemacht. Die Einwohner, welche den Soldaten irgend einen Widerstand leisten, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört werden. Die Mitglieder der Nationalversammlung wurden mit Leib und Leben für jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die königliche Familie verantwortlich gemacht. Wenn das Schloß der Tuilerien gestürmt oder dem Könige die mindeste Beleidigung zugefügt werde, so solle eine exemplarische, in ewigem Andenken bleibende Rache genommen, die Stadt Paris zerstört und die Verbrecher der Todesstrafe überliefert werden.

Dieses Manifest, welches mit Unrecht viel getadelt worden ist und wohlberechtigt war, verfehlte nur deshalb seinen Zweck, weil die Streitkräfte zur energischen Durchführung desselben nicht vorhanden waren. Es ergab sich sehr bald, daß Östreich sowohl, als auch die deutschen Kleinstaaten nur etwas mehr als die Hälfte derjenigen Truppenzahl ins Feld geführt hatten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu deren Bereitstellung sie sich verpflichtet hatten. Die Volksverführer verbreiteten recht geflissentlich das strenge Manifest, weil sie erwarteten, daß das Freiheitsgefühl und der Nationalstolz der Franzosen dadurch tief verletzt werden müsse. Auf ihren Ruf eilten die Männer in Massen herbei, um das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Da der sofortige Vormarsch der Preußen sich verzögerte, so brachte dem König Ludwig das Manifest, welches zu seinen Gunsten erlassen war, keine Hülfe, der Sache der Revolution aber einen neuen begeisterten Aufschwung, indem angesichts der Gefahr, die dem Lande von außen drohte, sich alle Parteien im Gefühle der verletzten Nationalehre vereinigten.

Ein Königsmord.

Die durch sichere Beweisstücke verbürgte Nachricht, daß der König Ludwig und seine Gemahlin in fortgesetzter Verbindung mit den ausgewanderten Prinzen, mit den Höfen von Wien und Berlin und selbst mit dem Hauptquartier der Feinde blieben, steigerte die Erbitterung des Volkes mehr und mehr. Nachdem Ludwig die neue Verfassung beschworen und dem Kaiser den Krieg erklärt hatte, erteilte er durch einen Anhänger seines Hauses, Mallet du Pan, den Höfen von Berlin und Wien eigenhändige Mitteilungen und Ratschläge, in welcher Weise sie ihm am besten dienen und ihre Zwecke erreichen würden. So weit ging die Verblendung des unglücklichen Königs, daß er in der Hoffnung auf die anrückenden Preußen auch jetzt noch Männer wie Necker, Mirabeau, Dumouriez, Roland, Servan, Lafayette und viele andere, welche mit Aufrichtigkeit und auch Geschick ihm dienten, von sich wies, wenn sie sich erlaubten, ihn auf die Schranken, welche die Verfassung dem Könige stelle, auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merksam zu machen. Sobald Dumouriez darauf drang, Ludwig solle die Aushebung von 20 000 Mann zur Verstärkung des Heeres gegen die anrückenden Preußen genehmigen, entzog ihm Ludwig sein Vertrauen.

Mit jedem Tage stieg die Aufregung. Der französische Oberfeldherr Graf Luckner hatte sich vor den Preußen zurückziehen müssen. Durch ganz Frankreich erscholl jetzt der Ruf: „Auf zu den Waffen!“ Nur bei Hofe wurden mit jedem Tage die verdüsterten und geängsteten Züge heiterer, die Äußerungen in dem vertrauten Zirkel immer zuversichtlicher. „In vier Wochen,“ sagte die Königin zu Frau von Campan, „werden unsere Freunde hier sein.“ Nach der ihr heimlich zugegangenen Marschroute berechnete sie den Tag, an welchem die Preußen in Verdun, Lille und Paris einrücken würden.

Ludwig konnte sich der Vermehrung des Heeres nicht länger widersetzen. Die Nationalversammlung brachte den Antrag ein: „Das Vaterland ist in Gefahr! 42 Bataillone werden neu errichtet.“ Daß der König und seine Minister es dahin kommen ließen, daß nicht von ihnen, sondern von der Volksversammlung dieser Antrag ausging und gegen ihn durchgesetzt wurde, führte jenes verderbenschwangere Gewitter herauf, dessen furchtbarer Blitzstrahl nicht nur die Krone, sondern auch das Haupt, welches sie trug, zerschmetterte.

Die Revolution nahm bald den geraden Weg zum Umsturz des Thrones und zur Erklärung der Republik. Das Volk klagte den König der Begünstigung des Einmarsches der Preußen an. Am 3. August überreichte der Maire von Paris der Nationalversammlung eine Bittschrift von sämtlichen 48 Sektionen von Paris, in welcher auf die Absetzung des Königs angetragen wurde. „Gestern,“ schrieb Tollendal, einer der Treuesten Ludwigs, dem Könige von Preußen am 5. August, „hielten mehrere Minister, andere und ich eine geheime Zusammenkunft in einem versteckten Salon ab. Ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teilte mit, mir sei ein anonymer Brief zugegangen, in welchem gesagt sei, man werde gegen die Tuilerien marschieren, den König im Getümmel töten und den Dauphin gefangen nehmen."

Noch in derselben Nacht ging ein Eilbote mit diesem Briefe an den König von Preußen ab. Ein neuer Fluchtplan wurde ihm mitgeteilt. In der Nacht hatte Ludwig diesem seine Zustimmung gegeben, am Morgen aber zurückgenommen, „weil er keinen Bürgerkrieg entzünden wolle." Treue Diener hatten alles zur Flucht der königlichen Familie vorbereitet, und der greise General Graf Luckner hatte zugesagt, dem Könige eine starke Bedeckung bis in die Nähe von Paris entgegenzuführen. Die Flucht unterblieb, und einige Nächte darauf fand der Überfall statt. Am 10. August um Mitternacht erschollen auf 3 Kirchtürmen im Zentrum von Paris die Sturmglocken. Der Generalmarsch wurde geschlagen, und die Nationalgarde, die Pikenmänner und die Verbrecher sammelten sich, die einen, um das Leben des Königs zu beschützen, die andern, um demselben ein Ende zu machen. Die eigentlichen Urheber des Aufstandes: Robespierre, Danton, Marat, Varennes und andere zeigten sich nicht. Sie warteten im Versteck, welchen Erfolg der Aufstand hatte. Mandat, der Kommandant der Nationalgarde, ein treuer General, war entschlossen, die Tuilerien bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Er glaubte auf 2000 Nationalgarden, auf 900 berittene Gendarmen und auf eine Batterie zählen zu können und war jedenfalls der 900 Schweizer sicher. Sobald die Aufrührer den ersten Überfall ausführten, sollten sie von drei Seiten angegriffen und über den Haufen geworfen werden. Dadurch hoffte er den Aufstand gleich im Beginn zu bewältigen. Die Aufrührer zogen zuerst nach dem Rathaus und setzten dort eine neue, aus den schlimmsten Revolutionären bestehende Munizipalverwaltung ein. Noch in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nacht beschied sie den General Mandat zu sich. Arglos ging er hin. Als er mutig erklärte, ihren brutalen Befehlen keine Folge zu geben, wurde er niedergestreckt. Damit war das Schicksal der Tuilerien entschieden. Dennoch war die vorhandene Truppenmacht so groß, daß sie den anmarschierenden Pöbelhaufen überwältigt hätte. Aber es fehlte die kraftvolle Führung. Die Verteidigung lag jetzt in der Faust Ludwigs. Aber dieser trug nicht die Uniform und Waffe, sondern ein violettsamtnes Hofkleid. In dem Schlosse übernahm keiner der vielen anwesenden Hofleute und Herzöge die Befehlführung. Der Syndikus Röderer bat den König, die Truppen zu besichtigen, welche jetzt für ihn in den Tod gehen würden.

Ludwig hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Er war sehr ermüdet. Als ihm die Königin sagte: „Zeigen Sie nun, daß Sie ein Mann sind," begab er sich auf den Balkon. Seine treuen Schweizer begrüßten ihn mit dem Ruf: „Es lebe der König." Ein Bataillon Nationalgarde, welches trotz des wütenden Pöbels in guter Haltung anmarschierte, stimmte in jenen Ruf ein. Es war auch jetzt noch keine Gefahr. Der Fanhagel wäre auseinandergestoben, wenn der König einen festen Willen bezeigt hätte. Er ging zwar in den Vorhof hinab, aber er fühlte sich außer stande, eine Anrede an seine Truppen zu halten. Wohl ertönte zuerst ein „vive le roi!" aber er vernahm auch hier und da ein leises „vive la nation!" Hier war der Ort und die Zeit, an das Soldatenherz und den Soldateneid zu erinnern, aber verzagt ging er in das Schloß zurück, und die Truppen warteten vergeblich auf den Befehl zur Säuberung der Straßen. Wie begnadet ist doch das deutsche Volk, daß es in den Hohenzollern solche Fürsten besitzt, die unerschrockene Soldaten sind. Hier konnte nur militärisches Vorgehen dem Unheil steuern. Gebrochen und verzweifelnd saß der König wieder in seinem Schlosse, während draußen der Tumult und die bewaffnete Volksmasse mit jeder Sekunde wuchs.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war 7 Uhr morgens. Noch war kein Angriff auf das Schloß erfolgt. Die Schweizer und Soldaten standen wohlgerüstet und mutvoll zu des Königs Verfügung. Manche murrten mehr über die Unentschlossenheit ihres Königs als über die Unverschämtheiten des Pöbels. Diese Zaghaftigkeit benutzte der Syndikus Röderer, um einen verräterischen Plan durchzusetzen. „Sire," sagte er, „retten Sie sich in der Nationalversammlung. Das Volk geht zum Sturme vor." Die Königin erklärte es für eine Schmach, sich in eine Versammlung zu begeben, welche so viele dem Königtum feindliche Beschlüsse gefaßt habe. Als der König schwankte, machte Röderer, der dessen Schwäche kannte, ihn verantwortlich für das durch seine Weigerung entstehende Blutvergießen und rief wiederholt: „Ganz Paris rückt gegen uns an." Endlich gab der König, nachdem Röderer sich mit seinem Kopfe für dessen Leben verbürgt hatte, nach und sagte: „Laßt uns gehen!" Dies war der verhängnisvollste Schritt, den Ludwig je gethan. Er verließ mit den Seinen die Tuilerien, um nie dahin zurückzukehren.

Unter Bedeckung zweier Bataillone ging die Königsfamilie durch die Volksmenge nach dem Sitzungssaal der Versammlung. Ein Grenadier trug den kleinen Dauphin auf seinem Arm ungefährdet durch die Menge. Der König trat mit den Worten ein: „Ich komme zu Ihnen, um ein Verbrechen zu verhüten und glaube nirgends sicherer zu sein als in Ihrer Mitte." Er nahm auf einem Sessel neben dem Präsidenten Platz. Auf die Bemerkung eines Mitgliedes, daß dadurch die Freiheit der Versammlung beschränkt werde, wurde der König nebst Familie in eine Journalistenloge geführt. Hier brachten sie den Tag und die folgende Nacht, 16 volle Stunden, zu. In dieser Zeit wurden die Tuilerien gestürmt und die Schweizer niedergemetzelt.

Die königliche Familie brachte man zunächst in ein ehe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

maliges Kloster. Am 13. August überlieferte man sie dem Gefängnis, dem Temple, einem unheimlichen Ort, woselbst der König im ersten Stockwerk, die Königin mit den beiden Kindern im zweiten Stockwerk untergebracht wurden. Am 26. August wurden alle Thore von Paris gesperrt, alle Läden und Hausthüren geschlossen. Niemand durfte sich auf den Straßen sehen lassen. Eine Haussuchung nach Gewehren war befohlen. Viele Royalisten und Verdächtige wanderten ins Gefängnis. Da man sie nicht alle unterbringen konnte, setzte man schnell einen Gerichtshof ein, der sich die Verhafteten vorführen ließ und nach kurzem Verhör über ihre Freilassung oder über ihren Tod entschied. Die Verurteilten wurden sogleich niedergemetzelt. Drei Tage und zwei Nächte dauerte dieses Morden. Da eine Prüfung der Schuld kaum stattfand und man geltend machte, es könne der Schuldige mit dem Unschuldigen doch nicht dieselbe Strafe erleiden, hielt man ihnen entgegen: „In drei Tagen sind die Preußen hier. Diese machen dann auch keinen Unterschied, ob jemand schuldig oder unschuldig ist. Wir marschieren gegen den Feind und dürfen in unserem Rücken keine Aristokraten lassen.“ Als eine Dame, welche die Königin begleitet hatte, an die Reihe kam, fuhr sie der Richter an: „Wer bist Du?“ „Prinzeß von Savoyen.“ „Sie ist vom Hofe und gehört zum Komplott.“ „Ich weiß von keinem Komplott,“ entgegnete sie. „Dann schwöre, die Freiheit zu lieben und den König zu hassen.“ „Das erstere will ich thun, das zweite ist gegen mein Gewissen.“ „Hinaus mit ihr,“ lautete das Urteil. Sie fiel unter den Streichen der Mörder. Ihr Kopf wurde auf eine Picke gesteckt und an den Fenstern des Temples vorbeigetragen. Die Königin erkannte das Haupt ihrer Freundin. Die Zahl der Ermordeten betrug mehr als 10 000 und die „Behörde“ besaß die Frechheit, diese Schandthaten zu beloben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Greuel fanden in den Provinzen, in Lyon, Orleans, Reims, Meaux Nachahmung. Wenige Bösewichte beherrschten auch hier die große Masse. Unter den zahlreichen Generalen des Landes, welche den Befehl empfingen, die Truppen auf die neue Regierung schwören zu lassen, widersetzte sich nur Lafayette. Er ließ die Kommissare, welche seinem Heere in Sedan den Eid abnehmen wollten, verhaften. Da ihm seine Truppen aber bald den Gehorsam verweigerten, flüchtete er in das Lager des Königs von Preußen. Er kam nach der Festung Olmütz, wo er nach fünfjähriger Gefangenschaft seine Freiheit wiedererlangte.

Nach diesen Greueln wechselte eine Regierung nach der anderen. Jeder suchte sich zu bereichern, so lange es ging. Unter Robespierre wurden nur Schreckensmänner gewählt. Der König durfte täglich eine Stunde mit den Seinen auf dem Hofe des Gefängnisses zusammenkommen. Die Girondisten wollten den König nur absetzen. Der Konvent verlangte jedoch die Hinrichtung. Am 11. Dezember fand sein erstes Verhör statt. Unter starker Bedeckung fuhr er im verschlossenen Wagen nach der Nationalversammlung. Seine Erscheinung machte einen erschütternden Eindruck. Der einst in dem Glanze des königlichen Purpurs strahlende Herrscher stand hier als Sträfling vor denen, die seine Unterthanen waren. Unter tiefer Stille, mit struppigem Bart, bleichen, eingefallenen Wangen, schlechten, abgeschabten Kleidern trat der König ein. „Angeklagter Ludwig," redete ihn der Präsident an, „hören Sie jetzt die Verbrechen, die man Ihnen vorlesen und deren Sie beschuldigt sind. Sie können sich setzen."

Ludwig verteidigte sich mit großem Geschick, für seine frühere Regierung berief er sich auf seine Souveränität, für die spätere auf die Verantwortlichkeit seiner Minister. Es wurde ihm nach Beendigung des Verhörs gestattet, sich einen Rechtsanwalt anzunehmen. Er wählte Targot und Tronchet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jener lehnte den Auftrag ab, dieser nahm ihn an. Der greise Minister Malesherbes gesellte sich ihm freiwillig bei. „Ich wurde zweimal in den Rat dessen, der mein Herr war, zu einer Zeit gerufen, wo alle Welt sich dazu drängte. Ich bin verpflichtet, ihm denselben Dienst zu leisten, jetzt, wo viele ihn verlassen."

Als Ludwig in den Temple zurückkam, wurde ihm eröffnet, daß er von nun an seine Familie nicht mehr sehen dürfe. „Auch nicht meinen Sohn, der erst sieben Jahre alt ist?" Man willfahrte seiner Bitte unter der Bedingung, daß der Dauphin nicht mehr zu seiner Mutter zurückkehre. Um den Sohn, der der mütterlichen Pflege bedurfte, dieser nicht zu entziehen, sah er von seiner Bitte ab.

Ludwig überzeugte sich immer mehr, daß sein Tod beschlossen sei. Wenn er an den langen Winterabenden bei dem fahlen Schein seiner Öllampe einsam in seiner Zelle saß, dann beschäftigte ihn weniger sein Tod als vielmehr der Schmerz, von seinen Kindern und seiner Gemahlin getrennt zu sein. Mit welcher Wehmut mag er seiner Lieben gedacht haben, als er das liebe Weihnachtsfest 1792 menschenverlassen, aber nicht gottvergessen in seiner Einsamkeit beging! Sein Testament schrieb er am ersten Weihnachtsfeiertage. Da es wenig bekannt ist, lasse ich es hier folgen:

„Im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit. Amen. Heute, den 25. Dezember 1792, habe ich, Ludwig XVI., König von Frankreich, nachdem ich seit 4 Monaten mit meiner Familie in dem Tempelturm zu Paris eingesperrt und alles Umgangs, ja seit dem 11. dieses selbst des Umgangs meiner Familie beraubt worden, und mich in einen Prozeß verwickelt sehe, wovon man das Ende nicht voraussehen kann, habe ich meinen letzten Willen hiermit aufgezeichnet. Ich übergebe meine Seele meinem Gott und bitte ihn, sie nach seiner Barmherzigkeit aufzunehmen um Jesu Christi willen. Ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sterbe in Vereinigung unserer lieben Kirche und bekenne gläubig alles, was in dem Symbolum und den Geboten enthalten ist. Ich bitte Gott, er wolle mir alle meine Sünden verzeihen. Ich habe mich in Demut vor ihm gebeugt, da ich mich keines Priesters bedienen darf. Ich bitte Gott, er wolle meine tiefe Reue gnädig ansehen, mir auch verzeihen, daß ich meinen Namen, obgleich gegen meinen Willen, unter Akten gesetzt habe, welche dem christlichen Glauben, dem ich jederzeit zugethan war, zuwider sind. Ich bitte auch alle, die ich beleidigt oder ein Ärgernis gegeben habe, mir zu verzeihen. Ich empfehle mich allen Seligen, in ihren Gebeten meiner vor dem Throne Gottes zu gedenken. Meine Frau, meine Kinder, meine Brüder und meine Schwester wolle Gott mit Barmherzigkeit ansehen. Wenn sie mich verlieren, möge seine Güte sie in dieser vergänglichen Welt begleiten. Ich ermahne sie, gute Christen zu werden, und alle Hoheiten dieser Erde als gefährliche, hinfällige Güter anzusehen. Ich bitte meine Frau, mir alle Leiden zu verzeihen, die sie wegen meiner erduldet. Meinem Sohne befehle ich an, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, allen Haß und alle Rache für die Leiden, die ich erdulde, in sich zu ertöten. Wenn ich die Undankbarkeit derer, denen ich Wohlthaten erwiesen, tief gefühlt habe, so ist mir doch auch der Trost geworden, von vielen geliebt zu werden. Mein Sohn möge ihnen ihre Treue vergelten. Die Herren der Commune bitte ich, meinem treuen Diener Clary meine Kleider, meine Bücher und meine wenigen Habseligkeiten zukommen zu lassen. Die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze wollen meines Dankes für ihre Verteidigung versichert sein. Ich schließe mit der Erklärung vor Gottes Angesicht, vor dem ich bald erscheinen werde, daß ich mir keines von den Verbrechen bewußt bin, welche man mir schuld giebt. Eigenhändig geschrieben im Tempelturm den 25. Dezember 1792. Louis."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tags darauf erschien der König zum zweitenmal vor dem Konvent. Der Verteidiger führte an, daß die Verfassung dem Könige die Unverletzlichkeit zusichere, auch dürfe der Ankläger nicht zugleich Richter sein. „Wohin ich unter Ihnen mein Auge richte, ich sehe überall Ankläger, nirgend Richter." In meisterhafter, ergreifender Rede wandte er sich an das Ehrgefühl, an die Eitelkeit der Richter. Er wußte, daß er zu Franzosen sprach. „Franzosen," sagte er, „wo ist jener frühere Nationalcharakter geblieben, welcher Euch früher auszeichnete, jener der Seelengröße, des Edelmutes? Wollt Ihr Eure Macht darin setzen, das Unglück eines Mannes zu vollenden, der den Mut hatte, sein Königtum zu verlassen und sich freiwillig den Repräsentanten der Nation anzuvertrauen? Glaubt Ihr, daß dem höchsten Übermaße des Unglücks auch nicht das geringste Mitleid gebührt? Eure Revolution mag neue Tugenden entwickeln, aber hütet Euch wohl, daß sie nicht in Euren Seelen das Gefühl der Menschlichkeit vertilge, ohne welche es keine Tugend giebt Bürger, ich bleibe schweigend vor der Geschichte Frankreichs stehen, bedenkt, daß die Geschichte auch über Euer Urteil den Spruch fällen wird und daß ihr Spruch den Jahrhunderten, ja der Ewigkeit angehört."

Als auch Ludwig und die beiden anderen Verteidiger gesprochen hatten, wurde er unter Bedeckung nach dem Temple zurückgebracht. Am 19. Januar 1793 fand die Schlußabstimmung statt. „Alle Zugänge des Saales," sagt Häusser, „waren belagert. Jeder Abgeordnete hatte beim Eintritt eine dichte Hecke von wüsten Subjekten zu passieren, die ihre Gesinnung aufs Handgreiflichste kundgaben. Während jedes der 721 Konventsmitglieder seine Abstimmung in einer Rede begründete, standen und saßen im Saale plaudernde Gruppen umher, dehnten sich andere auf ihren Bänken, bis der Huissier ihre Namen rief, und lorgnettierten nach den Gallerien,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo Pöbel und liederliche Dirnen sich damit amüsierten, mit Schnapsflaschen auf den Tod Ludwigs anzustoßen, jedes Todesurteil mit Beifallsgeheul, jeden anderen Ausspruch mit Schimpfworten zu begleiten." Die Abstimmung währte eine ganze Nacht und den folgenden Tag bis Abends 7 Uhr hindurch. Zu den 721 Konventsmitgliedern gehörte auch der Herzog von Orleans, der sich jetzt Philipp Egalité nannte. Als er vor den Präsidenten hintrat, las er von einem Zettel die Worte ab: „Einzig aus Pflichtgefühl und überzeugt, daß alle, die auf die Souveränität des Volkes ein Attentat begehen, des Todes schuldig sind, stimme ich für den Tod."

So erbärmlich und niederträchtig auch der größte Teil dieser 721 Männer war, so nahmen sie es doch mit Abscheu auf, als der Oheim des unglücklichen Königs für den Tod stimmte. Er glaubte sich einen Freipaß als würdiger Republikaner zu sichern, aber auch sein Haupt fiel später unter dem Henkerbeil. Viele Mitglieder, die durch ihr Gewissen getrieben, nur für Verbannung stimmen wollten, sprachen, eingeschüchtert durch des Herzogs Stimmenabgabe, auch für das Todesurteil. Von den 721 betrug die absolute Mehrheit 361. Es stimmten 286 für Verbannung, 26 für Aufschub der Strafe, 2 für Kettenstrafe, 46 für den Tod bis zum Friedensschluß und 361 für den sofortigen Tod. Das Todesurteil war also mit der Mehrheit einer einzigen Stimme ausgesprochen. Nach wütenden Wortkämpfen und dem Vorwurf, die Stimmzählung sei unrichtig, ordnete der Präsident eine nochmalige Zählung an. Das Ergebnis blieb dasselbe.

Dieser Ausgang des Prozesses war eine Niederlage der Gemäßigten. Auch unter denen, die für den Tod Ludwigs gestimmt hatten, befanden sich viele Gemäßigte. Sie hatten aber richtiger zu thun geglaubt, wenn sie ihr Haupt lieber unter das Joch der Schreckensmänner als unter das Fallbeil legten. Da das Urteil nur mit einer Stimme Mehrheit zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stande kam, so mußte sich jeder der 721 sagen, daß er den Mord des Königs hätte hindern können, wenn er seinem Gewissen und nicht der Furcht gefolgt wäre. Die Geschichte giebt keine Kunde, ob von den 361 Königsmördern auch nur einer Buße gethan. 31 von ihnen endeten auf dem Schaffot, 18 starben durch Selbstmord, mehrere eines anderen gewaltsamen Todes, fast alle verachtet und gemieden von den Getreuen im Lande.

Am 20. Januar nachmittags 2 Uhr trat der Justizminister Garat in die Gefängniszelle Ludwigs, um ihm anzukündigen, daß der Konvent ihn zum Tode verurteilt und seine Hinrichtung auf den folgenden Tag festgesetzt habe. Ludwig bat um einen Aufschub von 3 Tagen, um sich auf den Tod vorzubereiten. Abends 6 Uhr kehrte Garat zurück und erklärte, der Konvent habe seine Bitte abgelehnt. Er solle ihm nur eine Zusammenkunft mit seiner Familie und mit einem Geistlichen gestattet sein. Der von dem König verlangte Pfarrer Edgenworth erschien in kurzem. „Ludwig war sehr gefaßt; er beichtete und empfing das heilige Abendmahl. Man sah ihn vor einem Krucifix auf den Knien liegen und hörte von ihm folgende Worte: „In deinen Leiden, o Herr! finde ich Trost, stärke du mich zu meinem Tode.“ Er betete dann mit seinem Pfarrer und sagte ihm: „Lieber Pater, saget doch allen Menschen, daß die Religion der einzige Trost aller Unglücklichen ist. Wenn uns alle verlassen, so richten sie uns auf. Dies ist der größte Triumph.“

Über seine Zusammenkunft mit seiner Familie berichtet ein Augenzeuge: Um 8 Uhr abends öffnete sich die Gefängnisstube und die Königin trat zuerst ein, an ihrer Hand der Sohn, dann die Tochter und demnächst die Schwester des Königs. Sie warfen sich alle dem Monarchen in die Arme. Die Stille wurde nur vom Schluchzen unterbrochen. Sie setzten sich dann, und der kleine Prinz stand zwischen den

Knieen seines Vaters. Sie neigten sich alle zu ihm hin und umschlangen ihn immer wieder mit den Armen. Diese Schmerzensscene dauerte ein und dreiviertel Stunden, während deren wir nichts hören konnten. Wir sahen nur, daß, so oft der König sprach, das Schluchzen zunahm. Um 10 Uhr erschien der Gefängniswärter, um die Angehörigen zurückzuführen. Sie hielten sich fest umschlungen. Der König riß sich von ihnen los und sagte: „Geht mit Gott; nun ist alles überwunden."

Am anderen Morgen 8 Uhr traten Soldaten in seine Zelle, um ihn nach dem Richtplatz abzuführen. Ein viersitziger Wagen stand für ihn bereit. Ludwig und Edgeworth bestiegen denselben, zwei Gendarmen nahmen den Rücksitz ein. Noch einmal sah er zu den Fenstern der Seinigen hinauf. Maria Antoinette winkte ihm die letzten Grüße zu. Die Straßen, durch die der Wagen fuhr, waren von Nationalgardisten besetzt. Ein Augenzeuge, Baron Wolzogen, berichtet: „In den Straßen herrscht Grabesstille. Alle Läden, alle Fenster sind geschlossen. Man sieht keine Spaziergänger, keine Equipage. Ich durchlief mehrere Straßen, überall dieselbe Stille. Von den 500 000 Menschen, die in Paris sind, können vielleicht 20 000 den Tod des Königs wünschen, 100 000 sind gleichgültig. Die andern wollten ihn gern retten, wenn sie könnten. Aber so tief ist die Nation gesunken, daß eine Horde von einigen Tausenden einer halben Million Furcht einjagt. Um 10 Uhr kam der König auf dem Richtplatz an. Er bestieg das Blutgerüst und überschaute die unzählbare Menge. Dann kehrte er sich mit einem tiefen Seufzer gegen den Palast der Tuilerien und sah nach den Fenstern seiner früheren Wohnung, in deren Angesicht man auf eine grausame Weise das Blutgerüst aufgestellt hatte. Drei Scharfrichter packten ihn, zogen ihm seinen Rock aus und bekleideten ihn mit einem Kittel, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Hals frei ließ. Darauf schnitten sie ihm die Haare ab. Als die Henker ihm die Hände auf den Rücken binden wollten, widersetzte er sich und sah seinen Beichtvater fragend an. Dieser sagte: „Sire! diese Schmach ist eine Ähnlichkeit mehr, die Ew. Majestät Schicksal mit dem unseres Erlösers hat.“ Nun ließ er sich geduldig binden. Dann sprach er mit lauter Stimme: „Franzosen! Ich sterbe unschuldig. Ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß Frankreich . . .“

Santerre unterbrach ihn: „Man muß ihn nicht hören.“ Er gab ein Zeichen, und das Wirbeln der Trommeln erstickte die Stimme des Königs. Ein Scharfrichter packte ihn jetzt und drückte sein Haupt unter die Guillotine. Der treue Beichtvater legte sein Haupt, knieend, dicht an das Haupt des Königs und rief laut: „Herr Jesu erbarme Dich unser!“ Das Beil fiel. Edgeworths Gesicht und Kleider wurden mit dem Blute des Königs bespritzt. Der Kopf blieb mit der Unterhaut des Halses am Rumpfe hängen und mußte abgerissen werden. Der Henker zeigte dem Volke das hochemporgehaltene Haupt des Königs. Es erscholl ein Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Republik.“

Ein anderer Augenzeuge, der Graf Schlabrendorf, schrieb: „Gleich nachdem das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab und das Volk wälzte sich zu dem Blutgerüst. Ich kam zu dem Gerüst, als gerade ein Scharfrichterknecht das geronnene Blut mit der Hand aufschöpfte und es unter die andrängenden Personen verteilte. Um zwei Uhr war der ganze Platz leer, und Rostbrater und Händler schlugen da wieder ihre Buden auf. Hier und da standen noch Volksgruppen, die aber nur Späße und Roheiten austauschten. Die Straßen sind leer. Niemand wagt sich aus den Häusern. Furcht und Schrecken hält alles in den Wohnungen zurück. Stille herrscht in ganz Paris, es ist aber eine schauerliche Totenstille.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das schrecklichste Verbrechen, das eine Familie beflecken kann, ist der Vatermord. Das entsetzlichste, was ein Volk begehen kann, ist der Königsmord. Wie die Völker beide Verbrechen gleich fluchwürdig erachten, so scheint auch der göttliche Fluch diese Unthaten am schwersten zu ahnden.

Der unglückliche König ließ seine Gemahlin und seine beiden Kinder im Gefängnis zurück. Bald kam auch das Schrecklichste über sie. Unter dem Vorgeben, man wolle den Dauphin befreien, beschlossen die Machthaber, den Sohn von der Mutter zu trennen. „Die Beamten," erzählt Sybel, „erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlafe emporgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Szene erfolgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half. Sie wich und wankte nicht, bis plötzlich einer der Menschen ihre Tochter ergriff: „er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere." Da brach das gefolterte Mutterherz zusammen und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu erretten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr. Bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch die sichere Todeshoffnung. Die Unmenschen ließen sie nicht lange darauf harren. Ihre Überweisung an das Revolutionsgericht erfolgte am 1. August."

Von der Tochter und der Schwägerin wurde Antoinette schon am nächsten Tage getrennt. Man wies ihr eine feuchte Gefängniszelle an, in welchem ein schlechtes Bett, ein alter Strohsessel und ein kleiner Tisch die einzigen Möbel waren. Am 14. Oktober wurde die Königin vor den Gerichtshof gestellt. „Sie erschien in zerlumptem Kleide," erzählt Sybel, „mit grau gewordenem Haar, aber in so ruhiger Würde, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich des Mitleids

nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als der Belastungszeuge Hebert auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter mit einem Verhör gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden. Es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protokolls zu erschleichen. Es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderat seine Bemühungen gebilligt, der Jakobinerklub seine Erzählung beklatscht. Jetzt erschien er vor diesem ehrlosen Gerichtshofe, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit dieser Anklage zu entehren. Sie schwieg. Zur Antwort aufgefordert, sagte sie: „Eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen. Ich rufe jede Mutter an, die hier anwesend ist.“ Ein tiefes Murren ging durch den Saal. Das Verhör dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht. Nicht die geringste Nahrung wurde ihr gereicht. Ein Gendarm, der ihr ein Glas Wasser reichte, erhielt vom Vorsitzenden einen Verweis.“

So sehr beherrschte die Richter Furcht und Ehrlosigkeit, daß sie einstimmig das Todesurteil aussprachen. Als die Königin in ihr Gefängnis zurückgebracht wurde, vergoß sie viele Thränen. Sie schrieb dann einen Brief an ihre Schwägerin, in dem sie ihr die Sorge für ihre beiden Kinder übertrug. Sie ermahnte ihre Kinder, sich gegenseitig zu lieben und erinnerte sie an ihres Vaters Ermahnung, nie den Tod ihrer Eltern rächen zu wollen. In der Nacht weckte man sie, um ihr mitzuteilen, daß ein beeidigter Pfarrer sie zum Tode vorbereiten dürfe. Sie lehnte seinen Beistand ab. Am Morgen bestieg sie den Karren und fuhr nach dem Schaffot. Um 12 Uhr fiel ihr Haupt. Ihr Leichnam wurde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie der des Königs auf dem Magdalenenkirchhofe in ungelöschtem Kalk begraben.

Den Dauphin hatte man dem Schuster Simon mit der Weisung übergeben, ihn so zu behandeln, daß man seiner „bald los werde.“ Sechs Monate wurde der Knabe von diesem Unmenschen und seiner Frau mißhandelt. Als Anerkennung seiner Ruchlosigkeit wurde Simon hierauf in den Gemeinderat gewählt. Nun sperrte man den Prinzen in eine Zelle, in welche nie ein Mensch hineinkam. Kein Wechsel der Wäsche fand statt, kein Waschwasser wurde ihm gereicht, keine Unreinigkeit hinausgeschafft. Durch ein Gitter reichte man ihm täglich einmal ein Stückchen Fleisch, Brot und Wasser. Als nach dem Sturze der Jakobiner ein anderer Wächter seine Zelle öffnete, war er entsetzt über den Anblick, der sich ihm darbot. „In giftiger Atmosphäre lag auf schmutzigem Lager, in halbverfaulte Lumpen gehüllt, das blasse, abgemagerte Kind, die Haare verwirrt, der Kopf mit Ausschlag, der Körper mit Ungeziefer bedeckt, die Augen eingefallen, der Rücken gekrümmt, alle Gelenke angeschwollen oder blutig wund.“ Auf alle Fragen gab er zur Antwort: „Ich will sterben.“ Auch die jetzigen Machthaber wollten ebenso wenig wie der Konvent und die Schreckensregierung, daß der Prinz lebe. Man ließ ihn hülflos liegen. Heimweh nach der Mutter erfüllte des Kindes ganzes Empfinden. In seiner letzten Lebensstunde fragte ihn der Wärter, ob er Schmerzen habe. Er antwortete bejahend mit dem Hinzufügen: „Ich höre die Stimme meiner Mutter, welche jetzt mit den Englein singt.“ Wenige Stunden darauf, am 8. Juni 1795 erfolgte der erlösende Tod. Seine Schwester, welche vergebens gebeten hatte, den sterbenden Bruder sehen und pflegen zu dürfen, blieb am Leben. Sie gelangte 1795 nach Wien und vermählte sich 1799 mit dem Sohn des Grafen von Artois.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Feldzug des Jahres 1792.

In dem Heereszuge der Preußen sah es keineswegs erfreulich aus. Regenwetter und grundlose Wege hatten Menschen und Vieh in Scharen zu Grunde gerichtet. Schon in dem Lager bei Verdun brach die Ruhr epidemisch aus. Die durchnäßten Nachtlager auf freiem Felde, das schlechte Trinkwasser, der Genuß unreifen Obstes verminderte die Kraft und Zahl der Mannschaften von Tag zu Tag. Auf dem Boden der Freiheit und Gleichheit, in dem Lande, in welchem man die Menschenrechte verkündete, sah man den am Wege niedergesunkenen Soldaten von dem wohlhabenden Franzosen ebenso gehaßt und verfolgt wie ehedem. Goethe, welcher diesen Feldzug als Gesellschafter des Herzogs von Weimar mitmachte, hat eine „Geschichte des Krieges in Frankreich" aufgezeichnet. „Wir befanden uns," erzählt er, „in den gefahrvollen Schluchten des Argonner Waldes. Nur langsam und unter großen Beschwerden bewegte sich der Zug vorwärts. Es regnete unaufhörlich. Nirgends befand sich eine trockene Stelle, wo man etwas hätte hinlegen können. Die Aufmerksamkeit, welche Friedrich Wilhelm II. diesem gefahrvollen Marsch zuwendete, gab uns Vertrauen. Er hatte streng befohlen, alles Fuhrwerk hinter die Kolonne zu bringen. Nur jeder Regimentschef durfte einen Wagen vor seiner Truppe führen. Der König postierte sich meist dorthin, wo alles bei ihm vorbei mußte. Als er meinen Wagen erblickte, sprengte er an mich heran und fragte ärgerlich: „Schon wieder ein Karren, wem gehört er?" Auf meine Antwort: „Dem Herzog von Weimar" durfte ich passieren."

Mitte September waren die Preußen nur noch 20 Meilen von Paris entfernt. Aber nun trat ihnen auch Dumouriez mit einem starken Heere entgegen, indem er alle Gebirgspässe besetzte. Der Kronprinz, welcher ein Tagebuch führte, be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richtet: „In Regret wurde am Abend die Ordre zum Marsch für den folgenden Tag ausgegeben. Es regnete ohne Unterlaß. In einer Scheune diktierte der Herzog bei einem einzigen Talglicht die Marschdisposition, wo wir alle auf gut Glück im Dunkeln kritzelten. Wir marschierten andern Tags bis Montfaucon. Der Lehmboden war grundlos, der Marsch überaus beschwerlich.“ Die französischen Prinzen und Hofleute beklagten sich, daß der König von Preußen ihnen so große Strapazen zumute. Auch Goethe erwähnt diese Sache. „Wir erfuhren, der König habe beim Ausmarsch von Glorieux, ungeachtet des schrecklichen Regens, keinen Mantel angezogen. Er wollte, daß die verwöhnten, französischen Prinzen und Offiziere sich diese Wetterabwehr versagen sollten. Die Preußen mit ihrem König waren bis auf das Hemd durchnäßt. Wir wußten, daß der Krieg als ein Vortod, alle Menschen gleich mache, allen Besitz aufhebe und auch den Herrscher mit Pein und Gefahr bedrohe.“

Friedrich Wilhelm II. hatte schon als junger Prinz in dem Feldlager seines Oheims erfahren, welchen Einfluß es auf den Soldaten ausübt, wenn der Offizier, der General und der König jede Beschwerde, Entbehrung und Gefahr in gleicher Weise trägt. „Wir kampierten auf naßkalter Erde,“ erzählt Goethe, „wir schlugen zwar die Zelte auf, aber in welchem Zustande! Man sah sich in grundlosen Koth versenkt. Die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerrissen, und die durchnäßte Leinwand schlug dem über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein Heil suchte. Wer unter einem Regimentswagen gegen den strömenden Regen Deckung fand, durfte sich glücklich schätzen. Wie schrecklich war unsere Lage, wenn man bedenkt, daß wir im Angesichte eines mächtigen Feindes, inmitten eines uns tödlich hassenden Volkes, abgeschnitten von der Heimat und den Hülfsquellen uns befanden.“

Der Herzog von Braunschweig, welcher von Anfang an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesem Kriegszuge mißbilligend gegenübergestanden, verhehlte dem Könige nicht, daß er bei der Zunahme der Kranken ein weiteres Vordringen als Verwegenheit ansehe. Der Herzog war ohne Frage eine der hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Was ihm fehlte, war nicht die klare Einsicht in die Verhältnisse, wohl aber der rasche, durchgreifende Entschluß der That. Er war eine von jenen unglücklich angelegten Naturen, die in der Regel das Richtige erkennen und doch ebenso oft das Entgegengesetzte thun. In der Doppelstellung eines selbständigen, regierenden Fürsten und eines Unterthanen und Generals Preußens hatte er sich leider die gewichtige Stellung nicht zu wahren gewußt, die ihm nach Einsicht, Erfahrung und Gesinnung in Preußen gebührte. Er sah die ganz veränderte Politik Friedrich Wilhelms als einen Abweg an, und er war nicht aufrichtig genug, deshalb von seiner hohen Stellung zurückzutreten. Seine Handlungen trugen deshalb häufig das doppelsinnige Gepräge seiner eigenen Ansicht und äußerer Impulse, denen er wider Willen folgte.

So war denn auch seine Anschauung über diesen Krieg eine dem Gelingen sehr nachteilige. Er gehörte, den Traditionen Friedrichs II. getreu, zu den Gegnern des östreichischen Bündnisses und mißbilligte den Krieg gegen Frankreich. Er besaß aber nicht den Mut, der ganz entgegengesetzten Ansicht des Königs offen entgegenzutreten. Hierzu kam, daß von den 56 000 Östreichern, von denen nur ein kleiner Teil in den Niederlanden zurückbleiben, und die größere Masse mit den Preußen vereinigt operieren sollte, kaum 12 000 Mann sich mit den Preußen vereinigten. Mit der zugesagten Hülfe der Reichsstände sah es kläglich aus. Die Zahlen standen nur auf dem Papier. So verstrich die kostbare Zeit, in der man die Franzosen hätte zu Paaren treiben können. Für den Herzog Ferdinand, der über die Preußen, Östreicher und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reichstruppen der gemeinsame Oberfeldherr war, und der von vornherein mit Widerwillen in den Kampf ging, bildeten diese Übelstände einen Grund mehr, den Ereignissen mit Mißtrauen entgegenzusehen.

Das vorrückende preußische Heer sollte einerseits in seiner rechten Flanke durch das in den Niederlanden zurückgebliebene kleine östreichische Korps gedeckt werden. Dann aber hatte die besonders operierende große östreichische Armee unter Hohenlohe die Weisung, dem König von Preußen in seiner linken Flanke Deckung zu gewähren. Es ergab sich bald, daß auf die Hülfe der Heere rechts und links wenig zu rechnen sei. Die Ungunst der Witterung, die Festungen im Rücken, das Auftreten der Ruhr, der Zwiespalt der Meinungen hemmte ein rasches Vordringen. Friedrich Wilhelm ist wegen seines langsamen Vormarsches viel getadelt worden. Man übersieht aber die Gründe, welche seine vorsichtige und methodische Kriegführung rechtfertigen. Eine Armee reist nicht im Postwagen und findet kein Unterkommen in Wirtshäusern. Alle Hindernisse ließen sich nicht vorhersehen. Es ist möglich, daß ein mit einem hohen Grad von Kühnheit begabter Feldherr sich über alle Rücksichten hinweggesetzt und das Ziel erreicht hätte. Allein die Kühnheit setzt viel und oft alles auf einen Wurf. Wer hoch spielen will, der muß wenigstens Herr über die Summen sein, die er aufs Spiel setzt, und wer etwas wagen soll, der muß auch die Aussicht haben, einen verhältnismäßigen Gewinn zu erzielen. Allein was hatte Friedrich Wilhelm zu erwarten? Als er von Berlin auszog, rechnete er mit Recht mit anderen Faktoren. Jetzt im feindlichen Lande unter ganz veränderten Umständen und angesichts der Wut des Pariser Pöbels wurde sein Kriegszug nach Paris ein Wagestück. Gelang ihm dies Wagestück, so wurde ihm die Ehre zu teil, den französischen Monarchen in seine Rechte eingesetzt zu haben. Auf wie lange und unter welch schwerer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rüstung bleibe dahin gestellt. Gelang es aber nicht, so verlor er 50 000 Soldaten, ein ungeheures Material an Ausrüstung, Ehre, Kosten, Ansehen und Macht.

Wer will sagen, ob der kecke Angriff auf Paris, oder das vorsichtige Verharren an der Maas das Richtige gewesen? Paris zählte damals 500 000 Menschen. Und von welcher Wut und Leidenschaft waren diese beseelt! Täglich vermehrte sich ihre Zahl durch den Zuzug existenzloser Subjekte und Verbrecher aus ganz Frankreich. Zwei große Heere unter Dumouriez und Kellermann von je 100 000 Mann waren im Vorrücken begriffen. Friedrich Wilhelm durfte nur auf seine 50 000 Preußen mit Sicherheit rechnen. So sehr auch seine Ansichten denen des Herzogs Ferdinand entgegenstanden, so glaubte er doch bei der Schwere der Verantwortung diesem jetzt folgen zu sollen. Der Kaiser hätte ja mit seinen 100 000 Mann zuerst in Paris einziehen können. Er mutete aber Preußen die größere Gefahr zu und wollte dann hinterher in Paris einziehen. Ihm stand das bedrängte Königshaus verwandtschaftlich nahe, Friedrich Wilhelm nicht.

Zahlreiche siegreiche Gefechte und zuletzt die Schlacht bei Valmy hatten für die Preußen einen entscheidenden Erfolg nicht herbeigeführt. „Die Ruhr," schrieb der Kronprinz, „breitete sich immer mehr aus. Wir hatten keine Lebensmittel. Die Dörfer fanden wir leer. Französische Streifpartien machten unsere Kommunikation unsicher, und auf Verstärkung durften wir nicht rechnen." Diese Zustände und der herannahende Winter ließen keine Wahl mehr: man mußte sich zum Rückzug entschließen. Bei dem schlechten Wege und dem Transport vieler Kranker hatte der Rückzug viele Beschwerden und Gefahren zu bestehen. Ein neues feindliches Heer unter Cüstine bereitete ihnen viele Mühsale. Dasselbe eroberte Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt. Überall wo es erschien, trieb es hohe Kriegssteuern ein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trotz dieses Erfolges hütete sich Cüstine mit dem preußischen Heere zusammenzutreffen. Nachdem Friedrich Wilhelm und seine Truppen in Koblenz sich von den Strapazen des Marsches etwas erholt hatten, trieben sie die Franzosen über den Main, nahmen Frankfurt mit Sturm, bemächtigten sich der Festung Königstein und gingen selbst wieder auf das linke Rheinufer. Demnächst wies Friedrich Wilhelm seinen Truppen die Winterquartiere an. Am 30. Dezember traf der Herzog mit dem östreichischen Feldmarschall Graf Wartensleben in Frankfurt zusammen, um die Hauptpunkte des Kriegsplans für den nächstjährigen Feldzug festzustellen.

Eine zweite Doppelhochzeit.

Während die Unterhandlungen zur Fortsetzung des Krieges in Frankfurt mit Eifer betrieben wurden, fanden daselbst auch Beratungen statt, welche die Verbindung der Herzen zweier Paare zum Ehebunde herbeiführten. Friedrich Wilhelm hatte angeordnet, daß ihn seine beiden ältesten Söhne im Feldzuge gegen Frankreich begleiten sollten. Der Kronprinz befehligte ein Regiment. Der Prinz Louis wurde in Frankfurt zum Hauptmann befördert. Es war ihnen zwar nicht vergönnt, sich durch ruhmvolle Thaten hervorzuthun, allein so ganz ohne Eroberung zieht kein preußischer Prinz zu Felde. Hatten sie auch keine Lorbeeren errungen, so war es doch die Myrte, welche sie als Siegespreis gewannen.

Der König hatte beschlossen, mit seinen Söhnen den Winter in Frankfurt zuzubringen. Hier entfaltete sich daher ein reges Leben. Von nah und fern kamen Reisende, um den König zu sehen. Zu den letzteren gehörten auch die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Großmutter, der Landgräfin von Darmstadt. Sie standen mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem König in verwandtschaftlichem Verhältnisse, denn ihre Mutter und dessen Gemahlin waren Geschwister-Kinder. Friedrich Wilhelm ließ sie zur Tafel einladen, und hier sah der Kronprinz zum erstenmal die Prinzessin Luise. Die Zeitgenossen schildern sie als „eine junge Dame von großer Schönheit, welche sich durch einen fürstlichen Anstand auszeichnete, der von Sanftmut und Grazie getragen war. Gesundheit und Heiterkeit strahlte von ihren Zügen, und ein unendlicher Liebreiz umgab ihre volle, herrliche Gestalt." Goethe erzählt: „Die Prinzessinnen hatten im Hauptquartier bei dem Könige gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftete mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Der gute Eindruck, welchen Luise auf den Kronprinzen machte, wurde durch die Vorzüge ihres Geistes und Gemüts noch erhöht. Bald wurde ein Bündnis geschlossen, welches nicht Politik, noch Familienverhältnisse, noch fremde Einflüsterungen, sondern die Harmonie der aufrichtigsten Empfindungen, die edelste Zuneigung geschaffen hatte. Eine ebenso glückliche Verbindung vereinigte die Herzen seines Bruders Louis mit ihrer Schwester Friederike. Am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung beider Paare statt. Der König wechselte selbst die Ringe und legte die Hände der beiden Söhne in diejenigen der beiden Schwestern, ihr Bündnis mit väterlichem Herzen segnend.

Als ein schöner Beweis seiner väterlichen Fürsorge verdient bemerkt zu werden, daß Friedrich Wilhelm sich sogleich die Auswahl derjenigen Personen angelegen sein ließ, welche den Hofstaat der zukünftigen Kronprinzessin bilden sollten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei der großen Jugend der Braut schien es ihm wünschenswert, eine ältere Dame an die Spitze ihres Hofstaates zu setzen. Die würdige Dame, welche ihn schon als Kind auf ihren Armen getragen, die Gräfin Voß, wurde von ihm ausersehen. Am 26. Mai 1793 war deren Gemahl gestorben. In der Trauer und mit Geschäften überhäuft, lehnte sie den ehrenhaften Auftrag ab. Aber Friedrich Wilhelm ließ sich nicht abweisen. Er verfolgte seinen Willen der Oberhofmeisterin gegenüber mit einer Art huldvollen Eigensinns, redete ihr zu, entkräftete ihre Gegengründe und schrieb wiederholt an sie. Ein Brief datiert vom 6. August 1793 aus dem Hauptquartier Türckheim und lautet: „Madame! Ich habe mit Ihrem Briefe vom 27. Juli die Abzeichen des Roten Adler-Ordens erhalten, mit denen ich Ihren verstorbenen Mann geschmückt hatte. Ich bedaure aufrichtig, daß er nicht länger dieses Zeichen meiner Achtung hat tragen können. Daß ich des Verstorbenen oft gedacht, war Ihnen wohl bekannt. Sie konnten daher nicht an dem Anteil zweifeln, welchen ich an Ihrer Betrübnis genommen habe. Sie werden jetzt aber gut thun, wie Sie sagten, an die Prinzessin zu schreiben und ihr selbst die Wahl mitzuteilen, welche ich durch Sie getroffen habe, um bei ihr die Stelle als Oberhofmeisterin zu bekleiden. Diese Aufmerksamkeit wird ihr nur Vergnügen machen und sie im voraus auf die Freundschaft vorbereiten, welche sie zweifellos für Sie hegt. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehmen möge. Friedrich Wilhelm."

Die Gräfin Voß machte dem Strelitzer Hofe alsbald ihren Besuch und begab sich im Herbst nach Berlin, woselbst sie in dem für die kronprinzlichen Herrschaften hergerichteten Palais Wohnung nahm.

Der Feldzug des Jahres 1793 hatte mehrfache Erfolge aufzuweisen. Am 14. September wurden die Franzosen bei Pirmasens von den Preußen völlig geschlagen. Sie ließen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4000 Tote, 2000 Gefangene und 98 Kanonen in den Händen der Sieger. Friedrich Wilhelm schied wenige Tage nach dieser Schlacht von dem Heere, um nach Berlin zurückzukehren. Einen festlichen Empfang hatte sich der König, um seinen Berlinern keine Kosten zu machen, verbeten. Der Kronprinz und Prinz Louis trafen erst am 8. Dezember in Berlin ein. Ihre Vermählung sollte noch vor Weihnachten stattfinden.

Am 21. Dezember trafen die beiden Bräute in Potsdam ein. Für den nächsten Tag war der Einzug in Berlin bestimmt. Es war ein milder, sonniger Wintertag. Viele Tausende waren den Ankommenden entgegengegangen. Die Korporationen und Zünfte hatten Aufstellung genommen. 40 blasende Postillone eröffneten den Zug. Ihnen schlossen sich die Gewerke, die Schützengilde, die Innungen, die Kaufleute in Ritterkostümen und andere an. Um 1 Uhr kamen die Prinzessinnen in Schöneberg an. Der Jubelruf der zahllosen Menge empfing sie. Nur langsam vermochte sich der Zug vorwärts zu bewegen. Am Potsdamer Thor hatte sich der Berliner Magistrat zum Empfange aufgestellt. In der Leipzigerstraße, durch die Wilhelmsstraße bis zu den Linden stand die Bürgerwehr in Spalier. An der Stelle, wo sich jetzt das Denkmal Friedrichs des Großen befindet, war eine riesenhafte Ehrenpforte errichtet, ein Siegesthor, das alle bis dahin auf dem Festwege befindlichen Triumphbogen an Pracht übertraf. An dem 60 Fuß hohen Hauptportal befand sich ein prächtiger Doppel-Myrtenkranz, mit Fahnen, Blumen, Säulen und Bildwerken reich verziert.

An dieser Ehrenpforte empfingen 54 Mädchen und 30 Knaben die Prinzessinnen. Hier war es, wo die Kronprinzessin die liebreizende, kleine Sprecherin zur Freude des sie umwogenden Volkes, von Rührung übermannt, in ihre Arme schloß und küßte. Um 3 Uhr langte der vielfach auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehaltene Zug im Schlosse an. Der König begrüßte die Prinzessinnen zuerst. Dann umarmten und küßten der Kronprinz und Prinz Louis die verlobten Bräute. Nun stellte ihnen der König alle Fürstlichkeiten und den ganzen Hof vor. Um 6 Uhr hatten sich die Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der Königin versammelt, wo die Braut mit der Krone geschmückt wurde. Nunmehr begab sich der König nach dem Schlosse Monbijou und holte daselbst die Witwe Friedrichs des Großen, die achtzigjährige Greisin, ab und führte sie nach dem weißen Saale, woselbst die Vorrichtungen zur Trauung getroffen waren.

Der würdige Hofprediger Sack, welcher den Kronprinzen getauft und konfirmiert hatte, vollzog die Trauung. 72 Kanonenschüsse verkündeten die vollzogene Handlung. Nach Empfang der Glückwünsche begab sich das junge Paar nach den großen Rittersälen, woselbst gespeist und nach dem Ball die Festlichkeit mit dem Fackeltanz beschlossen wurde.

Die Teilnahme der Berliner an dem frohen Ereignis war eine sehr herzliche. Im Gegensatze zu den Pariser Zuständen gab sich hier eine aufrichtige Liebe zu dem Könige und seiner Familie kund. Die Bürger hatten die Absicht, die Hauptstadt am Abend zu erleuchten. Der König gab ihnen jedoch zu verstehen, es würde ihm lieber sein, wenn sie das Geld, welches die Erleuchtung kosten würde, zusammenschießen und als eine Unterstützung für die Angehörigen der im Kriege Gebliebenen verwenden würden. Die Illumination unterblieb. Das dafür bestimmte Geld, reich vermehrt durch Beigaben der königlichen Familie, wurde nun dem Wunsche des Königs gemäß verwendet.

Friedrich Wilhelm fühlte sich stets als ein rechter Landesvater. Er liebte sein Volk und sah es gern, wenn alle Stände einen lebhaften Anteil an dem Ergehen der königlichen Familie nahmen. Er hatte den Befehl erteilt, recht viele Ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

laßkarten zu den Vermählungsfeierlichkeiten an die Bürger auszugeben. Wie es heute noch ist, so war es schon damals: Wenn der König Orden und Gnadenakte verleiht, so nehmen die Beamten diese meist in Anspruch. Der Bürger muß sehr zurücktreten. Als Friedrich Wilhelm nur Beamte in schönen Uniformen um sich sah und vergeblich nach den Bürgern Umschau hielt, wurde er ärgerlich und sprach verstimmt gegen seine Umgebung die denkwürdigen Worte: „Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen um Euch? Ich will auch bürgerliche Hochzeitskleider sehen. Übermorgen werden gar keine Karten ausgegeben und alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben."

Dieses „übermorgen" bezog sich auf die Vermählung des zweiten Paares, des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Friederike, welche am 26. Dezember stattfand. Diesmal hatte man den Befehl des Königs befolgt. Eine unabsehbare Menge aus allen Ständen füllte die Gemächer des Schlosses und verursachte oft genug ein lebhaftes Gedränge. Selbst der König, der groß und wohlbeleibt war, hatte Mühe, durch die enge Gasse, welche die Menge bildete, mit seiner Dame hindurchzukommen. Mit dem linken Arm voran und mit dem rechten seine Dame, die Königin-Witwe, führend, schritt er wohlgemut durch die Säle, indem er den Bürgern sagte: „Braucht Euch nicht zu geniren, Kinder, der Brautvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute."

Daß sich der König und das junge Paar am nächsten Morgen recht ermüdet fühlen mußten, ist zweifellos. Dennoch wird berichtet: „Der König, der Kronprinz und seine Gemahlin fuhren am nächsten Morgen, dem ersten Weihnachtsfeiertage 1793, nach der Domkirche, wohnten dem Gottesdienste bei und begaben sich dann in das kleine Palais, welches Friedrich Wilhelm III. bis zu seinem Tode bewohnt hat."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die zweite Teilung Polens.

Nach der Ermordung des Königs Ludwig war für Friedrich Wilhelm das Ziel und die eigentliche Veranlassung seines Kriegszuges aufgehoben. Wenn sich die Franzosen ferner zerfleischten, so hielt er es nicht für seinen Beruf, ihnen dies zu verbieten oder sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Das Leben seiner Soldaten wollte er nicht dafür einsetzen, um einem entarteten Nachbarvolke zur Ruhe zu verhelfen. Für jetzt konnte es sich nur darum handeln, den deutschen Boden von den Franzosen zu befreien. Hierfür trat Friedrich Wilhelm nach wie vor mit Eifer ein.

Eines freilich war die erste Bedingung des Gelingens: daß die kriegführenden Mächte über das Ziel und die Mittel des Kampfes unter sich einig blieben. Dann aber mußte Friedrich Wilhelm Östreich und den deutschen Staaten gegenüber scharf hervorheben, daß er nur als Hülfsmacht am Kriege teilnehme, daß er keine Eroberungen machen wolle, und nur den Übergriffen Frankreichs auf deutschem Gebiete entgegentrete. Das war die Ansicht, welche auch von Haugwitz, Lucchesini, Manstein, Schulenburg und Bischofswerder geteilt wurde. „Wenn Östreich," schrieb Haugwitz am 9. März 1793, „die Niederlande zurückerobern kann, desto besser für uns und Östreich. Der König wünscht dies in Aufrichtigkeit, aber ob es mit unserer Hülfe oder nur mit den eigenen östreichischen Kräften geschieht, das ist uns politisch gleichgültig. Indessen dürfen Sie sicher sein, daß wir Östreichs Sache nicht verlassen. Nur dürfen Sie nicht vergessen, daß es nicht an uns ist voranzugehen. Wir werden es sorgfältig vermeiden, die erste Rolle zu spielen."

Der französische Konvent gab sich damals große Mühe, Friedrich Wilhelm von Östreich ab und zu sich herüberzuziehen. Er versprach ihm ganz Bayern oder einen Teil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Niederlande, wenn Preußen im Bunde mit Frankreich seine Waffen gegen Östreich kehre. Es ist eine Ehre für Friedrich Wilhelm, daß er diesen Versuchungen widerstand und Frankreichs Anerbietungen entrüstet zurückwies. Wie er vor Jahren an Voltaire geschrieben hatte, danach handelte er: „Um ruhigen Gewissens in die Zukunft zu blicken, muß man ein rechtschaffener Mann seyn. Das will und werde ich immer seyn. Ich bemühe mich, während meines ganzen Lebens weisen Aufmunterungen Ehre zu machen. Dann will ich geduldig erwarten, bis sich auch für mich der Vorhang hebt, um in die Ewigkeit zu blicken."

Das waren ehrenwerte Grundsätze. Friedrich II. hatte es verschuldet, daß man auch jetzt noch Preußen mißtraute. Leider erfolgte am 27. März 1793 zu Wien ein Ministerwechsel, welcher der Einigkeit zwischen den Mächten keineswegs förderlich war. Dadurch trat ein Staatsmann ans Ruder, dem an der Verwirrung und Mißgunst eine schwere Schuld zufällt. Thugut, so hieß er, war zwar ein Mann von Erfahrung und Talent, aber ohne christliche Grundsätze. Seine Neigung zur Gewaltthätigkeit, seine Selbstsucht und Intrigen beherrschten fortan die östreichische Politik, bis eine so verderbliche Staatskunst Katastrophen herbeiführte, welche fast die Existenz des Staates in Frage stellten. Der Eindruck dieses Wechsels ist in den Maßnahmen Friedrich Wilhelms aus jener Zeit klar erkennbar. Der König ward vorsichtiger in der Kriegsfrage. Seit Thuguts Amtsführung zeigte es sich, daß Östreich kühler, hinterhaltig zu werden begann. Friedrich Wilhelm merkte die Gegenminen in Polen, die Schürung Rußlands. Es kränkte ihn, sich zu den Eroberungsplänen, die nur Östreich zu Gute kamen, gebrauchen zu lassen. Warum sollte er das Blut seiner Unterthanen für Östreich vergießen, dessen Minister sich als ein versteckter Gegner Preußens erwies?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelm beobachtete jetzt den Verbündeten an seiner Seite so scharf wie seinen Gegner. Sich auf das Notwendigste zu beschränken und das Auge unverwandt auf Rußland und Polen zu richten, sah jetzt der König als seine wichtigste Aufgabe an. Wieviel ungerechten Tadel hat der König nicht auch in diesem Feldzuge bis heute erfahren! Als Tauenzien darüber klagt, daß man nicht eine rasche, kriegerische Thätigkeit entwickle, verwies ihn der einsichtsvolle Manstein: „Wir können und dürfen nichts mehr und nichts weniger thun, als wir thun. Das gefällt uns Militärs nicht und am allerwenigsten dem König. Allein wenn der König nicht bloß als Feldherr sondern als König schwere Pflichten zu erfüllen hat, so dürfen wir uns nicht in große Risikos einlassen, bei denen wir im besten Falle nichts gewinnen. Wir müssen unser Pulver für uns trocken halten, damit wir am letzten Dezember nirgends gebunden sind, sondern unser Buch zumachen können."

Es war klar, daß ein Aufstand in Polen die ganze Lage der kriegführenden Mächte verschieben mußte. Preußen wurde gezwungen, entweder durch eine doppelte Kriegführung am Rhein und an der Weichsel das äußerste zu wagen, oder sich von dem Kriege gegen Frankreich auf jede Weise loszumachen, damit es seinen Interessen im Osten nachgehen könne. Die Wahl für Friedrich Wilhelm stand also nur so: War es ratsam, jetzt am Rhein die ganze Kraft aufzuwenden, um Östreich Vergrößerungen zu schaffen, während Rußland ganz Polen annektierte, oder galt es seine Kraft gegen Osten zu wenden und am Rhein nur so viel Thätigkeit zu entwickeln, als ohne große Opfer an Geld und Soldaten thunlich war? Der König und seine einsichtsvollsten Ratgeber entschieden sich für das letztere. Schon im August trat in Polen die kritische Wendung ein, die folgenschwer und augenblicklich auf die Dinge am Rhein einwirkte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die alte Kaiserin Katharina lebte und intrigirte immer noch. Wie sie während ihrer langen Regierung alle Händel der Staaten benutzt hatte, um ihre Herrschaft auszubreiten, so erblickte sie auch in der schrecklichen Revolution nur eine Gelegenheit, um auf Kosten ihrer Nachbarn ihr Reich zu vergrößern. Sie hetzte fortgesetzt Preußen und Östreich in den Kampf gegen Frankreich, um hinter deren Rücken Polen an sich zu reißen. Diese Beute durfte ihr Friedrich Wilhelm nicht gewähren. Die Besorgnis war nicht unbegründet, daß, hatte Katharina erst die Türkei und Schweden an Rußland gebracht, sie auch Preußen zu ihrem Vasallenstaate machen würde. Für jetzt lag es ihr daran, ganz Polen in ihren Besitz zu bringen. Um ihrer Eroberungsgier zu fröhnen, führte sie zugleich Krieg mit Persien und der Türkei, und binnen kurzem erklärte sie, beinahe unbemerkt, Kurland für eine russische Provinz. Der bisherige Herrscher, Herzog Biron, vermochte keinen Widerstand zu leisten. Östreich zeigte sich der raubgierigen Katharina ganz ergeben, und Preußen allein war zu schwach, den Raub zu hindern, obgleich es Friedrich Wilhelm lebhaft bedauerte, ein völlig deutsches Land von dem Vaterlande losgerissen und an Rußland gebracht zu sehen. Der kurländische Adel, der nicht russisch werden wollte, wurde aus dem Lande gejagt und ihre Güter Katharinens Liebhabern verliehen.

Friedrich Wilhelm stand vor einer Entscheidung von größter Tragweite. Ließ er Katharina gewähren, so gelangte ganz Polen an Rußland und die Existenz Preußens stand auf dem Spiel. Man hat es ihm bis heute nicht verziehen, daß er nicht durch Niederwerfung und Teilung Frankreichs sich für seine Kriegskosten schadlos hielt. Noch weit mehr würde man ihn verunglimpfen, wenn er die Wegnahme Polens geduldet und keinen Gewinn für sich durchgesetzt hätte. Es gab noch einen dritten Weg für ihn: er widersetzte sich der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Teilung Polens. Dann hätte er mit Rußland und Östreich Krieg führen müssen, obwohl er schon gegen Frankreich im Felde stand. Es wäre Wahnsinn gewesen, gegen drei Großmächte Krieg zu führen, nur um das verrottete Reich der Polen, die es noch dazu jetzt mit den Franzosen hielten, über Wasser zu halten. Preußen hatte an Polen nie eine Stütze gefunden. Seit Jahrhunderten standen uns die Polen, gleich den Franzosen, feindlich gegenüber. Die Erbitterung gegen Preußen war gerade jetzt bei ihnen so groß wie bei den Franzosen. Sie befanden sich gegen uns im Kriege, und da sie unfähig waren, ihre Selbständigkeit zu behaupten, so konnte es Friedrich Wilhelm wohl mit seinem Gewissen vereinbaren, wenn er für seine Kosten die Hergabe eines Ländergebiets beanspruchte.

Ganz anders lag der Rechtszustand unter Friedrich II. Polen führte damals keinen Krieg gegen Preußen. Auch sträubte sich Maria Theresia aufs lebhafteste, eine Teilung vorzunehmen. Friedrich II. hätte im Bunde mit Maria Theresia und Polen letzteres nachdrücklich gegen Katharina schützen können. Friedrichs II. Vorgehen bleibt rechtswidrig. Dagegen steht Friedrich Wilhelm II. Polen gegenüber als ein rechtschaffener Herrscher da. Kaiser Wilhelm I. nahm das ganze Königreich Hannover mit demselben Recht in Besitz, wie sein Großvater einen Teil Polens.

Um das verschleierte Bild Friedrich Wilhelms in das rechte Licht zu setzen, kann ich es mir nicht versagen, die polnische Sache hier eingehender zu erörtern.

Bei seiner ersten Teilung (13. Januar 1773) verlor Polen $^2/_7$ seines Gebietes. Die Polen beschlossen, ihr Königreich sollte immer ein Wahlreich bleiben, und zwar durfte nur ein polnischer Edelmann, der Gutsbesitzer war, zum König gewählt werden. Der Sohn oder Enkel eines Königs sollte erst nach einem Zwischenraum von zwei Regierungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach dem Tode des Vaters oder Großvaters wählbar sein. Die Regierungsform blieb republikanisch. Die Polen selbst hatten hierdurch die Möglichkeit, durch die Wahl eines mächtigen, auswärtigen Fürsten dem polnischen Reich aufzuhelfen, ganz abgeschnitten. Aber auch die Kräftigung des Landes durch Vererbung der Herrschaft in einer Familie war untersagt. Endlich wurde durch die „freie Wahl" dem Eigenwillen jedes wahlberechtigten Adeligen der weiteste Spielraum gelassen. Die verbissenen Polen hatten das gewollt und Friedrich Wilhelm redete ihnen nicht darein. Polen umfaßte noch 10 000 Quadratmeilen mit 8 Millionen Einwohnern. Preußen zählte nur 3500 Quadratmeilen und 5½ Millionen Bewohner.

Der jetzige König von Polen, Stanislaus Poniatowski, war der frühere Liebhaber Katharinas, mit der er noch immer in lebhaftem Verkehr stand. Augenblicklich bildete er mit seinen Anhängern die Mehrzahl im Volke. Als im Türkenkriege die russischen Truppen anderwärts gebraucht wurden, gewann jedoch die gegenrussische Partei das Übergewicht. Sie nannte sich die patriotische. Sie wollte sich von der russischen Vormundschaft befreien und neigte mehr zu Preußen hin. Friedrich Wilhelm erklärte, er wollte nur dann den für ihn gefährlichen Bündnisvertrag mit Polen abschließen, wenn sie ihm Danzig abtreten. Dieser Preis wurde nicht gewährt, obwohl Preußen einen Handelsvertrag anbot, der Polen große Vorteile einbrachte. Als 1790 der Krieg zwischen Preußen und Rußland nahe war, befahl Friedrich Wilhelm die Verhandlungen über den Handelsvertrag von denen über das Bündnis zu sondern. Das letztere wurde am 29. März 1790 dahin abgeschlossen, daß beide Teile für den Fall eines gegen den einen oder den anderen gerichteten Angriffs sich gegenseitigen Beistand zusicherten. Die Polen thaten jedoch nichts, um für Preußen, wenn es zum Kriege

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegen Rußland gekommen wäre, irgend eine Mitwirkung vorzubereiten. Friedrich Wilhelm sah damals schon, wie wenig auf Polen zu rechnen sei. Es kam nur, wenn es ihn brauchte.

Die patriotische Partei wühlte nun so lange, bis die alte Verfassung umgestoßen wurde. Friedrich Wilhelm bezeigte dem König Stanislaus auf dessen Mitteilung von der neuen Verfassung seine Teilnahme. Den Wert dieser diplomatischen Höflichkeit weit überschätzend, hielt sich die gegenrussische Partei nunmehr unter dem vermeintlichen Schutze Preußens sicher. Dennoch fürchtete sich der weibische König Stanislaus, der seit 30 Jahren das Joch seiner Gebieterin trug, vor dem Zorne Katharinas. Anstatt Befestigungen anzulegen, das Heer in schlagfertigen Stand zu setzen und die Parteiungen im Innern niederzuhalten, trieb Stanislaus schöne Künste zu Hause. Kaum hatte Katharina durch den Frieden von Jassy freie Hand erhalten, so intrigierte sie von neuem. Eine Reihe polnischer Grafen, unter ihnen Felix Potocki, der gern König werden wollte, wurden zu Verrätern an ihrem Vaterlande. Sie bildeten gegen die neue Verfassung die Konföderation zu Targowice. 50 000 Russen rückten in Polen ein. Anstatt nun gegen die militärische Unfähigkeit und leicht zu durchschauende Zweideutigkeit des Königs Stanislaus energische Anstalten zu treffen, beharrte die Mehrheit des Reichstages in Unthätigkeit. Stanislaus rief nun den König von Preußen um Hülfe an. Dieser antwortete: „Ich weiß nicht, welcher Partei ich helfen soll. Ihre Republik hat sich eine Verfassung gegeben, ohne mein Wissen und Zuthun. Ich habe zwar mit ruhigem Blicke ihren Parteiungen zugesehen, aber es ist mir nie eingefallen, Ihre neue Verfassung zu befördern oder in Schutz zu nehmen. Ich habe vielmehr durch Lucchesini vorausgesagt, daß Ihre Drohungen die Empfindlichkeit der Kaiserin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reizen und Ihnen die Übel, welche Sie vermeiden konnten, zuziehen würden. So gerne ich Ew. Majestät helfen möchte, so werden Sie doch selbst zugeben, daß die Lage der Dinge seit der Allianz, die ich mit der Republik geschlossen, völlig verändert ist, daß die jetzige Konjunktur, welche erst nach jenem Traktate entstanden ist, gar keine Anwendung auf die darin ausgemachten Verpflichtungen leidet, und daß es mir folglich auf keine Weise zukommt, mich dem jetzigen Angriffe auf E. M. zu widersetzen. Wenn die patriotische Partei aber geraden Weges umkehren will, so werde ich mich bereit finden lassen, mich über andere Maßregeln mit Ihnen zu verständigen, um Ihrer Republik die Ruhe wieder zu geben."

Mit Unrecht hat man Friedrich Wilhelm des Treubruchs beschuldigt. Er hatte mit der jetzigen, der revolutionären Partei kein Bündnis geschlossen. Er würde ebenso wenig dem Hülferuf des revolutionären Frankreich jetzt entsprochen haben, wenn er mit Frankreich in einem Bündnisse gestanden hätte. Mit Recht sagt A. Menzel: (Gesch. der Deutschen XII., 2. S. 133): „Denjenigen Teil der Schuld, welcher an der Auflösung Polens den Polen selbst zur Last fällt, hat man Friedrich Wilhelm II. zugeschoben. Da es zur Zeit des Geschehens, bei dem Mangel politischer Schreibfreiheit, unerörtert blieb und nachträgliche Erörterungen im Geräusch anderer Weltbegebenheiten überhört wurden, so ist der Sachverhalt für das spätere Geschlecht gänzlich verdunkelt und der Verlauf der Sache auch von preußischen Geschichtsschreibern nur zu Ungunsten des preußischen Königs dargestellt worden."

Jeder, der ehrlich dachte, mußte zugeben, daß Friedrich Wilhelm durch sein Einschreiten in Polen als ein weiser und entschlossener, als ein rechtschaffener und weitsichtiger Herrscher gehandelt hatte. Es soll nicht bestritten werden, daß es in Polen zu keiner Zeit an tapferen Helden gefehlt hat, welche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Hingebung für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes getreu bis zum Tode gefochten haben, zu keiner Zeit aber auch an Verrätern. Die Tapferkeit des Generals von Kosziusko bleibt unvergessen. Im Vertrauen, der König, der Reichstag und die Patrioten würden ihn unterstützen, warf er sich mit 4000 Mann und 8 Kanonen 18 000 Russen mit 40 Kanonen entgegen und schlug sie zurück. Allein schon damals stand Stanislaus auf der Seite der Verräter, unterhandelte mit Katharina und machte ihr den Vorschlag, ihren Sohn Konstantin zu seinem Nachfolger zu ernennen. Den Polen und Friedrich Wilhelm gegenüber gab er sich jedoch noch immer den Anschein, als ob er jede Ungesetzlichkeit mißbillige. Die preußischen Grenzländer wurden jedoch durch wiederholte Excesse und Gebietsverletzungen beunruhigt. Die vor 20 Jahren zu Preußen gekommenen polnischen Gebiete sollten jetzt von Preußen losgerissen und mit Polen vereinigt werden. Es wurde erwiesen, daß geheime Verbindungen in Polen mit der Pariser Schreckensherrschaft bestanden, um Preußen zu stürzen. Das durfte Friedrich Wilhelm nicht geschehen lassen. Zum Schutze seiner bedrohten Grenzlande rückte er mit einem starken Korps in Polen ein. Eine Bekanntmachung Preußens vom 16. Januar 1793 besagte, daß dies geschehe, weil in Folge innerer Unruhen die eine Partei Rußlands Beistand, die andere die unter sich uneinigen Patrioten anrufe. Die letzteren hätten gewaltsam versucht, preußische Landesteile von Preußen loszureißen. Was aber eine Sühne erheische, sei die Verbindung mit der französischen Rotte, welche in Polen unheilvollen Eingang gefunden und durch Revolutionsgesellschaften Landesverrat, Raub und Krieg über viele gebracht habe. Danzig wurde überführt, daß es an Frankreich Getreide und Waffen geliefert und sich auch sonst als Feind Preußens bethätigt hatte.

Danzig wurde sogleich dem preußischen Staate einver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leibt. Die Festungswerke leisteten energischen Widerstand, bis sie am 26. März 1793 vom General von Raumer überwältigt und die Besatzung entwaffnet wurde.

Es zeigte sich, daß Polen dem preußischen Staate ebenso feindlich entgegentrat, wie es bei Frankreich der Fall war. Die Polen waren die Herausfordernden, gegen welche Friedrich Wilhelm jetzt nach dem Kriegsrechte verfuhr. Er gab bekannt, daß die Bewohner der Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradien, Rava, Cujawien und Thorn ihn jetzt als ihren Landesherrn anzusehen und ihm die Huldigung zu leisten hätten. Am 3. Mai 1793 erfolgte die Huldigung zu Posen.

Katharina befahl dem König Stanislaus, die neue Verfassung sofort zu widerrufen, wenn sie sich ferner „seine liebe Schwester und freundliche Nachbarin" nennen solle. Stanislaus berief sogleich die Minister und Abgeordnete, denen er kundgab, daß er dem Befehle der Kaiserin nachkommen werde. Aus dieser großen Versammlung widerstrebten nur wenige. Mit gleicher Charakterlosigkeit erklärten sogar die Häupter der neuen Verfassung „alle diejenigen für Verräter, welche die Grundlagen der Republik umzustürzen und den monarchischen Despotismus einzuführen gedächten." Der Knechtssinn der Polen ging sogar soweit, daß sie der Kaiserin „ihren unterthänigsten Dank für deren Einschreiten zu Füßen legten."

„Die Klubs in Warschau," sagte Katharina, „sind mit den Pariser Jakobinern zu meinem Sturze im Bunde. Die Mächte, deren Staaten an Polen grenzen, können solche Werkstätten sich stets wiederholender Empörung nicht dulden." Der französische Gesandte mußte Warschau verlassen und über Polen wurde nun die zweite Teilung verhängt. Preußen erhielt 1060 Quadratmeilen mit 1 100 000 Einwohnern. Rußland nahm 4 553 Quadratmeilen mit 3 100 000 Bewohnern in seine Herrschaft. Polen behielt jetzt nur noch 4000 Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

viertmeilen mit 3 500 000 Einwohnern, und auch diesen blieb nur der Schein von Selbständigkeit. Es war für Polen ein Unglück, daß die daselbst eingewanderten Juden an Zahl und Macht einen so verderblichen Einfluß ausübten. Sie schürten den Haß der Parteien, und das Ansehen der Nation sank auch im Auslande immer mehr durch die weltbekannten „polnischen Juden."

Gedemütigt durch so viele Schmach, wollte Stanislaus die Krone niederlegen, allein Katharina gab es nicht zu. Er mußte sich zum Reichstage nach Grodno begeben, um denselben für die Annahme der preußisch-russischen Propositionen zu stimmen. Ein großer Teil der Abgeordneten setzte diesen Schweigen entgegen. Unvermögend, sich mit Erfolg zu widersetzen, beendigte am 24. November der Reichstag seine Sitzungen. Kurz vorher erschien in Paris vor dem französischen Nationalkonvent eine polnische Deputation, welche feierlich die Erklärung abgab, daß die ganze polnische Nation die jakobinischen Grundsätze teile, die französischen Schreckensmänner ernannten Kosziusko zu ihrem Ehrenbürger. Die Annahme dieser „Ehre" berechtigte wohl zu dem Schluß, daß das republikanische Polen nach wie vor dem monarchischen Preußen feindlich gegenüberstehe.

Mit der Aufnahme der neu erworbenen polnischen Landesteile in seinen Staat brachte Friedrich Wilhelm die Segnungen eines geordneten und gewissenhaften Regiments dem seit Jahrhunderten der Willkür hingegebenen und verpfändeten, geplünderten und gemißhandelten Lande.

Gegen Frankreich im Jahre 1793.

Nach der Niederwerfung der Polen zeigte Katharina gegen England einen ungeheuren Eifer, Frankreich zu schädigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie rüstete eine Flotte aus, die mit den englischen Schiffen vereinigt, gegen die französischen Flotten und Häfen kämpfen sollte. Sie ließ sich aber dafür eine Million Pfund Subsidien zahlen und gab dem Admiral geheime Befehle, seine Schiffe und Leute zu schonen, weil sie diese für andere Zwecke brauchen wolle.

England führte den Krieg gegen Frankreich nicht mehr mit derselben Lebhaftigkeit. Die Hinrichtung Ludwigs brachte eine merkliche Änderung in der Stimmung der Engländer hervor. Das Mitleid mit dem Königshause trat in den Hintergrund und der alte Nationalhaß in den Vordergrund. In London legte der Hof auf 12 Tage Trauer an und fast die ganze Bevölkerung folgte diesem Beispiel. Weil der Krieg viel Geld kostete und die Steuern erhöht wurden, gab es viel Mißvergnügte und Ärger darüber, daß das freie England sich zum Vorkämpfer für den Despotismus gegen die Freiheit in Frankreich hergebe. Lautes Murren ging durch das Parlament und Volk, als das erstere aufgefordert wurde, dem Prinzen von Wales (nachherigen König Georg IV.) zum zweitenmal seine hohen Schulden zu bezahlen, gerade in jenen Zeiten der Not. Dieser Prinz gab sich ganz der Lüderlichkeit hin. Mit seinen Mätressen verpraßte er Millionen. Er war ein Verschwender, Gourmand, Säufer und Schlemmer ersten Ranges. Wein und Rum trank er maßweise. Dabei spielte er um hohe Summen und hatte die größte Freude, wenn er die Genossen seiner Lüderlichkeit ausplündern konnte. Mehrere derselben ließ er in Armut sterben, ohne ihnen zu helfen. Er war herzlos, stolz, selbstsüchtig und so gebieterisch, daß er selbst in der Trunkenheit von jedem verlangte, ihn mit Majestät und Ehrfurcht anzureden. Alle Arten „nobler Passionen," das Boxen, Rennen, Wetten, tolle Streiche liebte er. Sittlich völlig verwahrlost hatte er Umgang mit den lasterhaftesten Frauen. 1795 heiratete er eine Prinzeß von Braun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schweig, ohne sie zu lieben, nur auf Befehl der Eltern, um legitime Nachkommen zu erzielen. Gleich nach der Trauung lief er von ihr weg und trank sich einen Rausch an, daß er drei Tage nicht nüchtern wurde. Obwohl die Ehe mit einer Tochter gesegnet wurde, blieben die Gatten doch getrennt. Er lebte bei seinen Mätressen und setzte seine Schwelgereien fort.

Der Vater dieses Thronfolgers (Georg III.) wurde später wahnsinnig. Daß dieses Fürstenhaus im Kampfe gegen das mit Leidenschaft kämpfende Frankreich nicht viel ausrichtete, ist leicht einzusehen. Einen hohen Wert konnte dieser Bundesgenosse für Friedrich Wilhelm nicht haben Letzterer gewahrte sehr bald, daß England den Krieg gegen Frankreich nur zum Schutz seines Handels führe. Alles übrige war, wenn es das Geldinteresse Englands nicht berührte, ihm völlig gleichgültig.

Das Verlangen nach einem Kampfe für das französische Königtum war überall zurückgedrängt durch die Macht der Sonderinteressen. Gern hätte Friedrich Wilhelm durch ein kräftiges Vorgehen diesen widerwärtigen Kampf beendet, aber wenn die Hauptmächte Östreich und England ihn lässig und die deutschen Kleinstaaten ihn garnicht unterstützen, so handelte er nur klug, wenn er nicht allein den schweren Krieg zu Ende führte. Er selbst war stets für das rasche militärische Handeln, und nur seinem Eingreifen ist es zuzuschreiben, daß die bedeutendste Schlacht von 1793, bei Pirmasens, sich zu Gunsten der Verbündeten entschied. Erst als die Franzosen ganz nahe waren, schickte man zum Herzoge. Dieser versagte die Hülfe. Bei dem Könige aber war der ritterliche Eifer, seinen Verbündeten nicht im Stiche zu lassen, doch stärker als der Unmut über den östreichischen Feldherrn Wurmser. „Ungeachtet das Benehmen des Grafen Wurmser," schrieb er, „unverantwortlich gewesen und noch ist, so wird mich dieses nicht bewegen, das allgemeine Beste aus den Augen zu setzen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelm hatte auch den folgenden Gefechten beigewohnt. In den Kämpfen bei Neuhornbach war er so weit vorgegangen, daß man um seine persönliche Sicherheit besorgt war. Am 29. September verließ er die Armee, um sich nach Berlin und demnächst nach Polen zu begeben. Es war dies längst eine beschlossene Sache, in deren Geheimnis aber nur wenige eingeweiht waren. Der Schlüssel hierzu lag in den polnischen Angelegenheiten. Mit Wemut sah man den König scheiden. „Hinge es von mir ab," schrieb Graf Schulenburg, „den Plan zu entwerfen, wie Preußen sich in der gegenwärtigen Lage zu verhalten hätte, so würde die Armee die französischen Grenzen jetzt verlassen, um sich gegen jedermann, der uns zu attakiren Lust hätte, in Positur zu setzen. Auf diese Weise zögen wir uns auf der einen Seite aus einem verderblichen Spiel, verbesserten vielleicht die Lage unserer polnischen Angelegenheiten und retteten unser politisches Ansehen in Europa. Dieser Schritt würde die Höfe zum Nachdenken bringen und niemand sollte uns hinter das Licht führen." Auch der General von Tauenzien, der die Dinge ohne diplomatische Seitengedanken einfach als Soldat und Patriot ansah, schrieb unmutig: „Die Welt urteilt nach dem Schein. Jeder fragt sich mit Recht, was macht der König von Preußen mit seiner großen Armee? Und niemand weiß, weshalb wir nicht mehr ausrichten. Ich gestehe Ihnen, werter Freund, daß ich nicht absehe, weshalb der König jetzt nach Berlin geht."

Friedrich Wilhelm verfolgte neben anderen Zwecken eine kriegerische Demonstration: Die Welt sollte sehen, daß er nötigenfalls das Lager am Rhein verlassen würde, um seine Interessen in Polen zu verfechten. Seine Reise war eine Art Absagebrief an die Verbündeten. Er schrieb diesen jedoch: „Er werde nicht unterlassen, durch persönliche Teilnahme an einem bevorstehenden Angriff bis zuletzt seine Anhänglichkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an die Sache seiner Verbündeten zu bethätigen. Für jetzt scheide er aber von dem Kriegsschauplatze mit wenig Hoffnung auf Erfolge, denn es scheine ihm leider unzweifelhaft, daß das Verfahren Wurmsers seine feste Stütze habe."

Die französische Partei hatte sich inzwischen durch die Guillotine ihrer Gegner entledigt. Sie schuf jetzt eine fast allmächtige Regierungsgewalt, die sie selber die „Organisation des Schreckens" nannte. Das Massenaufgebot, die unbeschränkte Requisition aller Hülfsmittel, gewaltige Rüstungen an Waffen und Munition, gezwungene Anleihen, Einschüchterung aller Lässigen und Widerstrebenden durch die Guillotine gaben der herrschenden Partei eine Gewalt, wie sie nie eine Regierung je besessen und geübt hat. Der blutige Schrecken im Innern lenkte zugleich die Thätigkeit aller besseren Elemente nach außen, wo diese Fülle von Kräften in Carnot ihren Leiter und Organisator fand.

Während man dem Volke ein Traumbild von Freiheit und Glückseligkeit vorhielt, herrschte in ganz Frankreich die unerhörteste Tyrannei, die je auf Erden vorgekommen ist. In jenen Tagen, August 1793, als das Heeresaufgebot des ganzen Volkes organisiert wurde, beschloß der Konvent, zur Vernichtung aller inneren Feinde, das Decret gegen die Verdächtigen. Jeder galt als verdächtig, dessen Stand, Bildung, Reichtum, Verwandtschaft nicht zu den Strolchen paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig war jeder, der sich fürchtete, jeder, der Mitleid mit den hingeschlachteten Opfern zeigte, der seine ermordeten Verwandten beweinte, jeder, der einen Neider hatte, der ihn angab, jeder, der irgend einem herrschenden Demagogen nicht gefiel. Infolge dieser Maßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt, denn nicht jeder hatte ein galgenmäßiges Gesicht. Um sie zu leeren, verfuhr man summarisch. Man errichtete ein Henkerheer, das mit einer ambulanten Guillotine von Ort zu Ort

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fuhr und ohne Verhör die Hinrichtungen beschleunigte. Es gab keinen Schutz, kein Entfliehen. An jeder Hausthür mußten bei Todesstrafe die Namen der Bewohner angeschrieben stehen. Wer kein Certifikat bei sich führte, konnte nicht zum nächsten Dorfe gelangen. Er war sogleich verhaftet.

In Nantes gab es eine starke Ordnungspartei, welche zu bestrafen der Unmensch Karrier abgeschickt wurde. Obwohl er eine starke Leibwache zum Henkerdienst dorthin führte, von der jedermann täglich 10 Francs erhielt, konnte es eine Guillotine nicht schaffen, täglich 200 Köpfe abzuschlagen. Er ließ daher 4000 Menschen erschießen, und da auch diese Todesart noch zu umständlich war, erfand er die „Ersäufungen". Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die sich unten öffneten, so daß die Opfer spurlos im Wasser verschwanden. Den Anfang machten 90 Pfarrer. Bei der zweiten Öffnung ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 400 Personen und so fort bis zur 23. Öffnung. 600 Kinder befanden sich unter ihnen. Karrier besaß ein prächtiges Lustschiff. Auf diesem saß er zwischen seinen Mätressen und sah heiter dem schrecklichen Schauspiel zu.

In Paris und anderen Großstädten unterzog man sich nicht mehr der Mühe, die zum Tode Verurteilten zu beköstigen. 1500 Weiber lagen in einem Kerker ohne Speise und Trank, ohne Stroh und frische Luft zwei Tage lang, ehe man sie hinschlachtete.

Lyon zählte damals 200 000 Menschen. Man war nicht gewillt, die Ersparnisse dem Pöbel abzutreten. Ein Heer von Gesindel mit einer Guillotine zog in die Stadt. Doch die Bürger wehrten sich und köpften die Rädelsführer. Dafür schwur der Konvent Rache. Ein großes Mörderheer umzingelte Lyon. Die Stadt sollte zerstört werden. Diese Arbeit war den Müßiggängern zu schwer. Die Guillotine blieb unaufhörlich in Thätigkeit. Als dies zu lange währte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

band man die Bewohner in Haufen zusammen und schoß mit Kanonen auf sie. Diese Hinrichtungen dauerten den ganzen Winter hindurch bis zum Frühjahr.

In Bordeaux, Marseille, Toulon und anderen Städten wütete die Guillotine in gleicher Weise. Schrecklich stieg die Hungersnot in Paris. Man raubte und plünderte, um sich satt zu machen. Alle Personen des alten Hofes, alle früheren Minister, die nicht ins Ausland geflüchtet waren, wurden geköpft. Täglich übergab man ganze Scharen aus den vornehmen Ständen dem Blutgerüst, während die entleerten Gefängnisse immer wieder gefüllt wurden. Unter den Ministern steht als das edelste Opfer der greise Malesherbes da, der seinen König zu verteidigen den Mut gehabt hatte. Als er beim Gang aus dem Kerker stolperte, sagte er heiter: „ein Römer hätte das für ein böses Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er starb gottergeben mit seinen Kindern und Enkeln, die zu gleicher Zeit hingerichtet wurden. „Ich freue mich, vereint mit den Meinen bald Gottes Antlitz zu schauen,“ sagte er auf dem Schaffot. Viele berühmte Männer starben mit großer Fassung. Der Pöbel litt es nicht, daß der greise Bailly auf dem Marsfelde, wo die Guillotine stand, hingerichtet wurde. Er hatte als Maire von Paris hier auf das Gesindel schießen lassen. Da mußte der arme, alte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in Kälte und Regen stehen, bis die Guillotine anderswo hergerichtet war. Als er das Schaffot betrat, schlug ihm ein Henkerknecht ins Gesicht und sagte: „Du zitterst, Bailly!“ „Ja, vor Kälte,“ erwiderte der Greis mit Würde.

Mit der Autorität der Kirche ging es schnell zu Ende. Am 12. August 1793 fiel das Verbot der Priesterehe. Am 22. verlangte eine Abordnung der Lehrer vor dem Konvent durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abschaffung des „Gebets zu einem sogenannten Gott.“ Man plünderte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alle Kirchen. Auf den Kanzeln forderte man Gott heraus, er solle sich wehren, wenn er existiere. Mit Bischofsmützen und den goldgestickten Priesterornaten bekleidet zogen schändliche Weiber durch die Straßen. Der Gottesdienst hörte im ganzen Lande auf. Keine Taufe, keine Abendmahlsfeier, keine Trauung wurde vollzogen. Nur die Begräbnisse wurden noch mit Pomp, aber nicht kirchlich, begangen. Über die Kirchhofsthüren brachte man eine Tafel mit der Aufschrift an: „Ewiger Schlaf," weil es ein Auferstehen nicht mehr geben sollte.

Alle diese satanischen Greuel duldete und befahl Robespierre nicht aus Blutgier, sondern aus Fanatismus. Völlig überzeugt von der Pflichtmäßigkeit seines Handelns dachte er nicht daran, auch nur ein einziges seiner Opfer zu beklagen. Durch die blutigste Schreckensgewalt wurde unter ihm aller Widerstand unterdrückt. Aus den Verwegensten unter den Machthabern bildete sich ein „Wohlfahrtsausschuß" mit unbeschränkter Gewalt. „Sie gebieten ohne Einschränkung über Leben, Freiheit und Eigentum. Sie haben neben sich ein Gericht ohne Formen, ohne Prozeß, ohne Verteidigung, ohne Appellation. Wenn sie gebieten, muß jeder zur Armee gehen, muß alles für den Staat hergeben. Die Weigerung büßt er mit dem Tode. Wo sie erscheinen, hört jede Lokal-Autorität, jedes Gesetz auf. Ihr Wort ist Gesetz."

Wurde hierdurch jeder Widerstand im Innern unterdrückt, so bot man gegen die auswärtigen Feinde mit gleich roher Willkür die gesamte Volkskraft auf. „Ganz Frankreich hieß es, wird ein Kriegslager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheiratete ziehen an die Grenzen, Verheiratete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei. Die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Mut der wegziehenden Krieger."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die ungeübten französischen Soldaten erlernten allmählich das Kriegshandwerk aus der Praxis. Sie schufen sich eine Taktik, wie sie ihren Verhältnissen entsprach. In zahllosen kleinen Gefechten übten die Neulinge ihre Gewandtheit und lernten ihren Waffen vertrauen. Die Artillerie war ihre beste Waffengattung. Es wurde bei ihnen System, vieles und gut bedientes Geschütz schon aus großer Entfernung auf die Hauptangriffspunkte des Feindes zu vereinigen und unter dem Schutze dieses Feuers ihre ungeübten Truppen vorwärts zu bringen. Verlust des Geschützes und Verschwendung der Munition hatten sie nicht so hoch anzuschlagen, wie ihre Gegner. Ja selbst die Opfer an Menschen hatten bei ihrem satanischen System nicht viel zu bedeuten. Der Teufel weiß auch, daß er dem Recht unterliegt. Aber er will nicht das Recht und das Leben. Er wütet für sein eigenes Verderben. Der Kampf der Franzosen gründete sich nicht auf Vaterlandsliebe, sondern auf den Haß gegen jede göttliche und menschliche Ordnung. Es war bei ihnen nicht Unkenntnis der Dinge, ein Dulden von Drangsalen, eine von Außen hineingetragene Verwirrung, sondern eine zielbewußte Vernichtung des Rechts, eine dämonische Wut zuerst gegen die eigene Nation, die eigenen Brüder, Kinder, Volksgenossen, dann gegen die benachbarten Völker, zuletzt gegen die ganze Welt. Wer in Einfalt unseres Gottes Wort in der Bibel nachforscht, der wird nicht darüber im Zweifel sein, daß der letzte Kampf Satans hier vorgebildet ist. Die Weisen dieser Welt sagen freilich, unser Herr kommt noch lange nicht und der Teufel wird noch lange nicht aus dem Himmel hinausgeworfen. Sie behaupten mit vornehmen Lächeln, es wäre besser gewesen, wenn Friedrich Wilhelm sich um Frankreich garnicht bekümmert hätte. Nach ihnen hätte man den vulkanischen Ausbruch des dämonischen Geistes lokalisieren sollen. Aber der revolutionäre Tyrann und das Vorbild des Antichrist, Napoleon, ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst erst aus dem Hexenkessel des damaligen Frankreichs hervorgegangen. Der Kampf gegen ihn ist verordnet. Es war unmöglich und wird wieder unmöglich sein, ihm müßig zuzusehen. Man erschrak über die grausame Behandlung des angestammten Königs. Friedrich Wilhelm erkannte, daß eine finstere Macht heraufzog, gegen welche er nicht neutral bleiben dürfe. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte er sich in Widerspruch gesetzt gegen die zahlreichen Anhänger des französischen Kultus. Er hatte ihre Gunst eingebüßt. Die Dinge von dem Kommen des Reiches Gottes, sowie die diesen vorhergehenden Drangsalen des Fürsten dieser Welt beschäftigten seine Seele, und deshalb schalt man ihn für einen Rosenkreuzer. Die Bestätigung seiner Überzeugung hatte er in dem Meer französischen Blutes. Er erkannte, wes Geistes Kind die furchtbaren Greuel der Revolution waren. In Aktenstücken ist das natürlich nicht niedergelegt.

Friedrich Wilhelm hatte das bestimmte Gefühl, daß Preußen und Östreich im festen Bunde zusammenstehen müssen gegen eine neue, unheimliche Macht, die überall vorhanden war, aber in Paris ihren glutvollen Herd besaß. Seine Idee und seine Bündnisthat bleibt ein großes Vorbild, eine mächtige, ruhmvolle Herrscherhandlung. Seine Einsicht ging nicht fehl, aber die Einsicht ist noch nicht die Ausführung. Nicht der Gedanke eines Bundeskriegs gegen Frankreich war falsch, sondern die mangelhafte Ausführung, die er aber nicht verschuldete.

Der französische Krieg von 1794.

Die Erfolge der Franzosen steigerten ihren Übermut ins Ungemessene. Ihre Siegesberichte und die Prahlereien ihrer Redner priesen den Heldenmut und die Todesverachtung ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Streiter in einem Lichte, daß man der geschichtlichen Überlieferung Glauben schenkte, nur ihre Tapferkeit hätte die Gegner überwunden. Der Krieg ist gleich dem Tode der König der Schrecken. Die Schreckenszustände mußten aber unter allen Umständen fortgesetzt werden. Der Friede, als der erste Schritt zur Rückkehr geordneter Verhältnisse, erschütterte die Macht der Mörderbanden und der Gewalthaber. Sie gewöhnten sich an das Meer von Blut und das Todesröcheln ihrer Mitmenschen. Der Terrorismus hatte alle Parteien zermalmt, Lyon und Toulon überwältigt, ganz Frankreich unter eine riesenhafte Rüstung gebracht. Jetzt galt es nicht mehr dem Nachgehen des friedlichen Berufs: eine Welt sollte erobert und der Tyrannei dieser Gewalthaber dienstbar gemacht werden.

Wie ganz anders sah es im Lager der Verbündeten aus! Noch hielt zwar Friedrich Wilhelm den Gedanken von einem Rücktritt fern, aber darüber schwieg man nicht, daß man die größte Kriegeslast nicht allein tragen und den Riesenkampf so nicht fortsetzen könne. Ohne eine wirksame Unterstützung mit Geld wollte er nur noch sein Reichskontingent, sonst aber keinen Mann mehr ins Feld stellen. Jetzt wollten die deutschen Kleinstaaten nicht einige Millionen hergeben, und als die Franzosen das ganze linksrheinische Gebiet besetzten, preßten ihnen diese viele hunderte von Millionen ab. Ebenso kleinlich und geizig bezeigten sich die Holländer und Engländer. Ende 1793 sandte Friedrich Wilhelm den Grafen Lucchesini nach Wien, um dort für die Bereitstellung größerer Mittel zu wirken. Man that dort so, als wäre es nur ein Kunstgriff des Königs, wenn Lucchesini seinen Rücktritt durchblicken ließ. „Was diese Unterhandlungen angeht," schrieb Friedrich Wilhelm, „so kann man fest darauf zählen, daß, wie auch der Ausgang sein möge, ich von den Grundsätzen nicht abweichen werde, die mir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch die Notwendigkeit und durch die Liebe zu meinen Unterthanen auferlegt sind."

Der König von England nahm sich sogar heraus, seinen Gesandten Malmesbury zu beauftragen, er möge dem König, den er für einen Christ und Illuminaten halte, recht eindringlich ins Gewissen reden, dem von ihm eingegangenen Vertrage nachzukommen. Er hatte sicher einen wunderlichen Begriff von den Illuminaten und vergaß, daß der König von der Erfüllung des Vertrages entbunden war, sobald ihm die vertragsmäßigen Gelder vorenthalten wurden.

Im Dezember 1793 hatte Malmesbury mit Friedrich Wilhelm die erste Unterredung. Auf dem weiten Wege von London nach Berlin hatte man ihm von Liebeshändeln und Intrigen am preußischen Hofe erzählt. Die Aufzeichnungen, die er hierüber hinterlassen hat, sind eine Blumenlese aller der Klatschereien über das Hofleben, wovon die hohen Kreise damals ihren Unterhaltungsstoff entnahmen. Er erwartete, es bedürfe nur einer geschickten Einwirkung auf Favoriten und Günstlinge, um den preußischen Hof zu überwinden. Er fand sich sehr getäuscht. Friedrich Wilhelm trat ihm als ein energischer und besonnener Herrscher gegenüber, der ihm mit tiefer Einsicht die politische Weltlage darlegte und auch nicht um einen Zoll von seiner Stellung zurückwich.

Bald darauf hatte der östreichische Gesandte eine Audienz bei dem Könige. Auch ihm erklärte Friedrich Wilhelm auf das bestimmteste, er wolle zwar nicht von dem Bunde zurücktreten, aber es fehlten ihm — das versichere er auf sein königliches Ehrenwort, die Geldmittel zu einem neuen Feldzuge. Neue Steuern wolle er nicht auflegen und eine Anleihe vertrage sich nicht mit seinem Staate. Es begann nun ein Feilschen um einige Millionen. Friedrich Wilhelm erbot sich, 100 000 Mann ins Feld zu stellen, wenn drei Vierteile der Kosten von den Verbündeten aufgebracht würden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das geschulte und wohlgerüstete Heer Preußens begehrten und schätzten die Mächte, aber die Verpflegung, die Preußen in langen Friedensjahren willig trug, mochten sie nicht für die Zeit des Krieges übernehmen. Die Gesandten verabschiedeten sich mit dem Bemerken, hierzu besäßen sie keine Vollmacht.

Friedrich Wilhelm wandte sich an die sechs vorderen Reichskreise und an Bayern. Er fand kein Entgegenkommen. Er hörte den Vorwurf, nicht das Reich, sondern er habe den Krieg angefangen. Sie warteten, bis die Franzosen ihr Land verheerten, um diesen dann das zehnfache von dem zu bewilligen, was sie jetzt versagten. Dem bayerischen Kurfürsten stellte Friedrich Wilhelm eindringlich vor, daß sein Staat seit einem halben Jahrhundert im Frieden lebe, daß Bayern an sich ein reiches Land sei und daß „ein einziger feindlicher Durchzug unendlich mehr kosten kann, als seine Forderung. Wer sieht nicht, daß man alsdann zu spät bereuen wird, sich ein so großes Ungemach zugezogen zu haben, weil man das kleine zu übernehmen sich weigerte?“ Auch diese Vorstellung blieb erfolglos. Als 1796 die Moreauschen Truppen Bayern überschwemmten und seine Bewohner peinigten, mußte es fast hundertfältig dasjenige hergeben, was es jetzt verweigerte.

Dieser Widerstand der einzelnen Staaten und der Mangel an Einigkeit der Verbündeten veranlaßten den Herzog von Braunschweig, den Oberbefehl niederzulegen. Er begründete sein Entlassungsgesuch in dem nachstehenden Schreiben: „Mein sehnlichster Wunsch, das mir von Ew. Majestät anvertraute Kommando niederlegen zu dürfen, gründet sich auf die Erfahrung, daß alle in den letzten zwei Kampagnen getroffenen Maßregeln durch Mangel an Einverständnis, durch Egoismus, Kabalen und Mißtrauen vereitelt worden sind. Es macht mir tiefen Kummer, daß ich durch die Schuld anderer in meine schlechte Lage gesetzt worden bin, und ich fühle die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wahrheit, daß die Welt die Generale nur nach dem Erfolg beurteilt in ihrer ganzen Bitterkeit. Alle Vorwürfe werden auf mich fallen, und man wird den Unschuldigen mit den Schuldigen verwechseln. Diese Unfälle würden mich aber nicht vermocht haben, einer Laufbahn zu entsagen, die das Studium meines Lebens gewesen ist, wenn man aber alle Früchte seines Fleißes und seiner Anstrengungen verloren sieht, wenn keine Hoffnung bleibt, den Zweck des Feldzuges zu erreichen, was bleibt dann einem Manne, der E. M. ganz ergeben ist, noch übrig, als sich den bestimmt zu erwartenden Unglücksfällen nicht weiter auszusetzen? Die die Mächte entzweienden Ursachen dauern fort. Es werden Verlegenheiten aller Art eintreten. Ich bin nicht gegen den Krieg und thue diesen Schritt nicht, um dem Krieg zu entgehen, allein ich fürchte die Schande, weil die anderen Generale ihre vielen Fehler mir zur Last legen werden und ich nicht im stande bin, nach meinen Ansichten zu handeln. E. M. geruhen, sich zu erinnern, daß ich die Ehre hatte, Ihnen bei Eschweiler Vortrag zu halten. Meine Besorgnisse haben sich leider erfüllt. Ich kann jetzt nichts Gutes mehr wirken und bitte E. M., mir einen Nachfolger zu ernennen. Ich wünsche E. M. mit aufrichtigem Herzen das höchste Wohlergehen und werde in Ihrem Ruhme selbst glücklich sein. Oppenheim, den 6. Jänner 1794. Ferdinand, Herzog von Braunschweig."

Friedrich Wilhelm übertrug nun dem General von Möllendorff den Oberbefehl, der ein Mann der alten, Östreich feindlichen Richtung und kein Freund des Krieges war. Allen war er erwünschter als der Herzog, aber er besaß nicht den Anspruch, eine politische Rolle spielen zu wollen. Unter peinlichen Verhältnissen übernahm er das Kommando. Es handelte sich jetzt um die endliche Entscheidung durch einige gewaltige, kraftvolle Schläge. Neben den 60 000 Preußen wollte Östreich noch 140 000 Mann ins Feld stellen, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dann zunächst die Niederlande von den Franzosen zu befreien. Man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als die Zeit des Handelns kam, fehlten die Preußen. Möllendorff glaubte den Befehlen der Engländer, ihnen nach den Niederlanden zu folgen, nicht entsprechen zu dürfen. Der Schutz der preußischen Landesteile am Rhein ging ihn näher an.

Auf französischer Seite standen jetzt den Niederlanden gegenüber 300 000 Mann. Das Kommando führte der entschlossene General Pichegru, und unter ihm befehligten die Offiziere Macdonald, Moreau, Vandamme, Kleber, Championnet, Lefevre, Bernadotte und andere, die später berühmt geworden sind. Die Verbündeten vermochten diesen nur 160 000 Mann entgegenzustellen. Der Kaiser Franz, Thugut, Colloredo und Trautmannsdorff waren persönlich nach Brüssel gekommen, um Heerschau zu halten. Ein französisches Korps von 30 000 Mann wurde gänzlich geschlagen. Fürst Schwarzenberg, der damals Oberst war, trieb ein zweites Korps in die Flucht. Nicht so glücklich kämpften die verbündeten Truppen auf den Flügeln. Sie wurden hier von der feindlichen Übermacht geworfen. Die vereinzelten Kämpfe waren zwar sehr hartnäckig, allein sie brachten keine Erfolge.

Am 23. Mai wollte Möllendorff es wagen, den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Von Kusel und Meisenheim bis an den Rhein dehnten sich seine Reihen aus. Mit großer Sicherheit geschah der Angriff. Die Linien der Franzosen wurden nach tapferstem Widerstande durchbrochen und Kaiserslautern in Besitz genommen. Bis hinter die Saar trieb Möllendorff die Feinde zurück. Blücher schlug mit seinen Husaren mehrere Infanterieregimenter; er eroberte sechs Kanonen und machte 400 Gefangene. Der König verlieh ihm das Regiment Graf Goltz, „welches er so tapfer geführt hat, und bei welchem er auch ferner wesentliche Dienste zu leisten nicht verfehlen wird.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So war durch diesen Krieg das französische Heer vom Haardtgebirge weggedrängt, auf die Vogesen zurückgetrieben, Kaiserslautern und Zweibrücken eingenommen und dieselben Stellungen wieder erobert, welche die Preußen vor einem Jahre inne gehabt hatten. Daß der Erfolg nicht besser ausgenutzt wurde, war nicht die Schuld des Heeres und seines Führers, sondern der diplomatischen Gewebe, von welchen alle kriegerischen Operationen jener Zeit aufs unheilvollste umflochten waren.

Wegen der an Preußen gezahlten Kriegsgelder verlangten die Engländer, die preußische Armee müsse sich für ihr Geld unter ihr Kommando stellen. Möllendorff ging hierauf nicht ein und zog sich am 23. Oktober auf das rechte Rheinufer zurück. England erklärte nunmehr entrüstet, ferner keine Subsidien mehr zu zahlen, worauf ihnen der König durch Hardenberg antworten ließ, daß er ein solches Verfahren als einen Bruch des geschlossenen Bündnisses ansehe, an welches er sich ferner nicht gebunden erachte.

Im November brach ein Korps von 20 000 Mann unter Hohenlohe vom Rheine auf, um nach Polen zu marschieren. Wütend hierüber schrieb nun der englische Gesandte Malmesbury: „Auf Berlin ist nicht mehr zu rechnen. Haugwitz bedeutet garnichts. Lucchesini herrscht despotisch. Möllendorff ist altersschwach. Seine Talente, sein Geist sind dahin, nichts ist zurückgeblieben als seine Eitelkeit und seine Niederträchtigkeit. Alle höheren Offiziere sind erbost, und viele von ihnen haben jakobinische Neigungen. Kalckreuth ist so erbärmlich nachlässig, daß ihm allein der Verlust Triers zur Last fällt."

Dem Zornausbruch Englands folgte ein klägliches Schreiben des Kaisers. „Jetzt ist das Elend im Reiche so groß, daß, wenn die Reichsstände dem Eindringen des Feindes nicht eine allgemeine Volksbewaffnung entgegenstellen, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reich seine letzten Kräfte in nutzlosen Unternehmungen zersplittern wird."

Dieselben traurigen Erfahrungen wie bei den Reichsständen machte der Kaiser bei den, aus spanischer Erbschaft dem Hause Östreich wieder zugefallenen Niederländern. Diese waren durchaus nicht geneigt, ihr Geld und Blut dazu herzugeben, daß das schon einmal abgeworfene Joch ihnen von neuem aufgelegt werde. Sie hießen die Franzosen mehr willkommen als die Östreicher. Es war natürlich, daß sich Friedrich Wilhelm nicht dafür erwärmen konnte, das Gebiet der Niederländer für Östreich zurückerobern zu helfen.

In jener Zeit befand sich der König bei seinem Heere im Lager vor Warschau, zu dessen Erstürmung Vorbereitungen getroffen wurden. Obwohl es hier seiner ganzen Thatkraft bedurfte, gab er doch den Gedanken nicht auf, später an dem französischen Kriege wieder persönlich teilzunehmen. Die sogenannte Friedenspartei in Berlin stand bei ihm keineswegs in gutem Ansehen. Zu dieser Partei gehörte auch der ehemalige Minister Graf Hertzberg. Dieser fühlte sich gedrungen, in drei Briefen dem Könige seine Ansichten mitzuteilen. In dem ersten erwähnt er, Preußen hätte die zweite Teilung Polens nie zugeben sollen. Die erste Teilung habe er zwar selbst ins Werk gesetzt. Sie sei aber gerechtfertigt gewesen. Wenn der König dieselbe Politik wie sein Vorgänger befolgt hätte, so würde er ihm Danzig und Thorn leicht verschafft haben. Er könne ihm nur raten, umzukehren, Polen herauszugeben und die alte, Östreich feindliche Politik einzuschlagen.

Bevor Hertzberg eine Antwort empfing, ließ er ein zweites Schreiben folgen. Er sagte, er sehe in der Beibehaltung der jetzigen Politik den völligen Untergang Preußens. Als alter Diener des Königs halte er sich verpflichtet, ihn zu bitten, mit Frankreich Frieden zu schließen und in Frankreich seinen ehrlichsten Bundesgenossen zu erkennen. Er erbot sich, wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Staatsgeschäfte zu übernehmen, hinzufügend, ihm werde es gelingen, die Wohlfahrt des Staates bald wieder herzustellen.

Auch dieses Schreiben blieb unbeantwortet. Hertzberg ließ ein drittes folgen. Er machte sich verbindlich, Denkschriften auszuarbeiten und durch diese die Höfe von Wien, London, Petersburg zu bewegen, die französische Republik anzuerkennen. Er hoffe, den Konvent durch die Stärke seiner Gründe zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, da derselbe ihm mehr, als jedem anderen Minister wegen seiner erprobten Wahrhaftigkeit Vertrauen schenken werde. Er werde die Denkschriften in einigen Tagen anfertigen, und es werde dann von Sr. Majestät abhängen, ihn zu sich zu berufen.

Friedrich Wilhelm antwortete ihm nun eigenhändig aus dem Lager bei Warschau: „Mein lieber Etats-Minister, Graf Hertzberg! Es gab eine Zeit, in der Sie lediglich Ihre Pflicht erfüllten, wenn Sie mir Ihre Meinung über die Angelegenheiten vorlegten, welche ich Ihrer Einsicht übertragen hatte. Jetzt, nachdem Ihre diplomatische Laufbahn geendigt ist, würde ich es Ihnen als besonnene Zurückhaltung angerechnet haben, wenn Sie mich mit Ratschlägen verschont hätten, auf die ich nur dann einen Wert lege, wenn ich sie vorher erbeten habe. Überlassen Sie den Ministern, die mein Vertrauen besitzen, das Geschäft, meine Befehle zu empfangen und sie auszuführen. Ich weiß den Patriotismus zu schätzen und will gern glauben, daß er Ihnen Ihre Anerbietungen eingeflößt hat. Es ist aber auch möglich, daß die Eigenliebe die Gestalt desselben in Ihren Augen angenommen hat und Sie über Ihre wahren Beweggründe getäuscht hat. Es würde mir lieb sein, wenn dieser Gedanke Sie um Ihrer selbstwillen auf die Hut brächte, und mir dadurch die Unannehmlichkeit erspart würde, Ihnen diesen Rat wiederholt erteilen zu müssen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es war eine seltsame Überschätzung, daß sich Hertzberg zutraute, durch „Denkschriften" die europäische Welt zu verständigen, die Mächte zur Anerkennung der französischen Republik zu bewegen und dem in vollem Lauf begriffenen kriegerischen Raubzuge der Revolution Halt zu gebieten. Hertzbergs staatsmännische Selbstüberhebung mußte den König peinlich berühren. Wohl war er überzeugt, daß nur die eifrigste Sorge um die Macht des Staates Hertzberg hierzu veranlaßte. Aber er wußte genau, daß dessen Wille seiner Politik schnurstracks entgegenstand. Er war ein zu selbständiger Herrscher, als daß er sich durch einzelne Fehlschläge von der als richtig erkannten Bahn so leicht hätte abdrängen lassen. Wir müssen uns alle diese Eindrücke, die Nachrichten vom Niederrhein und aus Holland, die Kunde von dem abermaligen Aufstande in Polen, die Belagerung Warschaus, die Entziehung der englischen Hülfsgelder, die Siege und zunehmende Macht der Franzosen, die Eifersucht Östreichs, das Versiegen der eigenen Hülfsquellen vergegenwärtigen, um die Stimmung des Königs zu begreifen und die Größe der Gefahr recht zu würdigen. Widerspruch und Tadel hatte der König genug zu erdulden. Dennoch folgte er weder den Friedensmännern noch dem wohlmeinenden Hertzberg. Es bewährte sich auch bei ihm, daß in den schwersten Entscheidungen des Lebens der Mensch allein steht. Die klügsten Räte und besten Freunde verlassen ihn dann. Aber die Befehle, die Friedrich Wilhelm gab, zeichneten sich damals nicht weniger durch Klarheit und Festigkeit aus. „Diese königliche Ordre gab wieder den Beweis, daß Friedrich Wilhelm, wenn er nur den eigenen Eingebungen folgte, am besten beraten war. Weder das Mißgeschick an der Sambre, noch das Ausbleiben der englischen Hülfsgelder waren für den König zureichende Gründe, das Reich ungedeckt zu lassen. Er folgte wieder seiner persönlichen Uneigennützigkeit und wies Möllendorff an, fürs erste,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was auch geschehen möge, mit der Armee zum Schutze des Reiches am Rhein stehen zu bleiben."*) So war denn auch am Schlusse des dritten Kriegsjahres eine Entscheidung nicht herbeigeführt. Friedrich Wilhelm aber konnte auch auf dieses Jahr seiner Regierung mit der Beruhigung zurückblicken, daß er nach bestem Wissen gehandelt hatte, wenn auch seine Bemühungen von dem wohlverdienten Erfolg nicht begleitet waren.

Die dritte Teilung Polens.

Nach der letzten Teilung Polens wurde es immer offenbarer, daß die Polen nur Zeit zu gewinnen suchten, um einen neuen Aufstand vorzubereiten. Sie waren Preußen als Feinde entgegengetreten, und mußten, da sie unterlagen, das Los der Besiegten über sich ergehen lassen. Wenn es Frankreich nicht gelungen wäre, sich seinen Feinden gegenüber zu behaupten, so hätte es das gleiche Schicksal der Teilung oder Gebietseinbuße erdulden müssen. Polen mußte sich vor allem seine Selbständigkeit zu erhalten suchen. Nach der zweiten Teilung war es immer noch erheblich größer als ganz Preußen. Durch Klugheit und Mehrung seiner Kraft hätte es den verlorenen Besitz später wieder einbringen können, wie es 1815 bei Preußen der Fall war. Anstatt zur Einkehr und Buße schritt es jedoch zu neuer Empörung und Rache gegen ihre Nachbarn, die ihnen diesmal nichts übles gethan hatten. Vom ersten Augenblick ihrer neuen Erhebung stand Eines außer Zweifel, daß dieselbe nur dazu dienen werde, das Ende des polnischen Staatswesens zu beschleunigen. In dieser unabwendbaren Konsequenz früherer Dinge gab es für Preußen

*) Häusser, Deutsche Geschichte I 521.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keine Wahl mehr, ob es dies Verhängnis aufhalten wollte oder nicht, sondern es galt einzig und allein, sich inmitten der mißgünstigen Rivalität der in die gleichen Wirrnisse verstrickten Mächte den möglichst großen Anteil zu sichern.

Die Aufregung unter den Polen wurde eifrig geschürt durch die ins Ausland geflüchteten Führer Kosziuszko, Kolontai, Malachowski, Potocki, Czernicki und viele andere Edelleute. Es bildeten sich viele geheime Verbindungen, und ein Revolutionstribunal wurde errichtet. Das größte Ansehen besaß Kosziuszko. Er hatte schon in Amerika gefochten und später französische Kriegsdienste geleistet. Er stand mit den Schreckensmännern in Paris in Verbindung und durchreiste jetzt ganz Polen, um sich der Befehlshaber in den Städten zu versichern. Wo er erschien, fand er begeisterte Aufnahme. Mit dem Eintritt des Frühlings 1794 brach der Sturm los. Am 4. April schlug Kosziuszko bei Raclawice 4000 Russen. Dann zog er nach Krakau und wurde dort von dem General von Wodzicki mit offenen Armen empfangen. Nach mehreren Gefechten gegen die Russen, in denen die Polen Sieger blieben, bewegte sich ihr Zug nach Warschau. König Stanislaus, der hier seine Residenz hatte, zeigte sich mit allem einverstanden, mußte aber die Staatsleitung dem Diktator Kosziuszko überlassen. Das sächsische Palais wurde in Brand gesteckt und die russische Besatzung niedergemetzelt. In Wilna, Chelm und Lublin fanden gleich blutige Aufstände statt. Es erging ein Aufruf, in dem alle Waffenfähigen von 15 bis 50 Jahre sich zu dem Kampfe zu gestellen hatten. Dieselbe Schreckensherrschaft, welche in Frankreich gewütet, wurde von den aufgestachelten Volksmassen nun auch in Warschau proklamirt. Mehrere Verdächtige, welche es mit Rußland gehalten hatten, der Bischof von Wilna, der Fürst Swiatopolk, die Edelleute von Boskaney, von Roguski und andere wurden von der wütenden Menge zum Galgen geschleppt und ohne Urteil ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

henkt. Sieben Vollstrecker dieser Volksjustiz büßten tags darauf ihre Eigenmächtigkeit mit dem Tode. Die größte Uneinigkeit herrschte anfangs unter den Führern und den Truppen der Polen. Doch die immer näher rückende Gefahr stellte innerhalb der Stadt für einige Zeit die Einmütigkeit her. Alles eilte zur Schanzarbeit. Die Gräben wurden vertieft, die Wälle mit Pallisaden versehen. Unter Musik und Gesang arbeitete man Tag und Nacht. Warschau mit seinen großen Vorstädten bildete einen großen Halbkreis am linken Ufer der Weichsel. Ihm gegenüber am rechten liegt, durch eine Brücke verbunden, das Fort Praga. In Warschau befand sich die Kraft des Reiches und der Mittelpunkt der Bewegung. Die stärkste Schutzwehr bildete das vor den Thoren aufgestellte Heer Kosziuszkos. Alle polnischen Scharen wurden in Eilmärschen herangezogen, und in der weiten Ebene vor Warschau erwartete man die heranziehenden Preußen.

Am 26. Juli waren die Preußen bis Wola vorgerückt und die Polen mußten die Kreuzschanze räumen. Nach mehrtägiger Beschießung forderte Friedrich Wilhelm, der sich im Lager befand, den König Stanislaus auf, die Festung zu übergeben. Stanislaus antwortete: „Mein Schicksal ist das der Einwohner Warschaus. Da ich als König wie ein Bruder mit Ew. Majestät reden darf, so flehe ich Sie an, keine Rache, sondern Gnade zu üben, die, wie ich fest überzeugt bin, stets dem Charakter Ew. Majestät entspricht."

Die Belagerung zog sich sehr in die Länge. Auch im Rücken der Preußen bewaffneten sich die Polen. In Wäldern verbarg sich die junge Mannschaft. Bald rüsteten auch die Städte, zuerst Kalisch, dann Gnesen, dann Posen, zuletzt das ganze Land. Friedrich Wilhelm wartete vergeblich auf das angekündigte russische Heer, welches gemeinschaftlich mit den Preußen gegen Warschau vorgehen sollte. Polnische Streitscharen beunruhigten des Nachts das preußische Lager, schnitten

die Zufuhren ab und machten alle Landstraßen unsicher. Friedrich Wilhelm hielt es für notwendig, zwei gesonderte Korps im Rücken aufzustellen, um die Verbindung mit der Heimat und die Zufuhr der Lebensmittel zu sichern. Am 13. September wurden diese jedoch durch die polnischen Generale Dombrowski und Madalinski angegriffen und geschlagen.

Inzwischen zogen die russischen Truppen unter Suwarow langsam heran. Am 18. September griffen dieselben 25000 Polen unter Graf Sierakowski bei Brzesk an und schlugen sie in die Flucht. Um die Vereinigung der Preußen mit den Russen zu hindern, ging Kosziuszko über die Weichsel. Am 10. Oktober kam es zur blutigen Entscheidung. Nach tapferem Widerstande wichen die Polen der Übermacht. Vergebens suchte Kosziuszko die Ordnung herzustellen, vergebens stürzte er sich, allen ein leuchtendes Vorbild des Mutes, in die feindlichen Reihen. Mit den Worten: „Finis Poloniae!“ sank er schwerverwundet vom Pferde. Das geschlagene Heer flüchtete unter Graf Poninski nach Warschau. Der preußische Feldherr Graf Schwerin hatte es verabsäumt, ihnen den Weg zu verlegen. Er wurde später zu einjähriger Festungshaft verurteilt und verabschiedet.

Suwarow folgte den Polen auf dem Fuße. Vom 29. October ab ließ er Warschau mit glühenden Kugeln Tag und Nacht beschießen. 30000 Polen und 104 Kanonen verteidigten sich standhaft gegen die Belagerer. Trotz der Feuerbrände in der Stadt und der Wehklagen der Bewohner zwang der Nationalrat den König Stanislaus, die Aufforderung zur Übergabe abzuweisen. Nachdem Suwarow drei Schanzen erobert hatte, befahl er am 4. November nachts zwei Uhr 22000 Mann zum Sturm. Um neun Uhr hatten die Russen die Festungswerke überstiegen. Von den polnischen Truppen fielen 13000 Mann, darunter vier Generale; 200 ertranken in der Weichsel, 14000 wurden gefangen genommen, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur 800 retteten sich durch die Flucht. Die Wut der Russen schonte auch die Wehrlosen nicht. Bereits bedeckten mehr als 8000 die Straßen mit ihren Leichnamen, als sie noch in die Wohnungen eindrangen und 6000 mit ihren Kolben niederstießen.

Suwarow berichtete seiner Kaiserin den Sieg mit den drei Worten: „Hurra, Praga, Suwarow," und empfing von Katharina die Antwort: „Bravo, Herr Feldmarschall!"

König Stanislaus mußte sich nach Grodno begeben. Die Verwaltung seines Königreichs übertrug Katharina dem General, Graf Buxhövden. Der Rest des polnischen Heeres marschierte nach Galizien. Ein preußisches Korps unter Kleist folgte ihm auf dem Fuße. Am 15. November mußten sich die Trümmer des polnischen Heeres ergeben.

Östreich hatte diesmal an dem Kampfe keinen Anteil genommen. Jetzt, nachdem die Empörung niedergeworfen, die Preußen in vielen blutigen Schlachten als Sieger hervorgegangen, stellte sich auch Östreich ein, um zu ernten, wo es nicht gesäet hatte. Es zeigte sich, daß Katharina eher geneigt war, Östreichs Vergrößerung als die Preußens zu fördern. Sie erließ eine Bekanntmachung, in der sie sagte, sie habe es sich angelegen sein lassen, sich mit dem König von Preußen und dem Kaiser Franz über die zu treffenden Maßregeln zu vereinigen, um die Wiederkehr nochmaligen Blutvergießens vorzubeugen. „Diese Herrscher sind von der Unfähigkeit Polens, sich eine feste Regierung zu geben und eine staatliche Unabhängigkeit zu erhalten, fest überzeugt. Sie haben aus Pflicht gegen ihre Unterthanen beschlossen und für notwendig erachtet, zu einer gänzlichen Teilung Polens zu schreiten."

Es kostete Friedrich Wilhelm nicht geringe Mühe, seine Ansprüche bei Katharina durchzusetzen. Seinem Drängen, die Sache zu erledigen, setzte sie zuerst unheimliches Schweigen entgegen. Als sie Ausflüchte machte, erklärte Friedrich Wilhelm,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sei entschlossen, lieber die ganze Teilung zu hindern, als sich mit der von Rußland angebotenen kärglichen Abfindung zufrieden zu geben. Jetzt erst kam es an den Tag, daß Katharina Östreich überredet hatte, Preußen mit einigen Quadratmeilen abzufinden. In den Verhandlungen, die Tauenzien im Dezember zu Petersburg mit Ostermann pflog, kam es zum offenen Bruch. Tauenzien reiste unter Protest zurück nach Berlin, und Rußland und Östreich trafen nun ohne Preußens Mitwirkung die Entscheidung über Polens Geschick. Es gehörte Friedrich Wilhelms Herzensgüte gepaart mit großer Einsicht dazu, um neben zwei solcher „Verbündeter" im Kampfe gegen Frankreich auszuharren. Man kann die tiefe Treulosigkeit der damaligen Staatskunst und die ganze Unverschämtheit, mit der man in der Zeit eines Weltkampfes gegen die schreckliche Revolution selber zu umstürzerischen Mitteln griff, nicht schärfer darstellen, als es in diesem Beginnen der lasterhaften Katharina zu Tage tritt. Lucchesini schrieb: „Die Dinge liegen so, daß jeder nur an sein eigenes Heil denken darf. Darum predige ich offen den Frieden. Auch sind bei uns die Minister und die öffentliche Meinung für den Frieden. Nur der König kann sich von dem Vorurteile noch nicht los machen, das ihn mit dem unseligen französischen Kriege verknüpft."

Mit Recht war Friedrich Wilhelm dem Frieden mit Frankreich noch keineswegs unbedingt hingegeben. Er fühlte sich als deutscher Fürst verpflichtet, den Kampf fortzuführen, sofern die deutschen Stämme nur selbst treu zu ihrem eigenen Vaterlande standen. Die Treulosigkeit Rußlands konnte seine Überzeugung von der Richtigkeit der von ihm verfolgten nationalen Politik nicht erschüttern. Nach vielen Unterhandlungen kam am 3. Januar 1795 der Teilungsvertrag endlich zu Stande. Es sind jetzt 100 Jahre, daß Polen aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen ist. Rußland nahm den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Löwenanteil von 2185 Quadratmeilen mit 1 176 000 Einwohnern. Preußen empfing 997 Quadratmeilen mit 940 000 Bewohnern und Östreich erhielt 834 Geviertmeilen mit 1 037 800 Einwohnern. Der König Stanislaus schied am 9. Januar für immer aus seiner Hauptstadt und legte seine Herrscherwürde nieder. Er nahm seinen Wohnsitz in Petersburg und starb am 12. Februar 1798.

Der Baseler Friede.

Am Hofe zu Berlin hatte man die Scheu vor dem Frieden mit Frankreich seit lange überwunden. „Unsere verhängnisvolle Allianz mit Östreich," schrieb Lucchesini am 17. Januar 1795 an Möllendorff, „hat uns in den französischen Krieg gestürzt, damit sich Rußland und Östreich in unserem Rücken ausdehnen konnten. Mein Schwager Bischofswerder ist schuld daran. Wenn Ew. Exzellenz nur erst mit Ihrem Heere nach Osten abmarschieren könnten, so würde Rußland weniger zudringlich und Östreich kulanter sein. Das ist aber leider der Grund, weshalb Thugut alles aufbietet, den Frieden zu hintertreiben." Auch Haugwitz, der alte Prinz Heinrich, Graf Goltz, Kalckreuth, der alte Graf Hertzberg und Hohenlohe dachten in gleicher Weise. Nur der König wollte immer noch nichts vom Frieden hören. Er berief Möllendorf und das Heer nicht vom Kriegsschauplatze ab.

Manche Andeutungen ließen darüber keinen Zweifel, daß man in Paris sich mit Preußen zu verständigen wünschte. Friedrich Wilhelm wollte nur einen Waffenstillstand. „Er dürfe die kleineren Fürsten nicht preisgeben. Das sei für ihn Ehrensache." An diesen dünnen Fäden hing noch die Hoffnung Englands und Östreichs, den Frieden zu vereiteln. Im Januar 1795 empfing der englische Gesandte in Stockholm,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lord Spenzer, von seinem Hofe den Auftrag, sich eiligst nach Berlin zu begeben, um dort der Friedenspartei entgegen zu arbeiten. Haugwitz eröffnete ihm, daß der König durch das Vorenthalten der zugesagten Hülfsgelder in eine sehr gereizte Stimmung gegen England gebracht worden sei. Inzwischen war der englische Gesandte am Berliner Hofe, von Paget, nach London gereist, um dort die Subsidien wieder flott zu machen. Paget hoffte, die Favoritin des Königs, die Rietz, werde seinen Wünschen zugänglich sein. Von Deventer aus schrieb er an sie: „Gnädigste Gräfin! Die Wendung, welche die Angelegenheiten nehmen, ist unberechenbar. Um Gottes Willen treiben sie den König zum Handeln und nicht zum Frieden. Die Übel, denen wir preisgegeben sind, sind zu groß. Mir bleibt nur der eine Trost: auf Sie rechnen zu können."

Herr von Paget hatte nicht versäumt, den Lord Spenzer bei der Gräfin einzuführen. Durch sie versuchte Spenzer eine Audienz bei dem Könige zu erhalten. Die Rietz berichtet hierüber: „Im Januar 1795, ehe ich nach Italien ging, erhielt ich von dem Lord Spenzer ein Billet, worin er mich um eine Unterredung in einer wichtigen Angelegenheit bat. Ich ließ ihm durch den Überbringer mündlich sagen, daß ich ihn am Abend 7 Uhr empfangen würde. Er kam zur bestimmten Stunde und nach einigen gleichgültigen Gesprächen wandte er sich zu einem ungleich wichtigeren Gegenstande: daß er wisse, der König wolle mit Frankreich Frieden schließen. Er stellte mir den Schaden, der daraus für Preußen entstehe, sehr dringend vor, sprach von mehreren Millionen Piastern, die England an Preußen jährlich zahlen wolle und ließ sich dabei in eine weitläufige Auseinandersetzung der Gründe ein, die aber meinem Gedächtnis entfallen sind. Meine Antwort war, daß ich nicht absähe, wie ich zu dieser Sache gezogen würde. Nie hätte ich mich in Staats-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschäfte gemischt, und ich würde hiervon nicht abgehen. Der Lord bat mich dringend, ihm bei dem Könige nur eine einzige Stunde Audienz, jedoch ohne Beisein der Minister, zu verschaffen und zugleich sein Gesuch, daß der König keinen Frieden schließe, zu unterstützen. Im Falle ich letzteres bewirke, habe er von seiner Regierung Ordre, mir 100 000 Guineen als eine Erkenntlichkeit auszuzahlen, die mir um so willkommener sein müßten, weil ihm bekannt sei, daß der König für mein künftiges Schicksal noch nicht gesorgt habe. Sein Geldanerbieten machte mir dessen Absicht verdächtig. Ich sagte ihm, seine Anträge seien mir unangenehm. Ich würde zwar dem Könige seinen Wunsch um eine Audienz zugleich aber auch seinen mir gemachten Antrag mitteilen. Am folgenden Tage erzählte ich dem Könige die mit Spenzer gehabte Unterredung. Der Monarch lächelte und sagte, er würde ihm Audienz geben, gleichwohl aber thun, was bereits beschlossen sei. Ob diese Audienz wirklich stattfand, weiß ich nicht. Das aber weiß alle Welt, daß der Baseler Friede wirklich zu stande kam: ein sicherer Beweis, daß der Gesandte mit seinem Gesuche nicht durchgedrungen ist. Das ist der mir vorgeworfene „Verkauf des preußischen Staates an England", das sind die 100 000 Guineen, von denen ich gehört, aber nicht eine einzige gesehen habe."

Friedrich Wilhelm gewährte dem Lord die Audienz und zwar unter vier Augen. Die Angaben der Rietz hat Spenzer später bestätigt. Seine Unterredung mit dem König hatte keinen Erfolg. Friedrich Wilhelm eröffnete ihm, er sei bereits mit Frankreich wegen eines Waffenstillstandes in Unterhandlungen getreten und müsse das Ergebnis derselben erst abwarten, bevor er weitere Entscheidungen treffe.

Der alte Oheim des Königs, Prinz Heinrich, rühmte sich gegen Massenbach, daß er den König, welcher ihm leider niemals Gehör geschenkt, diesmal veranlaßt habe, den ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angebotenen Frieden anzunehmen. Auch Malmesbury erwähnt in einer Depesche vom 26. Februar 1795 boshaft den „Einfluß des alten Prinzen, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur als ein zeitweiliges Werkzeug vorgeschoben ist, von jenen verräterischen Personen, die den König umgeben."

Die drei Kriegsjahre hatten die Ohnmacht des Reiches greller als je vor aller Welt aufgedeckt. Frankreich war bis an den Rhein mitten ins deutsche Gebiet vorgerückt. Der Zauber der alten militärischen Überlieferung und ihrer überlegenen Kraft war dahin. Es kam eine neue Zeit der Kriege und Siege, deren Geheimnis und Bedeutung Friedrich Wilhelm nicht verkannte. In der Auffindung des rechten Staatsmannes, dem er die Unterhandlung mit Frankreich übertrug, erkennen wir seine scharfe Beobachtungsgabe. Hardenberg galt nicht für einen Anhänger des Friedens um jeden Preis. Er hatte seine Ansicht dahin kundgegeben, daß der Friede das Wünschenswerteste, aber Unwahrscheinlichste sei. Eine Allianz mit Frankreich, womit man in Paris sehr zudringlich hervortrat, wies er mit Entschiedenheit zurück.

Die jahrelangen Leiden des Krieges hatten auch in Süddeutschland die stolzen Erwartungen herabgemindert und die Erbitterung erkaltet, welche die Gemüter beim Ausbruch beherrschte. Nicht bloß der fränkische und oberrheinische Kreis baten den König um den Abschluß des Friedens, auch Mainz trug zu Regensburg feierlich um eine Einigung mit Frankreich an. Die meisten Reichsstände stimmten ihm zu. Nur der Kurfürst von Trier, Hannover und Östreich widerstrebten. In diesem Wunsche der Fürsten fand Friedrich Wilhelm Veranlassung, dem von Frankreich angebotenen Frieden nicht länger zu widerstreben.

Am 5. April 1795 kam zwischen Preußen und Frankreich der berühmte Friede zu Basel zu stande. Frankreich verpflichtete sich, die preußischen Gebiete auf dem rechten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rheinufer zu räumen. Die auf der linken Seite des Rheins belegenen Länder aber (halb Cleve, Geldern und Mörs) tritt Preußen an Frankreich ab, wofür es nach dem Reichsfrieden anderweitig entschädigt wird. Bei Fortdauer des Krieges mit den anderen Staaten wird Preußen seine Waffen nicht über eine festgesetzte Demarkationslinie tragen, insofern die diesseits dieser Linie gelegenen Reichsstände binnen drei Monaten dem Frieden beitreten. Preußen übernahm noch die Verwendung für diejenigen Fürsten, welche wegen des Friedens in Unterhandlung mit Frankreich treten.

Friedrich Wilhelm ist wegen dieses Friedens von den meisten Geschichtsschreibern schwer getadelt worden. Das Urteilen vom Schreibtisch über weltgeschichtliche Ereignisse, die nicht wegzuschaffen sind, ist meist verfehlt. Kein Schiffer kann den Wirbelwind wegdiktieren. Napoleon siegte auch nicht mehr, als ihm Begeisterung und Einheit entgegentraten, obschon er noch der große Stratege wie ehemals war. Nur wer die Weltgeschichte vom christlichen Standpunkte aus betrachtet, wird das rechte Urteil über die Herrscher und Ereignisse besitzen. Mit Recht sagt Prof. Cassel: „Ich kann mich sogar in die Meinung Leopold Rankes nicht finden, wenn er von der Politik Friedrich Wilhelms II. sagt: „Sie ist nicht ohne Impulse und gute Beweggründe, aber es fehlt ihr an der Einheit des alles beherrschenden Gedankens, die unter seinem Vorgänger die Kräfte des Staates gebildet hatte.“ Der Tadel scheint nicht begründet. Gerade eine völlige Einheit findet sich in den Gedanken des Königs — nach Ost und nach West, nach außen und innen — aber die Geltendmachung dieser Einheit ist eine erschwerte geworden durch Hindernisse, wie sie der alte Fritz nicht kannte. Die Gegensätze zur Revolution sind Probleme, die schwer zu lösen sind. Friedrich Wilhelm trug sich mit Ideen, wie sie sein Enkel im Herzen getragen und mit seinem Schwert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Bismarcks Feder ausgeführt hat. Er hatte das Gefühl, daß Preußen das Schwert Armins schwinge gegen Empörung und Revolution zum Schutze Deutschlands. Das Herz des Königs war immer bei dem deutschen Volke. Es bewegten ihn große Aspirationen, die richtig waren und wie prophetisch klangen. Es ist keine Mystik, wenn man solche bedeutungsvolle Ahnungen in großen Geschlechtern beobachtet. Nur war es nicht gleich möglich, solche zu erfüllen. Nicht auf einmal bewegt man den hindernden Fels. Aber dennoch waren Friedrich Wilhelms Wege richtig. Sie brachen sich durch, und Thränen und Blut haben später ihre Vollendung geläutert und gereift." So Prof. Cassel. (Fr. Wilhelm II. S. 114.)

Ein anderer Historiker sagt: „Man hat lange Zeit diesen Frieden dem Könige zum schweren Vorwurf gemacht und ihn als Abfall von der deutschen Sache gebrandmarkt. Allein es ist sicher, daß dieser Friede durch den übel geleiteten und übel gesinnten Kaiser Franz erzwungen wurde. Friedrich Wilhelm war doch immer noch ehrlicher als Franz und Katharina. Auch wäre der Baseler Frieden nicht so nachteilig für Deutschland geworden, wenn Friedrich Wilhelms Nachfolger die spätere Zeit mit Verstand und Energie, wie es sein Vater gethan, benutzt hätte." (W. Menzel, 120 Jahre, II. 234.)

Hardenberg, der den Frieden zustande gebracht, sagt befriedigt über denselben: „Ich halte den Frieden für sicher, vorteilhaft und ehrenvoll: für sicher, weil die Neutralität des größeren Teils von Deutschland festgelegt und für die übrigen Reichsstände ebenfalls ein dreimonatlicher Waffenstillstand ausgemacht ist, wodurch bald das ganze Reich neutral sein wird. Für vorteilhaft, weil wir einen verderblichen und kostbaren, über unsere Kräfte gehenden Krieg endigen, dem Lande die Wohlfahrt des Friedens wiedergeben, ferner weil wir der Feindschaft Frankreichs gegen uns den Boden wegziehen, end-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich weil wir nichts verlieren, sondern durch die zugesicherte Gebietsentschädigung Besseres eintauschen werden. Ich halte ihn für ehrenvoll und vorteilhaft zugleich, weil der Einfluß, welchen uns die Vermittlung dem Reiche gegenüber gibt, für uns rühmlich und nutzenbringend ist, uns auch ein Übergewicht gegen den Wiener Hof gewährt. Gott gebe, daß unser Beispiel recht allgemein wirken und die Ruhe im ganzen Vaterlande wiederkehren möge."

Wirksamer als alles, was für den Frieden geschrieben oder gesprochen wurde, war es, daß die Beteiligten wieder Herr im eigenen Hause wurden. Noch im Februar 1797 pries der Geheimrat Dohm das hohe Glück, daß bei der höchst unsicheren Lage, in welcher sich Süddeutschland befände und bei der Aussichtslosigkeit auf den erwünschten Frieden Preußen nicht nur das Elend des verheerenden Krieges von sich fern gehalten sehe, sondern auch von allen übrigen Drangsalen, als Requisitionen, Durchmärschen, Verpflegungen, Brandschatzungen ganz befreit sei. Es bedürfe nur eines flüchtigen Blickes auf den des höchsten Mitleids würdigen Zustand der für eine lange Folgezeit ruinierten, sonst blühenden Länder, um es ganz zu fühlen, wie glücklich dagegen Preußen sei, welches nun bereits zwei Jahre hindurch des gesicherten Friedens sich erfreue.

Die französischen Heere durchzogen Franken, Schwaben und Bayern. Nur gegen schwere Opfer an Geld, Soldaten und Lieferungen bewilligten sie den erschreckten Reichsfürsten die Erlaubnis, Friedensgesandte nach Paris schicken zu dürfen. Zurückziehung ihrer Truppen vom kaiserlichen Heere und die Zusage, nie wieder ein Kontingent gegen Frankreich zu stellen, wurde ihnen als erste Bedingung auferlegt. Württemberg bezahlte vier Millionen Kriegssteuer, Baden zwei, der Schwäbische Kreis zwölf, die Geistlichen Fürstentümer sieben, der Fränkische Kreis acht Millionen, wobei die preußischen Fürstentümer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bayreuth und Anspach keinen Heller zu bezahlen brauchten. Auch der Kurfürst von Sachsen wurde schrecklich gebrandschatzt. Er hatte seine reichsständischen Verpflichtungen getreulich erfüllt und kam erst zur Ruhe, nachdem er seine 12000 Mann von der Reichsarmee zurückbeordert hatte. Der Kurfürst von Bayern befand sich auf der Flucht, während dessen die Feinde, lediglich für einen Waffenstillstand, eine Kriegssteuer von zehn Millionen Gulden von seinem Volke erpreßten.

Wenn bis heute Friedrich Wilhelm getadelt wird, er habe die deutschen Volksstämme durch seinen einseitigen Friedensschluß schmählich verlassen, so ist dieser Vorwurf durchaus ungerechtfertigt. Man vergißt, daß er vollauf seiner Reichspflicht genügt und das Alleräußerste, ja mehr als irgend ein anderer deutscher Reichsfürst geleistet hatte. Um von vielen Thatsachen nur eine hervorzuheben, sei erwähnt, daß Anfang 1795 von den deutschen Reichsständen 94, sage 94, garnichts und 45 nur einen ganz kleinen Teil zu den verpflichteten Kriegskosten beigetragen hatten. Drei Viertel der Säumigen waren nicht etwa kleine oder verarmte Reichsstände, sondern volkreiche Staaten, reiche Freireichsstädte, mächtige Fürsten, Prälaten und Bischöfe, die Erzstifte von Mainz, Köln, Trier, Reichsgrafen und Herzöge.

Mit gutem Gewissen konnte Friedrich Wilhelm allen Verunglimpfungen gegenüber behaupten, „daß er im dreijährigen Kampfe für das Reich die äußersten Anstrengungen gemacht. Er könne sich nicht ganz aufopfern und seinen eigenen Staat nicht ganz der Zerrüttung preisgeben, um an einem ferneren Feldzuge teilzunehmen, dessen Erfolg immer den Ergebnissen des jetzigen Friedensabschlusses nachstehen würde."

Völlig unzutreffend ist die landläufige Auffassung vieler Historiker über den Baseler Frieden. So sagt z. B. Dr. Vehse (Gesch. des preuß. Hofes, V. S. 132): „Das Jahr 1795 ist durch den Basler Frieden und die Teilung Polens das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhängnisvollste des ganzen achtzehnten Jahrhunderts für Preußen geworden. Durch dessen Frieden wurde die französische Grenze bis zum Rhein, durch Polens Teilung die russische Grenze bis zur Weichsel vorgerückt. Preußen wurde solchergestalt eingekeilt zwischen diese beiden übermächtigen Nachbarn und bereitete sich dadurch (?) die Katastrophe von 1806. Vergebens stellte Massenbach dem General Bischofswerder vor, daß dieser Friede eine schlechte Maßregel sei und Preußen mit England, Rußland und Östreich entzweien werde und Preußen durchaus eine Allianz mit Frankreich schließen müsse. Selbst Talleyrand stellte Preußen vor, daß eine Uneinigkeit zwischen Preußen und Frankreich eine politische Monstrosität sein würde, da beide Staaten geradezu darauf angewiesen wären, im vollkommensten Einverständnis zu stehen. Bischofswerder aber war die revolutionäre Regierung ein Greuel. Die Schwäche hat aber allezeit den Geist gefürchtet, und ein neuer Geist war im Anzuge. Anstatt diesen Geist zu leiten, zog man vor, ihn zu dämpfen."

Wehe dem, wer sich herbeiläßt „diesen neuen Geist" leiten oder sich mit ihm verbünden zu wollen. Es ist keine Schwäche, wenn man sich vor ihm fürchtet. Christus, der Fürst des Lebens, zitterte auch vor ihm, als er in Gethsemane auf seinen Knieen lag. Was dem General von Bischofswerder zum Vorwurf gemacht wird, gereicht ihm zur Ehre. Er that wohl daran, seinen Monarchen in dessen Verurteilung des französischen Geistes und Bündnisses, gegen viele andere am Hofe, zu unterstützen. Die Katastrophe von 1806 trat nicht deshalb ein, weil die Armee untüchtiger war, sondern weil das alte System gegen den Cäsar der Revolution einen größeren Aufschwung bedurfte, als den bloßen Aufmarsch einer gut geübten Truppe. Den christlichen Glauben an den Herrn der Heerscharen, den deutschen Nationalgeist hätte man wecken, den Donner der Nationallieder hätte man ertönen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassen müssen, dann wäre auch 1806 gelungen, was erst 1813 erreicht wurde. Friedrich Wilhelm erkannte das Rechte, war aber umwirbelt von den Parteiungen und von den Anschauungen des alten Fritz. Nur wenige verstanden den Unwettersturm an der Seine und ahnten in ihm die unheimliche Fieberkraft des neuen, finsteren Geistes. Erst Kaiser Wilhelm vollendete 1870, was sein Großvater begonnen hatte.

Eines der bekanntesten Lehrbücher ist der „große Hahn", nach welchen auf fast allen preußischen Lehrerseminaren der Geschichtsunterricht erteilt wird. Nach dem ausdrücklichen Willen unseres Kaisers soll der vaterländischen Geschichte fortan eine größere Beachtung geschenkt werden. In wie weit dies durch Dr. Hahn erreicht wird, mag dahin gestellt bleiben. Der Leser mag selbst entscheiden, ob das richtig ist, was er über den Baseler Frieden auf S. 351, wie folgt, sagt: „Leider war es Preußen, welches sich zuerst von der gemeinsamen Sache lossagte. Der König hatte im Ärger über vermeintliche (?) Fehler seiner Bundesgenossen die Absicht sich vom Kriege zurückzuziehen. Die Gründe, weshalb Preußen von dem Bündnis gegen Frankreich zurücktrat, reichen nicht hin, diesen Schritt zu rechtfertigen. (?) Zu spät mußte Preußen einsehen, daß jener Friedensschluß seinem Vorteil zuwider war. (?) Vor allem verlor Preußen sein Ansehen in Deutschland, und so ging durch den Baseler Frieden der größte Teil des Einflusses verloren, welchen Preußen seit Friedrich II. in Deutschland gewonnen hatte."

Durch den Baseler Friedensschluß hatte Preußen keineswegs seine achtunggebietende Stellung eingebüßt oder geschmälert. Nicht vermindert, sondern vermehrt hatte sich das Ansehen Preußens. Dies erhellt schon daraus, daß sich Frankreich veranlaßt sah, zuerst mit Preußen Frieden zu schließen. England, Holland, Spanien und Östreich kriegten nur deshalb weiter, weil sie nicht im Stande waren, Frankreich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu einem für sie gleich günstigen Friedensschluß zu zwingen. Die starke Militärmacht Preußen besaß offenkundig ein größeres Ansehen bei Frankreich als die anderen Mächte. Preußen ging keineswegs als Besiegter aus dem Kampfe hervor, wohl aber war dies bei allen übrigen Mächten der Fall. Der Frieden war ebenso wenig dem Vorteil Preußens zuwider, als Preußen an Einfluß verlor. Gerade umgekehrt. Der Einfluß und das Ansehen des Königs hatten sich so sehr gesteigert, daß die meisten Staaten den König baten, er möge seinen Einfluß geltend machen, um auch für sie den Frieden herbeizuführen. Es steht geschichtlich fest, daß Frankreich nur durch Preußen den Frieden mit vielen deutschen Staaten vermitteln wollte und herbeiführte.

Das Heer Friedrich Wilhelms war von dem Kriegsschauplatze zurückgetreten, ohne einen einzigen Schlag erlitten zu haben, den man einer verlorenen Schlacht vergleichen konnte. Die preußischen Truppen hatten sich während der drei Kriegsjahre überall als die Überlegenen im Kriegshandwerk erwiesen. Die Ursachen des Ergebnisses lagen nicht im Heere auch nicht in der Kriegsleitung. Die taktische Überlegenheit des preußischen Heeres, das mit Mut und Ehren aus diesem Kriege hervorging, brachte dem Gesamtvaterlande nur deshalb nicht den verdienten Erfolg, weil die Staatskunst jener Tage keine ehrliche, keine deutsche, keine weise war. An die Stelle der Einigkeit trat ein selbstsüchtiges Vordringen von Sonderinteressen. Mit Schlauheit, die sich klug dünkte, die aber kurzsichtig war, führte man einen Kampf, in dem zwei Welten gegenüberstanden. Friedrich Wilhelm hatte dem Kaiser Franz Beweise seiner Uneigennützigkeit, seiner Aufrichtigkeit gegeben. Aber den Wiener Hof beherrschte eine Staatskunst, die sich wohl der geschäftlichen Routine und Pfiffigkeit rühmen mochte, die aber der sittlichen Mittel völlig entbehrte. Thugut, der in Östreich mit der Macht eines Großveziers gebot, war zwar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Mann von zäh ausdauernder Willenskraft, von diplomatischer Erfahrung und großem Scharfsinn, aber die Schule, in welcher er seine politische Bildung erworben, waren die Serailkünste des Orients. Ohne Wahrhaftigkeit und ohne Glauben, ohne Vertrauen zu Gottes Weltordnung, ohne Achtung vor dem Recht und den Menschen, ohne Gottesfurcht und Gottvertrauen war er eine durch und durch negative Natur von mephistophelischer Färbung. Die Gährungen einer Weltepoche, der dämonische Geist der Revolution erschienen ihm nur wie tumultarische Störungen, die mit mechanischen Mitteln zu bannen wären. Bündnisse geschickt einfädeln, rastlos Jagd machen auf Gebietserweiterung, Völker und Länder zerstückeln, vertauschen, unterdrücken, täuschen: das waren die Mittel, die er dem gewaltigen Weltkampfe entgegenstellte. Die aufrichtige, hochherzige und echt deutsche Persönlichkeit Friedrich Wilhelms mochte er nicht verstehen. Den überlieferten Gegensatz zu Preußen, den er mildern sollte und konnte, hat er nach aller Möglichkeit geschärft, Intrigen angezettelt und zuletzt doch nichts erreicht, sondern in Belgien den Preis des schweren Kampfes hingegeben, um vergeblich den Plänen seiner kurzsichtigen Selbstsucht nachzujagen.

Wie lauter und achtungswert steht diesem verächtlichen Regierungssystem gegenüber doch die Politik Friedrich Wilhelms da! Trotz schweren Undanks hielt er fest zu Östreich. Von dem ersten Tage seiner Regierung an bis zu seinem letzten Atemzuge hat er das Wohl des deutschen Vaterlandes gefördert. An seinen Erwerbungen in Polen, Anspach und Bayreuth haftet kein Unrecht. Die Grundsätze Frankreichs zu bekämpfen und sowohl gegen dieses als gegen Rußland zu stehen, blieb sein unausgesetztes Bemühen. Die Betonung des national Deutschen, nicht bloß des Preußischen, darf nicht gering geschätzt werden. Spottend sagte Mirabeau: „Er fühlte sich ganz als Deutscher.“ Ärgerlich schrieb er, „daß sich der

König ganz zum Niveau dieser Nation erniedrige." Er hebt hervor: „Ich weiß, daß der König die Idee hat, nur ein Deutscher zu sein, um so die französische Superiorität zu bestreiten." Er fühlte sich beleidigt, daß der König, als man gesagt hatte, das deutsche Theater sei nicht so gut wie das französische, geantwortet hatte: „Mag sein, aber besser ist es jedenfalls, als wenn ein französisches Schauspiel Berlin mit Taugenichtsen erfüllte und die Sitten verdürbe." Die dünkelhaften Franzosen waren empört, als Friedrich Wilhelm im Gegensatz zu Friedrich II. Deutsche in die Akademie aufnahm. Sie fanden es unerhört, daß er dem „Poeten Rammler" ein Reisegehalt von 800 Thalern bewilligte und ein herzliches Schreiben an den, von Friedrich verachteten, alten Gleim richtete: „Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben vom 23. mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei mir redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde. Ich will dies gern thun, wenn sich alle Deutsche bemühen, Euch zu gleichen und, jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert."

Die französischen Phrasenhelden prophezeiten: „Wenn Preußen Frankreich den Rücken kehrt, deutsch sein will und die diplomatischen Welthändel mit christlichen Vorschriften zu überwinden hofft, so wird Friedrich Wilhelm in 15 Jahren Marquis de Brandenbourg sein."*) Dieses, aber noch etwas mehr, sind die Hohenzollern auch heute noch geblieben.

Friedrich Wilhelm, der sein deutsches Vaterland über alles liebte, fühlte sich nicht nur in seinem vielbewegten äußeren Leben als Kämpfer. Er war sich bewußt, daß auch das innere Leben eines Königs fortgesetztes Ringen und Streiten ist. Der große Krieg zwischen der himmlischen Liebe

*) Mirabeau, Hist. secr. I. 84.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und den Mächten der Finsternis wird auf dem Kampfplatze des menschlichen Herzens ausgefochten. Aber der Mensch kann nicht neutral bleiben in diesem Streit. Er muß Partei ergreifen. Wer sich, wie Friedrich Wilhelm, für die Macht der Liebe, für Christus entschieden hat, ist berechtigt, im Kampfe gegen die Hölle auf die Unterstützung Christi zu rechnen. Friedrich Wilhelms Kampf richtete sich gegen das mit der Hölle verbündete Frankreich. Gott half ihm. Seine Heere behaupteten das Schlachtfeld. In dem Baseler Frieden erscheint er doch als Sieger. Die deutschen Fürsten und zuletzt auch der Kaiser traten bald in seine Fußtapfen. Schon daraus erhellt, daß sie erkannten, er hätte das gute Teil erwählt.

Friedrich Wilhelm führte aber auch den Kampf gegen die eigenen bösen Neigungen. Dem einen hilft Gottes Gnade die Sinnlichkeit, diesen Riesenfeind aller Männerseelen, überwinden. Dem andern steht er bei im Bekämpfen des Geizes, des Zorns, des Hochmuts, der Faulheit, des Hasses, der Todesfurcht, der Lieblosigkeit, jedem nach seinem Temperament und gegen sein Temperament. Diese Siege sind schwerer und bedeutungsvoller als die glänzendsten Waffenthaten der Weltgeschichte. Wenn der Baseler Frieden und die Siege der großen Feldherren längst ausgelöscht sein werden, bleiben im Buche des Lebens die Siege des inneren Lebens mit leuchtenden Lettern aufgezeichnet. Jene haben nur Bedeutung für das schnell verrauschende Dasein dieser Welt. Diese behalten ewigen Wert.

Die Rietz wird eine Gräfin Lichtenau.

Friedrich Wilhelm wurde nicht nur wegen seiner Politik, sondern auch wegen seines Privatlebens schwer getadelt. Der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alte Fritz hatte den Franzosen ein Vorrecht eingeräumt, den deutschen Büchermarkt mit Lektüre auszustatten. Friedrich Wilhelm, der weder vor noch nach dem Baseler Frieden den Franzosen gewogen war, wurde dafür in deren Schriften nach aller Möglichkeit angegriffen. Leider haben ihn auch Deutsche in gleich grauem Nebel der Verleumdung dargestellt. Ehrenhaft ist es aber nur, wenn man so richtet, daß man in der Liebe bleibt und den Fehler zu verstehen trachtet. Der vorurteilsfreie Kritiker sichtet nicht nur die Erzählung, sondern auch den Erzähler.

Wer sich der Mühe unterzieht, in das Regenten- und Gemütsleben des Königs einzudringen, der wird bald erkennen, daß sein Verhältnis zu seiner Favoritin kein gewöhnliches und nur sinnliches gewesen ist. Jedenfalls war diese Geliebte eine Frau, welche den König innig und aufrichtig liebte und ihm ebensowohl unter den schwierigen Verhältnissen der Jugend wie bis zur Zeit seines Todes treu blieb und einzig und allein an seinem Sterbebette ausharrte, bis er die müden Augen geschlossen. So tiefen Schatten viele Beurteiler in ihr Bild gelegt haben, so ist doch nicht zu erkennen, daß sie eine kluge, geistreiche und gemütvolle Dame war. Sie selbst sagt von sich: „Es ist wahr, daß ich einen so ziemlich richtigen Geschmack, verfeinerte Sitten, einige Fertigkeit in den nötigsten Sprachen und endlich einige Kenntnis in der Malerei, Dichtkunst und Musik besitze. Aber es ist alles nur Routine, die ich durch die Bekanntschaft mit hochstehenden Männern, durch meine Reisen nach Frankreich, der Schweiz, Italien, Östreich mir angeeignet. Aber Menschenkenntnis — diese besaß ich leider nie.“ Gerade hierin lag ihre Stärke und ihre Anziehungskraft. Sie war, bei aller Flatterhaftigkeit in der Liebe, gutherzig, mildthätig, freundlich, anspruchslos und zuverlässig. Dies gewann ihr die Zuneigung so vieler Menschen im Glück und im Unglück. Es sind viele Zeugnisse aufbe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wahrt von dem „unwiderstehlichen Reiz," der in ihrer Persönlichkeit lag.

Dorow, der die Rietz 1811 in Paris kennen lernte, sagt von ihr: „Die interessante und in vieler Beziehung sehr verkannte Frau gewinnt bei näherer Bekanntschaft mehr und mehr. Über die Zeit Friedrich Wilhelms II. blieb sie verschwiegen wie das Grab. Ein Zug tiefster Trauer, wahrhaften Schmerzes sprach aus ihren schönen Zügen, wenn auch nur die entfernteste Berührung dahin gemacht wurde. Ihre Gestalt war reizend. Ihr Hals, ihr Nacken, ihr Gesicht erschienen noch wahrhaft jugendlich schön. In der Unterhaltung zeigte sie sich als eine hochgebildete, sehr begabte Dame. Reich an Gedanken entwickelte sie selbige in dem gewähltesten, wohlklingenden Redefluß. Doch schreiben konnte sie nicht. Ihre Briefe sind beinahe unverständlich und die Buchstaben den Hieroglyphen zu vergleichen. Doch nimmt man sich die Mühe, ihre Briefe ins Deutsche zu übertragen, so sind die Gedanken, die Wendungen anregend und vortrefflich."

Die Rietz that im Stillen viel Gutes. Sie hat viele Arme unterstützt. Herr von Brenkenhoff schrieb nach dem Tode des Königs an sie: „Wenn Ihre Standeserhebung auch nicht stattgefunden hätte, so würde das Publikum doch nicht aufgehört haben, Sie zu schätzen und zu lieben." Der Briefwechsel, den sie mit Lavater führte, wird ihr stets zur Ehre gereichen.

Was die Familie der Rietz betrifft, so ließ es sich Friedrich Wilhelm angelegen sein, derselben eine auskömmliche Versorgung zu gewähren. Die Mutter Wilhelminens bezog eine Pension von jährlich 600 Thalern. Die Schwester, vermählte Gräfin Matuschka, lebte in guten Verhältnissen und wohnte in ihrem Hause Unter den Linden zu Berlin. Der ältere Bruder bekleidete die Stelle eines königlichen Oberjägers und besaß gleichfalls ein wertvolles Grundstück

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Berlin. Der jüngere Bruder war königlicher Stallmeister und wohnte in seiner Villa zu Charlottenburg.

Über den Wohnsitz der Rietz in Charlottenburg geben die Akten des General-Direktoriums folgende Auskunft: „Vier Bürgergüter (auf dem Terrain der heutigen Flora) hatte der jüdische Wollehändler Wegelin an sich gebracht. Er baute einen Konzertsaal und machte Wuchergeschäfte. Es flossen ihm viele Kapitalien zu und zwar auf Empfehlung des Pfarrers Erdmann, der sein Zechgenosse war. Die Vossische Zeitung brachte die höhnische Anzeige, „ein silberner Pfropfenzieher sei auf dem Wege von der Villa Wegelin nach der Pfarre verloren gegangen und im Pfarrhause abzugeben." Bald darauf verschwand der Jude und es verbreitete sich das Gerücht, der Teufel sei mit ihm durch den Schornstein davon gefahren. Die Geschädigten forderten nun von ihrem Pfarrer die geliehenen Kapitalien. Am nächsten Tage sollte der Pfarrer Gottesdienst halten. Als er kaum die Kanzel betreten hatte, rührte ihn der Schlag. Noch heute zeigt man in Charlottenburg diejenige Stelle, an der der Satan die schwarze Seele des Juden geholt haben soll."

Es ist merkwürdig, daß Friedrich II. gerade dieses Grundstück für die Enke kaufte, als er ihr befahl, sie solle den Kämmerer Rietz heiraten und er wolle es ihr gestatten, die Besuche des Thronfolgers hier zu empfangen. Als Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, kaufte er alles Land, was bisher zur Villa Wegelin gehört hatte und außerdem noch 15 benachbarte Grundstücke. Nach den Grundakten wurde 1787 das alte von Friedrich Wilhelm I. geschenkte Brauhaus, gleichfalls an die „Ehefrau des Geheimen Kämmerers Rietz, geb. Enke" von der Brauerinnung verkauft. An Stelle des niedergelegten Konzerthauses erstand nun am Wasser ein Schloßbau, der unter dem Namen „Eckardsteinsches Palais" in der Erinnerung fortlebt. Nach Beendigung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Baues wurde das Landhaus in Gegenwart Friedrich Wilhelms mit Gesang und Gebet eingeweiht und dann von der Rietz mit ihrer Dienerschaft bezogen. In dem ausgedehnten, prächtigen Park befanden sich Wasserkünste, Grotten, Brücken, Statuen, Gewächshäuser und eine kleine Meierei. Am jenseitigen Ufer der Spree, woselbst sich das Schloß Belvedere befindet, wohnte der König zeitweise. Friedrich II. hatte den Eintritt in die Schloßgärten nicht gestattet. Friedrich Wilhelm verkündete sogleich, daß der Besuch seiner Gärten einem jeden gestattet sei. Von seinem Schlosse Belvedere konnte der König auch mittels einer Gondelfahrt über die Spree nach dem Landhause der Rietz gelangen. Dem Kämmerer Rietz schenkte der König dasjenige Grundstück, welches jetzt dem Bankier Mendelssohn gehört und Lützowstraße 6 belegen ist. Früher bildete es einen Teil des Königlichen Marstalles.

Rietz, der hier wohnte, hatte die Schauspielerin Baranius zu seiner Geliebten erkoren. „Die Sängerin Baranius", erzählt die Rietz, „war mir als Künstlerin jederzeit sehr angenehm. Ich habe sie bei ihren Benefizen treulich unterstützt und noch im Jahre 1795 schrieb mir mein Sekretär Steinberg nach Italien: „Madame Baranius hat mich beauftragt, für das Benefiz ehrerbietigst zu danken." Weiter aber reichte unsere Bekanntschaft nicht. Nach meiner Rückkehr sah sie einst der König in Charlottenburg auf einem Pferde aus seinem Stalle, reich geziert, in Begleitung eines königlichen Stallmeisters und mehrerer Domestiken, sämtlich in königlicher Livree, spazieren reiten. Im höchsten Grade hierüber empört, kam er zu mir, erzählte mir diesen Vorfall und setzte hinzu: „Es kann mir zwar gleichgültig sein, daß der Kämmerer Rietz in die Baranius verliebt ist, aber ich kann es nicht dulden, daß sie sich durch ihn die königlichen Pferde und Bedienten anmaßt und damit ärgerliches Aufsehen macht." Er klingelte hierauf dem Kastellan und diktierte ihm in seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schreibtafel einen Befehl an den Präsident von Eisenhart in Berlin, daß die Baranius auf der Stelle die Stadt verlassen solle, welches auch geschah. Nach einiger Zeit erhielt sie — vermutlich durch irgend eine Fürsprache, die Erlaubnis zurückzukehren. Der König war sehr gütig, aber er konnte auch recht zornig werden. Ich habe aber weder zu ihrer Entfernung noch zu ihrer Rückkehr das Geringste beigetragen."

Nach dem Tode des Königs vermochte Rietz glaubhaft zu machen, daß bei seiner Verbindung mit der Enke die Trauung nicht in allen Formen als rechtsgültig vollzogen sei. Er bat um die Genehmigung, sich mit der Baranius verheiraten zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Rietz lebte nur noch einige Jahre. Die Baranius aber starb als hochbetagtes Mütterchen im Jahre 1854 zu Berlin.

Seit Jahren hatte die Rietz dem Könige den Wunsch zu erkennen gegeben, eine Reise nach dem schönen Italien ausführen zu dürfen. Die farbenreichen Schilderungen der Jugendzeit der Tänzerin Barbarina, sowie der Umgang mit Künstlern hatten in ihr das Verlangen rege erhalten, Italien, die Heimat aller Kunstschätze, kennen zu lernen. Die Kriege drei langer Jahre waren durch den Baseler Frieden jetzt zum Abschluß gelangt. Nun mochte Friedrich Wilhelm seiner Favoritin diesen Wunsch und die Mittel zur Reise nicht länger versagen. Sein Verhältnis zur Rietz hatte schon längst den ursprünglichen Charakter in den einer herzlichen Freundschaft umgestaltet. „Die Ursache dieser Veränderung," schreibt die Rietz in ihrer Apologie, „gehört zu den Dingen, welche die Klugheit zu verschweigen gebietet. Ich versichere, daß von jener Zeit an alles physische Amüsement ein Ende hatte und jene vertrauten Verhältnisse nie wieder zwischen uns eingetreten sind."

Am 13. März 1795 reiste sie von Potsdam ab. Es war völlig finster, als sie früh 4 Uhr den Reisewagen bestieg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der König begleitete sie bis an den Wagen. Ihre Reisegesellschaft bestand aus dem Vorleser des Königs, Filistri, ihrer Gesellschaftsdame Fräulein von Chappuis, dem Sekretär Steinberg und einem Diener. Die Reise ging über Wien, Zürich, woselbst sie Lavater besuchte, dann Pisa, Rom und Neapel. Sie trat mit fürstlichem Aufwand auf, besuchte überall die Celebritäten jener Zeit, Künstler, Dichter, Gelehrte, gab große Feste und machte Bestellungen auf Gemälde, Kunstwerke und Altertümer. Obwohl sie bereits 44 Jahre zählte, erging sie sich doch noch in Liebesabenteuern. Die vornehme Männerwelt war entzückt von ihrer Schönheit und der Anmut ihres Wesens. Einer ihrer begeistertsten Anbeter war der Baron de Saxe, ein natürlicher Sohn des sächsischen Prinzen Xaver, ein junger Herr von 26 Jahren, der damals in Italien lebte, später Gouverneur von Neapel ward und 1802 in einem Duell bei Teplitz mit einem russischen Fürsten Tscherbatow seinen Tod fand. Mehrere flammende Briefe von ihm befinden sich in ihrer Apologie, aus denen man ersieht, mit welcher Anziehungskraft sie — gezogen hat.

In Italien erregte ihre gewinnende Erscheinung das größte Aufsehen. Mit den glänzendsten Empfehlungsbriefen und reichen Geldmitteln ausgestattet, wurde es ihr nicht schwer, Zutritt zu den ersten Häusern zu erhalten. Die Höfe der größeren und kleineren Fürsten Italiens wetteiferten um die Ehre, die königliche Favoritin zu empfangen. Nur der Hof von Neapel machte Schwierigkeiten. Die Königin Karoline, eine östreichische Erzherzogin, weigerte sich, die bürgerliche Rietz an ihrem Hofe zu empfangen.

Mit dem König unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel. Sie beeilte sich, die ihr widerfahrene Demütigung sogleich nach Potsdam zu berichten. „Ew. Majestät wissen sehr wohl," schrieb sie, „daß ich für meine Person auf die thörichten Eitelkeiten der Hofetikette keinen Wert lege. Allein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es bringt mich in eine schiefe Stellung, daß meine Kinder durch die Gnade Ew. Majestät in den Grafenstand erhoben sind, während ich immer noch dem einfachen Bürgerstande angehöre. Sie erinnern sich wohl, daß ich nie etwas für mich verlangt und nie daran gedacht habe, mir Vermögen zu erwerben. Ihr Wohlergehen war meine einzige Sorge. Ich bin nichts, gnädigster Herr, und habe dies jederzeit ohne Beschämung und ohne Bedauern eingestanden. Es soll mein höchstes Glück sein, wenn ich Ew. Majestät zu dienen bis zu meinem letzten Seufzer gewürdigt werde."

Als ein Zeichen von Bescheidenheit verdient bemerkt zu werden, daß sie den König nicht anging, sie gleichfalls in den Grafenstand zu erheben, sondern daß sie ihn bat, ihr nur den Adel zu verleihen.

Bis dahin hatte die Rietz zwar eine luxuriöse Wohnung und reichliche Mittel zu ihrem Auskommen vom Könige empfangen. Irgend einen Grundbesitz oder ein bestimmtes Vermögen war ihr aber nicht zu teil geworden. Alles was sie besaß, waren ihre nach und nach zurückgelegten Ersparnisse. Schon manche Favoritin ist plötzlich in Ungnade gefallen. Der Gräfin Dönhoff war es ebenso ergangen. Bei der Unbeständigkeit irdischen Glücks besorgte sie, es könne ihr ähnlich ergehen. Sie hatte diese Reise auch dazu unternommen, um ihr Ersparnis im Auslande sicher unterzubringen. Ein hierauf Bezug nehmendes Schreiben, welches sie nach Berlin an einen Herrn A. richtete, dessen Namen ich nicht zu ermitteln vermochte, lautet: „Man kann nicht wissen, lieber A., wie es bei der künftigen Veränderung der Dinge mit mir aussehen wird. Ich mache deshalb diese Reise nach Pisa. Dort suche ich in sicheren Fonds meine kleinen Ersparnisse unterzubringen. Geht dann eine Veränderung vor, so weiß ich, wohin ich meinen Kours zu nehmen habe. Machen Sie inzwischen die besprochene Schrift recht beißend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn die Leute sollen wissen, daß ich die Geliebte ihres Königs bin, und ich manches vermag. Rietz vernichtet alle Papiere, die von Pisa kommen. Der gute König ist mir so gewogen, daß er nichts ohne meine Zustimmung thun wird. Meine Tochter, die Gräfin von der Mark, beschäftigt den König jetzt auch insofern, als er seine gute Partie für sie sucht. Es haben sich mehrere Herrn gemeldet und mir gehofiert, aber mir behagte keiner. Das prächtige Monument für meinen verstorbenen Sohn soll nächste Woche fertig werden."

Friedrich Wilhelm, dem die Rietz seit 28 Jahren in Freud und Leid zur Seite gestanden, mochte sich wohl sagen, daß sie die Erfüllung ihrer Bitte um ihn sehr wohl verdient habe. Er teilte ihr eigenhändig mit, daß er ihr nicht nur den erbetenen Adel, sondern den Grafenstand verleihen werde und ihr das Diplom unverzüglich nachgeschickt werden solle.

Hocherfreut dankte sie dem Monarchen für den neuen Beweis seiner Güte. An Rietz schrieb sie folgende Zeilen: „Liebes Rietzchen! Ich muß mich von Dir scheiden, denn in sechs Wochen bin ich Gräfin. Sei aber versichert, daß das unserem Verhältnis keine andere Richtung geben darf. Alles bleibt beim Alten, nur die Namen wollen wir umtauschen. Glaube mir, wir beide spielen in den Augen Vieler eine zu glänzende Rolle, als daß wir nicht Neider die Menge haben sollten. Um diese zum Schweigen zu bringen und all denen, die uns durch ihre Geburt schaden könnten, einen Daumen aufs Auge zu setzen, werde ich Reichsgräfin. Für die Anerkennung Östreichs verlangt der Wiener Hof dafür die Kleinigkeit einer lumpichten Allianz gegen Frankreich. Ich soll den König dazu bereden. An A. und Wöllner werde ich in kurzem mehr von diesem Plane melden. Bis dahin lebe wohl, gutes Rietzchen."

In dem Grafendiplom wurde hervorgehoben, daß die Madame Wilhelmine Rietz geb. Enke wegen ihrer dem König-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Hause von Jugend an bewiesenen Hingebung und Aufopferung in den Grafenstand erhoben und zu einer Gräfin von Lichtenau ernannt werde. Die Unterschrift lautete: „So geschehen und gegeben in unserer Königlichen Residenz Berlin den 28. April nach unseres Herrn Geburth im 1795. und unserer Regierung im 9. Jahre."

Der Bruder Wilhelminens, der Stallmeister Enke, empfing das Diplom und reiche Geschenke aus der Hand des Königs mit dem Befehl, ihr diese in seinem Namen zu überbringen. In Venedig entledigte er sich dieses Auftrags.

Die der Familie von Knobelsdorff-Brenkenhoff bei Friedeberg belegenen Güter Lichtenow, Roßwiese und Breitenwerder, mit einem Areal von 10 000 Morgen gelangten damals zum Verkauf. Der König erstand sie und vereinigte sie zu einer Grafschaft Lichtenau. Um die Zukunft der Rietz und deren Kinder sicher zu stellen, schenkte er ihr diesen Besitz, dessen Wert nach damaliger Schätzung etwa 200 000 Thaler betrug. Ob die Rietz jemals auf Lichtenau gewohnt, oder ihre Güter überhaupt in Augenschein genommen hat, vermochte ich nicht zu ermitteln. Im genealogischen Taschenbuch der adeligen Häuser steht ein Herr von Knobelsdorff auf Mansfelde bei Friedeberg aufgeführt, der sich mit einer am 5. Mai 1807 gebornen und am 1. Juli 1875 verstorbenen Helene Ritz vermählte. Es war dies eine Tochter des Kämmerers Rietz, der sich übrigens stets „Ritz" geschrieben hat. Derselbe besaß auch einen Sohn und zwar war die Gräfin Lichtenau dessen Mutter. Letztere hatte zwei Söhne und eine Tochter. Ihr ältester Sohn wurde im Jahre 1770 zu Charlottenburg geboren und erhielt von Friedrich Wilhelm den Namen eines Grafen Alexander von der Mark. Der König liebte diesen Sohn, der sich zu einem wohlgebildeten und kräftigen Jüngling entwickelte, auf das zärtlichste. Er erbaute ihm unter den Linden zu Berlin ein prachtvolles Palais, das heutige nieder-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ländische Gesandtschaftshotel, welches dicht neben dem Kaiser-Wilhelm-Palais gelegen ist. Als im Jahre 1787 der Graf Alexander zum tiefsten Schmerze des Königs starb, erhielt die Mutter dieses Palais zum Geschenk, wo sie fortan Hof hielt und eine ausgesuchte Gesellschaft um sich versammelte. Graf Alexander war plötzlich und unter Umständen gestorben, von denen die Lichtenau so rätselhaft spricht, daß sein Tod fast als ein unnatürlicher erscheint. „Äußerst betrübt und trostlos war der König. Die Umstände dieses nur allzuschnellen Todes trugen dazu noch mehr bei als der Tod selbst. Ich weiß diese Umstände — aber ich schweige". 1791 ließ ihm Friedrich Wilhelm in der Dorotheenkirche, woselbst seine Gebeine ruhen, ein Denkmal errichten. Hier hat später der König in wehmütiger Erinnerung an ihn manche Thräne geweint.

Die Tochter der Frau Rietz, Gräfin Marianne von der Mark, wurde im Jahre 1778 geboren. Ein Herr von Chappuis und der Oberst Dampmartin leiteten die Erziehung der Rietzschen Kinder. Die junge Gräfin war noch nicht 17 Jahre alt, als ein Graf Medem um ihre Hand anhielt. Sie erhörte ihn aber nicht. Auch ein anderes Heiratsprojekt mit dem Lord Hervey kam nicht zu stande. Am 17. März 1797 vermählte sie sich mit dem Grafen Stolberg-Stolberg, wurde aber nach zwei Jahren von ihm geschieden. „Sie war ebenso hübsch," sagt Manso, „wie ihre Mutter, that es aber auch ihrer Mutter im Leben wie im Lieben gleich, wo nicht voraus." Sie verheiratete sich noch zweimal, zuerst mit einem Herrn von Milkowski und als dieser starb, mit einem französischen Oberst Thierry in Paris. Ihre Tochter aus der ersten Ehe heiratete 1819 ihren Oheim, den Bruder ihres Vaters, Graf Joseph zu Stolberg. Die Tochter aus der dritten Ehe vermählte sich 1826 gleichfalls mit ihrem Oheim, dem natürlichen Sohn Friedrich Wilhelms II., dem Grafen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Ingenheim, welcher am 4. September 1859 verstarb. Von den drei noch jetzt lebenden Söhnen des letzteren ist mithin König Friedrich Wilhelm II. der Großvater. Bei ihrer Vermählung verlieh Friedrich Wilhelm III. dem Fräulein Thierry, welche die Tochter seiner Schwester war, unter dem Namen Gräfin Thierry de la Mark den Grafenstand.

Außer dem erwähnten Sohne und der Tochter besaß die Rietz noch einen Sohn Namens Wilhelm. Diesen wollte aber Friedrich Wilhelm nicht als den seinen anerkennen. Er wurde deshalb auf den Namen ihres Ehemanns, des Kämmerers Rietz, getauft. Friedrich Wilhelm III. erhob ihn später in den Adelstand. Das seiner Mutter geschenkte Rittergut Lichtenau gelangte wieder in seinen Besitz. Dasselbe befindet sich noch heute in den Händen eines Herrn von Ritz-Lichtenow. Ein Fräulein Karoline von Ritz vermählte sich später mit einem Freiherrn von Hövel auf Schoppen bei Duisburg. Ob diese gleichfalls zur Deszendenz des Kämmerers Rietz gehört, vermochte ich nicht festzustellen.

Nach ihrer Erhebung in den Grafenstand wurde die Rietz auch am Hofe zu Neapel mit Aufmerksamkeit empfangen. „Man glaubte mich," schrieb sie, „im Besitze von Millionen. Und seitdem ich Gräfin geworden, wußte ich mich garnicht vor Heiratsanträgen vornehmer Herren zu retten." In ihren Salons vereinigte sie die geistvollsten Kreise, bestehend aus Staatsmännern, Diplomaten, Offizieren, Gelehrten und Künstlern. Sie besaß in hohem Grade die Gabe, den Personen, die sie bei sich sah, eine freudenvolle und zwanglose Unterhaltung zu verschaffen.

Zu den Bekanntschaften, welche die Gräfin Lichtenau in Italien machte, gehört auch der Bischof von London, Lord Bristol, einer der seltsamsten Originale des vorigen Jahrhunderts. Dieser hohe Kirchenfürst vereinigte in sich die schreiendsten Widersprüche. Bischof und Atheist in einer Person,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führte er das ausschweifendste Leben. Er bekannte sich als Bewunderer Voltaires, um gleichzeitig dessen gefährliche Lehren zu verwünschen. Er war ein Anhänger der französischen Revolution und dabei für seine Person der hochmütigste Aristokrat. Während er mit vollen Händen das Geld wegwarf, zeigte er gelegentlich den schmutzigsten Geiz. Dieser unwürdige Bischof machte der Lichtenau in auffallendster Weise den Hof und schrieb ihr die für einen Geistlichen anstößigsten Briefe voll Zärtlichkeit.

Er hatte die Rietz in München, auf ihrer Reise nach Italien, kennen gelernt und obgleich er ein hoher Sechziger war, sich sterblich in sie verliebt. Amtsgeschäfte halber mußte er nach Hannover reisen. Von hier besuchte er auch Berlin, in der Hoffnung die Gräfin zu sehen. In der Audienz, die er bei dem Könige hatte, erfuhr er, daß sich die Lichtenau noch in Pisa befände. Sogleich schrieb er folgende Zeilen an sie: „Berlin, den 2. November 1795. Teuerste Gräfin! Es war mir gestattet, heute morgen zwei Stunden damit zuzubringen, Ihr prachtvolles Schloß zu besichtigen. Mit wahrem Entzücken habe ich Ihre schönen Salons und vor allem Ihr elegantes Bett, wo nichts als die schöne Schläferin fehlte, um es vollkommen zu machen, in Augenschein genommen. Alles trägt den Stempel des wahren Geschmacks, und nichts bleibt in diesem Feenpalast zu wünschen übrig, als die Gegenwart seiner reizenden Herrin. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Sie mehr liebe als alle Französinnen zusammen. Mein Herz ist ein großes, geräumiges Schloß, welches Ihnen ganz zur Verfügung steht. Ein jedes Zimmer darin ist mit Ihrem Namen, Ihrem Bildnis, Ihren schönen Augen ausgeschmückt. Dennoch traure ich um Sie. Die Krankheit Ihres liebenswerten Königs nagt mir am Herzen. Im Falle eines Unglücks werden Sie ohne Mittel sein. Für alle Fälle aber biete ich Ihnen, teuerste Gräfin, mein Schloß in England,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meine Güter in Irland, sowie meine stets gefüllte Börse an, die ich gern mit einer Freundin teile, welche die Alleinherrscherin meines Herzens ist."

Bristol reiste der Gräfin sofort nach Italien nach und traf Weihnachten mit ihr in Rom zusammen. Friedrich Wilhelm erlangte später Kunde von der vorgeblichen Besorgnis des Lords, die Existenz der Gräfin für die Wechselfälle des Lebens sicher zu stellen. Als sich der König derartige Einmischungen in seine Angelegenheiten höflich verbat, wurde der eitle Bischof zornig und sagte „seiner göttlichen Gräfin" Lebewohl. Der König gewährte ihm die erbetene Abschiedsaudienz. Hierbei bezeigte er die Unschicklichkeit, sich mit den Worten beim Könige zu verabschieden: „Ew. Majestät sage ich Lebewohl und freue mich, nach meinem schönen Neapel zurückkehren zu können, wo der Mond mehr Wärme verbreitet, als in Berlin die Sonne."

Das allgemeine Landrecht.

Während man sich in Preußen der Segnungen des Friedens erfreute, wurde in Süddeutschland der Krieg mit Eifer fortgesetzt. Die Räubereien, die in den wehrlosen Ortschaften verübt wurden, die Gewaltthätigkeiten, die sinnlichen Roheiten hatten ihres Gleichen nur in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Zerstörte Kirchen, ausgeplünderte und verwüstete Dörfer und Städte, rauchende Brandstätten bezeichneten die Spuren der französischen Heere. Selbst die befreundeten Emigrantenheere unter Rohan verübten solche Plünderungen, daß der östreichische Ober-General mehrere Emigrantenführer zum warnenden Exempel erschießen ließ. Wer nicht durch seinen Grundbesitz, ein Amt oder zwingende Ursachen an seinen Wohnort gebunden war, suchte anderswo

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schutz. Hunderte von Wagen bedeckten die Landstraßen. Der Landgraf von Darmstadt eilte nach Weimar, der Kurfürst von Mainz floh nach Erfurt, der Markgraf von Baden nach Ulm, der Bischof von Speyer zog nach Oberschwaben, der Kurfürst von Köln flüchtete nach Franken. Alle Heerstraßen jenseits des Rheins waren mit Flüchtigen bedeckt.

Wie dankbar flüchtete man jetzt hinter die preußischen Adler, welche die Neutralitätslinie bezeichneten! Der Erbprinz von Hohenlohe, der die Truppen der Grenzlinie befehligte und sein Hauptquartier in Frankfurt hatte, ward wie ein schützender Genius betrachtet. Wer sich nicht von Parteileidenschaft leiten ließ, der mußte zugestehen, daß Friedrich Wilhelm sich als ein weiser Fürst bewährt hatte. Nachdem die polnische Streitsache endlich erledigt war, wurde auch zwischen den östlichen Höfen ein besseres Einvernehmen hergestellt.

Frankreich machte inzwischen die gewaltigsten Rüstungen. Fünf große Armeen waren von der Nordsee bis zum Mittelmeer aufgestellt. Auf den Schlachtfeldern Italiens sollte zuerst die Entscheidung fallen. Napoleon war in Nizza verhaftet worden, weil er als verdächtig erschien. Es gelang ihm zwar freizukommen, er blieb aber abgesetzt. Er ging nach Paris und suchte dort irgend eine Beschäftigung, doch ging es ihm sehr kümmerlich. Einige Unterstützung gewährte ihm sein Bruder Joseph, der eine Kaufmannstochter geheiratet hatte. Seine Freunde Junot und Sebastiani wohnten mit ihm zusammen wie arme Studenten. Endlich fand er als Bogenschreiber in einem Militärbureau Beschäftigung. Hier sah ihn der Oberst Barras, der ihn wieder in die Armee aufnahm.

Am 5. Oktober 1795 versuchte die royalistische Partei in Paris einen Aufstand gegen den Konvent. Rasch die Sachlage überblickend, hatte Napoleon in der Nacht durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Gastwirtssohn Murat, der später seine Schwester Karoline heiratete, mit einigen Reitern 40 Kanonen abfahren lassen, welche er um das Konventsgebäude so geschickt plazierte, daß sie den Angreifern sehr gefährlich wurden. Die Royalisten verfügten über 30 000 Mann, während Napoleon nur 8000 Soldaten unter sich hatte. Er traf so treffliche Anordnungen, daß er nach zweistündigem, sehr blutigem Kampfe den Sieg davontrug. Als die abgelieferten Waffen vor ihn gebracht wurden, drängte sich ein kleiner Knabe an ihn heran, der ihn mit Thränen bat, ihm den Degen seines Vaters zu geben, den man seiner Mutter weggenommen habe. Es war Eugen Beauharnais, der Sohn Josephinens. Bonaparte begleitete ihn zu seiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Josephine stand in vertrauten Beziehungen zu Barras. Durch ihn kam Napoleon empor. Als der Feldzug in Italien begann, wurde er der Befehlshaber der italienischen Armee. Da er die Royalisten niedergestreckt hatte, bezeigten ihm die Schreckensmänner, zu denen er hielt, ihren Dank. In ihm trat jetzt jene unheimliche Persönlichkeit hervor, um die sich in den nächsten 20 Jahren die Geschichte Preußens und Europas bewegt hat. Als ein Kind der vulkanischen Welterschütterung hatte er keinen Sinn für friedliches Menschenglück und bürgerliche Freiheit. Jeder Begeisterung stand er mit der Kälte vollendeter Selbstsucht und mit jener tiefen Menschenverachtung gegenüber, die der Hingebung für das Ideale wie einer kindischen Thorheit spottet. Die Lorbeeren, die auf dieser Bahn errungen werden, haben ihn nie gelockt. Wohl aber hatte der gleißnerische Zauber eitlen Ruhmes seine Seele mit ehernen Fesseln umstrickt. Diejenigen irrten sich, die einen zweiten Washington in ihm erwarteten. Die heidnischen Cäsaren Roms waren seine Schule und sein Vorbild. Nichtige Werke im Glanze einer Weltherrschaft, sichtbare Schöpfungen, die den Stempel

des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, Gleichheit aller unter der Despotie eines einzigen, Haß gegen alles wahrhaft Edle, bestehe es in Geburt, Gesinnung, Bildung oder Gottvertrauen, bei innerer Verödung und Auflehnung gegen Gottes heilige Ordnung — das waren die Künste, mit denen er gleich einem Gott auf Erden durch dämonische Gewalt die Völker unter seine persönliche Tyrannei zu knechten begann. Die finstere Geistesmacht kam hier in dem Alleinwillen eines sterblichen Menschen zu einem furchtbaren, die ganze Welt bedrohenden Ausdruck. Die Despotennatur Satans, die schon vor dem Paradiese darauf ausging, mit Verachtung Gottes und des Individuellen der Menschen und Völker, der ganzen Welt ihr Gepräge aufzudrücken, trat in Napoleon an die Völker mit der Frage heran, ob sie fortan ihrem Gott und sich selber angehören, oder ob sie in Menschenvergötterung dem finsteren Tyrannen ihre Huldigungen darbringen wollten.

In zahlreichen Zügen kündigte sich diese neue, finstere Macht an, deren Druck zwei Jahrzehnte auf den Nationen Europas lastete. Die Verbindung despotischer und revolutionärer Eigenschaften, die Herzlosigkeit gegen die Besiegten, die Ernährung des Krieges durch den Krieg, die Plünderungen, Verwüstungen, Gottesfeindschaft — alles zeigt das Vorbild des Antichrist, den die Bibel so scharf gezeichnet hat. Die Lehre von dem nochmaligen Kommen Christi vor dem letzten, 1000 Jahre später stattfindenden Weltgericht und zwar nach dem Auftreten des Antichristus ist durchaus keine Einbildung der Phantasie, sondern thatsächliche Wahrheit. Die Lehre von dem sichtbaren Auftreten Satans in einer menschlichen Persönlichkeit, welche die Macht aller Könige und Kirchen kriegerisch vernichten wird, steht biblisch fest. Wenn ein Pfarrer immer nur Buße, Glauben und Heiligung predigt und von der zukünftigen Erneuerung der Erdenwelt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nichts sagt, so verstümmelt er die Kirchenlehre. Er ist gleich einem Gerichtsbeamten, der bei einer Testamentseröffnung nur einige Hauptpunkte vorliest, aber andere wichtige Testamentsbestimmungen und Vermächtnisse verschweigt und unterschlägt.

Wer die Bibel gern liest, der wird in Napoleon den Vorläufer einer Gewalt erblicken, deren schreckenvolles Auftreten wir zweifellos zu gewärtigen haben. Das Gespött der Bibelfeinde wird hieran nichts ändern. Die Meisterschaft, sich alles dienstbar zu machen, alles in den Zauberkreis seines Interesses hineinzubannen, seine Umgebungen zu berauschen und zu umstricken, die Blicke aller auf sich hinzuziehen, hat Napoleon vollauf besessen. Er wollte sich auch Preußens völlig versichern. Die französische Politik jener Tage war von dem Wunsche beseelt, Preußens Militärmacht zu sich herüberzuziehen. Hardenberg vertrat die Ansicht, durch eine starke militärische Besetzung die Demarkationslinie festzuhalten. Haugwitz dagegen neigte zu einem unverhohlenen Anschluß an Frankreich. Es waren die alten Gegensätze von größter Tragweite. In diesen schwankenden Stimmungen stand Friedrich Wilhelm fest mit seinem Willen, sich den Verlockungen Frankreichs nicht hinzugeben.

In Italien war Bonaparte inzwischen bis zum Mincio vorgedrungen und in Süddeutschland drohte Moreau mit einem Einfall. Jetzt glaubte man, Friedrich Wilhelm zum Anschluß zwingen zu können. Preußen solle, sagten die Franzosen, die Bemühungen, den Bestand des Reiches zu erhalten, ganz aufgeben, sich vielmehr mit Hülfe Frankreichs reiche Entschädigungen schaffen. Die Aufhebung der geistlichen Herrschaften, die Unterdrückung der kleinen Fürsten werde Preußen reichen Ländergewinn bringen. Auch sei jetzt die beste Gelegenheit, das katholische Übergewicht zu brechen. Solche Ratschläge waren in Berlin sehr verlockend. Der alte Prinz Heinrich, der Herzog von Braunschweig, Hertzberg,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lucchesini, Haugwitz und viele andere konnten nicht begreifen, daß der König das Angebot eines solchen Bündnisses beharrlich zurückwies. Man tadelte ihn. Aber er ließ sich nicht beirren, denn er wußte, daß die unsichtbare Grenzlinie sein Land gleich einer starken Mauer gegen das Andringen der Feinde schützt. Er hatte sich das Ziel gesetzt, sich der durch die Kriege gestörten Ordnung in der inneren Staatsverwaltung zu widmen; in der Zeit des Friedens und der Zurückgezogenheit wollte er manche Zustände im Lande und die neuen Verhältnisse in Polen in bessere Wege leiten. Mit Rußland verständigte er sich in einem Vertrage vom 24. Oktober 1795, mit Östreich am 21. Oktober 1796. Durch eine wachsame, weise und schöpferische Verwaltung wollte Friedrich Wilhelm Polen zu einem einträglichen Besitz umgestalten und den Bewohnern eine behagliche Existenz auf einem Boden schaffen, auf dem bis jetzt sarmatischer Schmutz, eine polnische Junker- und Judenwirtschaft heimisch gewesen waren.

Bei der ersten Teilung Polens hatte Friedrich II. 4000 Juden des Landes verwiesen. In Würdigung der Gemeingefährlichkeit der jüdischen Volksgesetze verfuhr Friedrich Wilhelm in gleicher Weise gegen sie. Durch die Juden war Polen in Armut, Parteiung und Ohnmacht geraten. Diese Zustände legten dem Könige die Sorge um die Stärkung ihrer Kraft dringend ans Herz. Solche Volkskraft beruht aber nicht ausschließlich auf den Bataillonen, sondern auf der sittlichen Tüchtigkeit und auf der wirtschaftlichen Stärke eines Volkes.

In Polen, woselbst die Zustände nach vielen Seiten hin zerrüttet waren, stellte sich angesichts einer fast völligen Rechtsunsicherheit das Bedürfnis heraus, eine einheitliche Rechtsprechung herbeizuführen. Ein solches Werk, schon von seinem Großvater begonnen, hatte Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritt in Angriff nehmen lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der 5. Februar 1794 ist ein wichtiger Gedenk- und Ehrentag für Friedrich Wilhelm II. An diesem Tage ordnete er die Einführung eines in deutscher Sprache geschriebenen Gesetzbuches für seine sämtlichen Staaten an. Er ist der erste deutsche Fürst, der unter Beseitigung des römischen Rechts durch sein Landrecht den Einheitsgedanken in Deutschland wesentlich gefördert hat. Allerdings beschränkte sich sein Geltungsgebiet nur auf Preußen, aber es war der Anfang gemacht, für ein großes Staatsganze ein einheitliches Recht zu schaffen.

Im Gegensatz zur Einheit bestand seit Jahrhunderten eine weitgehende Zersplitterung der Rechtsvorschriften. Jeder der mehr als 300 deutschen Staaten hatte sein besonderes Recht. Innerhalb Preußens bestanden entgegengesetzte Rechtsprechungen. Die Verwirrung war maßlos. Das römische Recht entstammte einer Zeit, die mehr als ein Jahrtausend zurücklag. Das Schlimmste an dem römischen Rechte war, daß die Sprache des Gesetzes eine fremde, die lateinische war. Das Volk vermochte sich über sein eigenes Recht nicht zu unterrichten. Die Advokaten ließen sich ihre Unentbehrlichkeit teuer bezahlen. Die meisten genossen eines Schutzes ihrer hohen Gebühren. Friedrich Wilhelm I. erkannte zuerst die Notwendigkeit einer Rechtsreform. Er befahl die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches, starb aber darüber hin. Friedrich II. befahl dem Großkanzler Cocceji, „das römisch-lateinische Recht abzuschaffen und auf dem preußischen Fuß ein deutsches Landrecht zu verfertigen.“ Sein nach einigen Jahren erschienenes und in einer heut kaum lesbaren Sprache verfaßtes „Corpus iuris Fridericianum“ blieb unvollendet und ganz einflußlos. Die folgenden Jahrzehnte beschäftigten Friedrich die drei schlesischen Kriege und andere Dinge vollauf. Das Gesetzbuch geriet in Vergessenheit. Fast während seiner ganzen Regierungszeit that Friedrich nichts für die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herstellung des von seinem Vater begonnenen neuen Landesgesetzes. Es ist unrichtig, wenn man ihm das Zustandekommen des Landrechts nachrühmt. Er hätte vielleicht nie mehr daran gedacht, wenn nicht wenige Jahre vor seinem Tode der Müller Arnold'sche Prozeß die Wiederaufnahme jenes seit 40 Jahren vergessenen, von seinem Vater begonnenen Werkes veranlaßt hätte.

Die vergilbten Papiere wurden hervorgesucht. Ihre Schreiber waren längst tot. An die Stelle des jetzigen Großkanzlers Fürst, den Friedrich mit den Worten: „Scheere Er sich raus, Seine Stelle ist vergeben!" aus dem Palais jagte, trat ein Herr von Carmer, dem er befahl: „Nehme Er habile, ehrliche, rechtzuverlässige Leute aus den Collegiis, keine studierte, nicht Professoren, die immer zu weitläufig seynd."

In dem Hause Alexanderstraße 70 zu Berlin, das noch heute fast unverändert ist, wurde zwar mit großem Eifer gearbeitet, aber als Friedrich II. starb, war noch lange nicht die Hälfte des Gesetzbuches fertig; und auch dieser Teil konnte immer nur als ein Entwurf gelten. Alte Gesetze waren wohl zusammen getragen. Die neuen Arbeiten erwiesen sich an Umfang als sehr dürftig. Drei Vierteile stammten schon von Friedrich Wilhelm I. her, waren also vor einem halben Jahrhundert entstanden und für die gegenwärtigen, ganz veränderten Verhältnisse längst veraltet. Offenbar hat der alte Fritz dem Zustandekommen eines einheitlichen Gesetzbuches keine nennenswerthe Sorgfalt zugewendet. Hätte er dies gethan oder auch nur gewollt, so müßte es ihm in langen 46 Regierungsjahren ein leichtes gewesen sein, ein solches Gesetzeswerk noch vor seinem Tode fertig zu stellen.

Erst als Friedrich Wilhelm II. zur Regierung gelangte, wurde diese Arbeit mit wirklichem Eifer und auch mit vermehrten Arbeitskräften aufgenommen. Für solche Zwecke hatte der alte Fritz kein Geld, und deshalb kam auch in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

46 Jahren nichts zustande. Friedrich Wilhelm stellte sogleich die Geldmittel für mehrere, nur für diese Arbeit beschäftigte Beamte zur Verfügung und nahm persönlich das neue Landesgesetzbuch mit Ernst und Fleiß unter seine Obhut. Eigenhändig strich er ganze Abschnitte, veränderte vieles und fügte neues hinzu. Durch eine Ordre vom 18. April 1792 schien das bisher Fertiggestellte wieder in Frage gestellt. Die Richtung, welche der Carmersche Kreis, vor allem dessen Seele Suarez, vertrat, war dem Könige zuwider. Friedrich Wilhelm hatte Stellen entdeckt, in denen ein persönliches Eingreifen des Monarchen in die Rechtspflege verboten, eine Entlassung von Beamten ohne gerichtliches Verfahren für unzulässig erklärt, auch das Strafschärfungsrecht des Königs in Frage gestellt wurde.

Friedrich Wilhelm fühlte sich von seinem Herrscherbewußtsein so sehr erfüllt, daß er sich berechtigt und verpflichtet hielt, jedes Urteil, das auch heute noch „Im Namen des Königs" gefällt wird, gegebenen Falles umzuändern. Ein Pastor hatte nicht schriftgemäß gepredigt. Der Urteilsspruch lautete: „Da Schulz zwar für keinen lutherischen, aber für einen christlichen Pfarrer zu halten ist, so ist er ferner als ein solcher zu dulden." Friedrich Wilhelm strich das Urteil durch, verfügte die Absetzung des Pfarrers und schrieb eigenhändig an Carmer: „Es ist dieses Urteil ein wahrer Schandfleck des Kammergerichts in aller Absicht. Ich kann nicht begreifen, wie vernünftige Leute, sofern sie nicht bösen Willen haben, wie hier offenbar zu Tage liegt, dergleichen Unsinn vorbringen und gegen ihre Pflicht und Gewissen behaupten können."

Mit Bezug auf die Ausarbeiter des Landrechts fügte er noch hinzu: „Überhaupt muß ich Euch nur sagen, daß die Justizbeamten jetzt einen Ton annehmen, der mir garnicht gefällt. Es ist beinahe, als ob sie eine Art von Parlament

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorstehen wollten, welches ich ihnen nie gestatten, sondern ihnen derbe auf die Finger klopfen werde."

Der Durchsicht des Landrechtentwurfs widmete der König nun eine noch eingehendere Sorgfalt. Man befürchtete, daß die ganze darauf verwendete Arbeit sich als nutzlos herausstellen würde. Immer wieder strich und änderte der König die ihm bedenklich erscheinenden Teile. Suarez mußte sich entschließen, eine nochmalige Umarbeitung sehr zahlreicher Abschnitte vorzunehmen.

Acht Jahre waren seit seinem Regierungsantritt vergangen, als Friedrich Wilhelm es endlich erreicht hatte, das „Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten" veröffentlichen zu können. Die zweite Teilung Polens hatte sein Zustandekommen wesentlich gefördert. Der König wollte, daß die Rechtszustände in Polen möglichst schnell unter preußische Gesetzeskraft gestellt würden.

So war denn nach vielen Mühen am 1. Juni 1794 die erste rein deutsche Gesetzgebung in Wirksamkeit getreten. „Dieses schwere Werk," lautet ein Gutachten, „ist eine wahre Wohlthat für das ganze Land. Vollkommen ist nichts. Aber die Ausarbeitung eines Gesetzbuches hat so große Schwierigkeiten, daß, soweit die Geschichte reicht, noch nie ein gleich umfangreiches Werk zustande gebracht ist. Es wird der Fürsorge und dem Eifer des gegenwärtigen Monarchen, dem es die Nachwelt verdankt, immer zum Segen und zur Ehre gereichen."

Besitzt das Landrecht auch manche Fehler, so sind seine guten Seiten doch weit überwiegend. Es hat eine deutsche Gesetzessprache geschaffen, die in wohlthuendem Gegensatz steht zu dem bis dahin üblichen Mischmasch fremder Ausdrucksweise. Sein Hauptverdienst war die Hervorhebung deutschen Rechtsbewußtseins im Gegensatz zu dem römischen und jüdischen. Nicht nach heidnischen oder jüdischen Grundsätzen, sondern allein nach jenem Recht, welches seine tiefste Wurzel im Christen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tum hat, sollte fortan die streitige That abgewogen werden. Mit Recht feiert unser Volk die ruhmvollen Tage, an denen es seine politische Einheit auf dem Schlachtfelde gegen den alt' bösen Feind errungen hat. Ein dankbares Andenken gebührt aber dem Könige Friedrich Wilhelm II., der ein Gesetzeswerk geschaffen hat, durch welches ein einheitliches Wesen auch in den Gestaltungen des Lebensverkehrs sich bethätigt.

Fast zu gleicher Zeit, als das neue Staatsgesetzbuch in Kraft trat, erschien zum erstenmale das jetzt vielbenutzte Staatshandbuch. Friedrich Wilhelm hatte es seit Jahren als einen großen Mangel erkannt, daß es an einem geordneten Nachweise fehle, in welchem die verschiedenen Behörden mit ihren zahlreichen Beamten ersichtlich sind. Am 23. Februar 1794 befahl er dem Minister von Alvensleben die Herausgabe eines das königliche Haus, die Hof- und Staatsbeamten nachweisenden Handbuchs. 1795 wurde das Werk fertiggestellt. Das Hof- und Staatshandbuch, welches viel gebraucht und hochgeschätzt wird, benutzen seit nunmehr 100 Jahren Tausende von Beamten und Geschäftsleuten. Wenige denken daran, daß dieses treffliche Werk sein Entstehen dem Könige Friedrich Wilhelm II. verdankt.

Der weltberühmte Prozeß des Müller Arnold fand erst durch Friedrich Wilhelm II. seinen Abschluß. Bekanntlich hatte sich Friedrich II. zu einer schweren Beugung des Rechts und zu harter Ungerechtigkeit gegen rechtschaffene Richter verleiten lassen. Arnold behauptete, daß ihm durch die Teichanlage eines Herrn von Gersdorff das zum Mahlen benötigte Wasser entzogen sei. Von der Regierung zu Küstrin wie vom Kammergericht abgewiesen, wendete er sich an den König. Friedrich ordnete eine Untersuchung an, und obwohl diese gegen Arnold ausfiel, warf er dem Gericht Vergewaltigung vor. Wohl sprach nach abermaliger Untersuchung der Kriminalsenat die Richter von aller Parteilichkeit frei, und ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weigerte sich der rechtschaffene Minister von Zedlitz hartnäckig, ein anderes Urteil zu fällen. Fünfmal war die Sache untersucht worden, dennoch ließ Friedrich nicht von seiner Voreingenommenheit. Er befahl, daß drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräte ihres Amtes zu entsetzen und mit einjährigem Gefängnis zu bestrafen seien, und daß sie dem Arnold 1784 Thaler als Entschädigung zu zahlen hätten.

Solange Friedrich lebte, war an dieser Entscheidung nicht zu rütteln. Nach seinem Tode baten die Verurteilten um Wiederaufnahme ihres Prozesses, die Friedrich Wilhelm sogleich bewilligte. Über den Ausgang berichtete die Vossische Zeitung vom 20. September 1787: „Das Tribunal hat die Urtel bestätigt. Darnach muß Arnold den fünf unglücklichen Räten und dem Herrn von Gersdorff allen Schaden ersetzen. Des Königs Majestät hat diese Sentenz auch genehmigt, verfügt jedoch: „Da aber der Arnold außer stande ist, die 1784 Thaler und die Kosten zu erstatten, so habe ich, um die Geschädigten zu dem Ihrigen zu verhelfen, den Beschluß gefaßt, die Summe aus meiner Chatulle zu bezahlen." So steht denn dieser Prozeß als ein Beispiel der Willkür Friedrichs II., aber als ein unvergängliches Denkmal der Gerechtigkeit und Hochherzigkeit Friedrich Wilhelms II. da.

Die Bauthätigkeit Friedrich Wilhelms.

Friedrich Wilhelm hatte erkannt, daß er durch die Einführung eines einheitlichen Gesetzbuches dem Prozessen entgegenarbeite und hierdurch die Wohlfahrt seines Landes fördere. Als ein weiteres Mittel, den Wohlstand zu heben, sah er die Unterstützung der Bauthätigkeit und jeder produktiven Arbeit an. In einem Lande, in dem es an Arbeit fehlt, leidet die Wurzel des Staates. Aus der Arbeitslosigkeit entsteht der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Müßiggang, der aller Laster Anfang ist. Der Hunger ist die mächtigste Triebfeder in der Geschichte der Revolutionen. Der volle Suppentopf der Arbeiter aber ist eine der festesten Grundlagen der Zufriedenheit und des Wohlstandes eines Volkes.

Als ein rechter Landesvater war Friedrich Wilhelm von dem ersten Tage seiner Regierung an darauf bedacht, es nie an Arbeitsgelegenheit fehlen zu lassen. Friedrich II. hatte durch hohe Zölle zwar auch seinem Volke den heimischen Markt erhalten und die nationale Arbeit kräftig geschützt, aber für Bauten, Chausseen, Straßenanlagen, Schulen, Kirchen gab er nur sehr kärgliche Mittel her. „Izt keyn Geld nit da," lautete meist sein ablehnender Bescheid. „Se. Majestät," berichtet Hertzberg „wollen sich durchaus dem Volke in landesväterlicher Fürsorge erweisen. Westpreußen, welches unter polnischer Regierung ganz verarmt war, wurde nachdrücklich unterstützt. Es ist offenkundig, daß Se. Majestät schon in dem ersten Jahre seiner Regierung alles, was möglich gewesen und mehr als anderwärts während einer langen Regierung zu geschehen pflegt, für das allgemeine Beste der Staaten gethan haben. Ich glaube dies am Besten zu beweisen, wenn ich das Verzeichnis derjenigen Staatsmittel anführe, womit der König in seinem ersten Regierungsjahre seine Provinzen unterstützt hat."

Das Verzeichnis giebt die Gelder für nachstehende gemeinnützige Zwecke an:

I. Für das ganze Land.

1. Vermehrung zum Justizfonds	43 000	Thlr.
2. Errichtung einer neuen Schulkommission .	13 000	„
3. Vermehrung des Fonds der Universitäten	10 000	„
4. Zur Unterstützung der Fabriken . . .	100 000	„
5. Neue Landgestüte	50 000	„
6. Für Kirchen und Pfarrhäuser	5 000	„

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7.	Für durch Überschwemmung Verunglückte	18 000	Thlr.
8.	Für Fourage dem Lande zugelegt. . .	272 000	„
9.	Für das neue Oberkriegskollegium . .	70 000	„
10.	Zur Verbesserung der Beamten-Besoldungen	100 000	„
11.	Der Kasse Montis pietatis	4 000	„
12.	Zur Verbesserung der Pfarrergehälter .	13 500	„

II. Für die Kurmark Brandenburg.

13.	Zu Bauten in Berlin und Potsdam. .	600 000	Thlr.
14.	Für Berliner Armenanstalten	8 000	„
15.	Zu Landesverbesserungen.	40 000	„
16.	Zum Bau des Armenhauses in Strausberg	43 500	„
17.	Bezahlung der Kammer-Bauschulden . .	60 000	„
18.	Zu Wasserbauten an der Havel . . .	20 000	„
19.	Bau des Freienwalder Gesundbrunnens.	6 000	„
20.	Pferdeställe für das Husarenbataillon .	29 000	„

III. Für die Neumark.

21.	Dem Züllichauer Waisenhause	22 000	Thlr.
22.	Landesverbesserung des Oder-Warthebruchs	80 000	„

IV. Für Pommern.

23.	Zu Meliorationen und Bauten . . .	200 000	Thlr.
24.	Unterstützung der Kollbergschen Dörfer .	1 000	„

V. Für Ost- und Westpreußen.

25.	Unterstützung der überschwemmten Dörfer	6 000	Thlr.
26.	Zum Bromberger Kanal.	238 000	„
27.	Zu Bauten in Königsberg	15 000	„
28.	Schulbau des Culmer Kadettenhauses .	16 000	„
29.	Festungsbau in Graudenz	150 000	„
30.	Zum Fort Lyk	2 000	„

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI. Für die Provinzen Magdeburg und Halberstadt.

31.	Chaussee- und Straßenbau	100 000	Thlr.
32.	Landesverbesserungen	109 800	„
33.	Wettiner Kohlenwerk	100 000	„
34.	Durchstich der Elbe bei Rothensee . .	13 000	„
35.	Erbauung des Armenhauses in Magdeburg	12 000	„
36.	Dem Magdeburger Waisenhause . . .	1 000	„
37.	Dem Armenhause in Halberstadt . . .	2 000	„
38.	Dem Armenhause in Halle	1 700	„
39.	Bau einer Kirche in Thale	2 400	„

VII. Für die Westphälischen Provinzen.

40.	Hebung der Leinwand-Manufaktur . .	50 000	Thlr.
41.	Kriegsschuldentilgung der Stadt Minden	7 800	„

VIII. Für Schlesien.

42.	Zum Bau der Festungen	150 000	Thlr.
43.	Bau der Artilleriekaserne in Breslau. .	215 000	„
44.	Bau der abgebrannten Häuser in Landshut	35 000	„
45.	Feueranstalten für Namslau	6 300	„
46.	Unterstützung der Fabriken	8 000	„
47.	Anlegung neuer Chausseen	10 000	„
48.	Meliorationen	83 100	„
49.	Neue Schulhäuser	18 300	„
	Summa:	3 160 400	Thlr.

Von diesem Betrage gelangte nicht ein Heller ins Ausland oder in die Hände der Juden. Es begann eine Blütezeit für den Handwerker, den Landwirt und den Arbeiter. Auch im zweiten Regierungsjahre stellte Friedrich Wilhelm bedeutende Mittel für Bauten und Landesverbesserungen zur Verfügung. Allein der Meliorationsplan für 1788 weist für den Oder- und Warthebruch 60 000 Thlr. nach, für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meliorationen in Ost- und Westpreußen 100 000 Thlr., für die Kurmark 106 750 Thlr., für Westphalen 40 000 Thlr., für Magdeburg-Halberstadt 30 000 Thlr. Selbst in den Kriegsjahren bewilligte der König reiche Mittel, „damit die begonnenen Bauten nicht still stehen und die Arbeiter nicht über Mangel an Beschäftigung klagen." Als der Minister von Voß 1794 noch mit neuen Bewilligungen hervortrat, weist ihn der König dennoch nicht ab, sondern schreibt ihm: „Ich kann Euch für dieses Jahr nicht mehr als 60 000 Thlr. geben. Ihr müßt dies für die dringendsten Bedürfnisse einteilen und Euch bis auf bessere Zeiten gedulden."

Durch den Erwerb von Polen wurde der Domainenbesitz des Staates erheblich vermehrt. Die Pachtrente der Ämter befand sich in ununterbrochenem Steigen. Je länger je mehr bewährte sich der Domainenbesitz als eine der wichtigsten Einnahmequellen des Staates. Der König beharrte bei dem von seinen Vorfahren seit Jahrhunderten bewährten Wirtschaftsprinzip. Er schloß die Landesgrenzen möglichst gegen die Einfuhr fremder Waren und hielt auf strenge Beaufsichtigung der Juden. Unter keinen Umständen durften ihnen die allgemeinen Rechte oder ein Amt gewährt werden. Der Giftbaum der Börse sollte in seinem Lande keine Wurzel fassen. Die schaffende Thätigkeit unterstützte er nach aller Möglichkeit. Für Straßenanlagen, eine der Hauptbedingungen des Aufblühens des Landbaues, war wenig geschehen. Kaum sollte man es glauben, daß Friedrich II. nicht einmal zwischen Potsdam und Berlin eine gepflasterte oder auch nur chaussierte Straße angelegt hatte. In 46 langen Jahren hatte er unzählige Male diesen Weg zurückgelegt, ohne die Mittel herzugeben, aus diesem sandigen Landwege eine befestigte Straße zu schaffen.

Mit Recht sagt Dr. Stadelmann: „Friedrich II. hatte wohl durch Anlage von Kanälen gutes geleistet, dagegen aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Landstraßen vernachlässigt. Nicht allein die untergeordneten Verbindungswege, sondern die wichtigsten Straßen, bestimmt, der Verbindung der Provinzen unter einander und dem Verkehr mit dem Auslande zu dienen, waren in schlechtem Zustande. Dieselbe Last, zu deren Fortbewegung jetzt zwei Zugtiere hinreichen, bedurfte damals eine mehrfache Zahl. Zeit, Kapital und Arbeitskraft wurden unproduktiv verbraucht. Friedrich Wilhelm trat energisch für den Wegebau ein. Bereits 1787 erörtert eine Ordre der vielen ganz grundlosen Wege und die Notwendigkeit der Abhilfe. Er richtete seine Aufmerksamkeit unablässig auf den Bau von Chausseen, die bisher im Lande noch gänzlich fehlten. Der König errichtete ein Chausseebaudepartement und ernannte 1791 den Grafen Brühl zum Vorsitzenden. Ferner bewilligte er, „um den armen Volksklassen, welche der Mittel zum Nahrungsgewerbe bedürfen, die Gelegenheit, ihr Brot zu verdienen, zu verschaffen," 30 000 Thlr. zu Straßenbauten und den zugehörigen Brücken. Ein Edikt vom 18. April 1792 besagt, daß der König nun auch den Anfang einer Chaussee von Berlin nach Potsdam machen wolle. Es bleibt Thatsache, daß Friedrich Wilhelm mit Wärme für die Verkehrswege eingetreten ist und daß ihm das Land die Einführung des Kunststraßenbaues verdankt."*)

In der Grafschaft Mark waren 1796 alle Hauptstraßen chaussiert. Der Kammerdirektor, Frhr. v. Stein, hatte sich um sie sehr verdient gemacht. „Durch die Chausseen wurden unserem Ackerbau, unseren Fabriken, unserem Handel zahllose Vorteile verschafft. Sie wurden erbaut, nicht mit dem unbezahlten Schweiße des Landvolks, sondern durch die Großmut Friedrich Wilhelms II., der auf die edelste Art Hunderttausende seinem Lande zuwendete."**)

*) Dr. Stadelmann, Preußens Könige III. 58.

**) Pertz, Leben des Frhrn. von Stein I. 76.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch der Schiffahrt und dem Kanalbau widmete der König seine Fürsorge. Durch den Bau des Ruppiner Kanals bewirkte er, daß „als dann von Ruppin aus durch die Havel und durch die Spree nach beiden Seiten hin die Schifffahrt offen stand.“ Zur Ausführung des Kanals wies er 130 000 Thaler an. Für bedrängte Grundbesitzer hatte er stets eine offene Hand. Das Streben nach einem eigenen Haus oder einer Wirtschaft sah er mit Recht für löblich an. Er unterstützte es und wußte sehr wohl, daß die Grundbesitzer die treuesten Unterthanen sind. Es scheint indeß, als ob die Willfährigkeit des Königs, Vorschüsse und Baumaterialien zu gewähren, allzusehr ausgebeutet worden sei. Denn es besteht eine Verfügung folgenden höchst charakteristischen Inhalts: „Da die Bittschriften an des Königs Majestät um die Erbauung neuer Häuser noch kein Ende nehmen, findet sich das Oberhofbauamt genötiget, denen Einwohnern zu Berlin und Potsdam bekannt zu machen, daß der Bauetat für dies Jahr längst abgeschlossen und von Sr. Majestät vollzogen sey, mithin, da sothane Bittschriften remittiert werden, die Supplikanten keine andere als abschlägliche Antwort erhalten. Man ergreift diese Gelegenheit, um das auf königliche Kosten so baulustige Publikum ein für allemal zu belehren, daß, obgleich bereits unter voriger Regierung für Berlin und Potsdam ein sehr ansehnlicher Baufonds alljährlich auf den Etat gebracht und von des jetzt regierenden Königs Majestät noch vermehrt worden ist: aus diesem Fonds doch alle öffentlichen Bauten, desgleichen Reparaturen an den Königlichen Schlössern bestritten werden müssen, ehe die Reihe an Bürgerhäuser kommen kann. Es scheinet, daß viele sich einen falschen Begriff machen und entweder den Baufonds für allein unerschöpflich oder aber ihre Privatbauten für wichtig genug halten, daß sie den Königlichen Bauten vorgezogen werden müßten. Denn es sind Se. Majestät seit dem vorjährigen Bauetat allein von

den Einwohnern in Berlin mit 934 Bittschriften behelligt worden. Von diesem Irrtum wird das Publikum zurückkommen müssen, denn auch Rom ist nicht in einem Jahr erbaut."

Ein großes Verdienst erwarb sich der König durch die Erbauung der Landarmenhäuser. Die Unglücklichen, welche keine Angehörigen, keine Heimat, keine Mittel und Kraft, sich selbst zu ernähren, besitzen, fanden und finden hier das notdürftigste Unterkommen. In seine Regierung fällt ferner die Stiftung des Bürger-Rettungsinstituts und die Begründung der Feuersozietäten. Welchen segensreichen Umfang diese Institute erreicht haben, erhellt aus der Thatsache, daß gegenwärtig etwa 23 000 Grundstücke mit 3 340 Millionen Mark dort versichert sind. Zum Besten der vorübergehend in Not geratenen Personen errichtete Friedrich Wilhelm das Pfandleihinstitut. Die Lotterie, welche zuvor verpachtet war, bekam ihr eigenes Grundstück und wurde nun zum Besten der Witwen-, Waisen- und Charitée-Anstalten verwaltet. Die Provinzial-Schul-Kollegien verdanken Friedrich Wilhelm II. ihr Entstehen. Seit 1789 führte er die Abiturientenprüfungen auf den Gymnasien ein. Von jetzt ab berechtigte nur das Reifezeugnis zum Besuch der Universität.

Für die Errichtung von Schulen hatte Friedrich II. fast nichts gethan. Den Unterricht übertrug er invaliden Soldaten, von denen viele nicht lesen und schreiben konnten. Beklagten sich die Gemeinden, so schalt er, daß man „Leute, die alles fürs Vaterland geopfert, nicht versorgt wissen wollte." Die Besoldung war jämmerlich. Allein in der Kurmark befanden sich noch mehr als 500 Lehrer mit einem Jahrgehalt von 10, sage zehn Thalern. „Sie mußten," erzählt Dohm, „sich als Weber, Schneider, Kuhhirten und Nachtwächter einen Nebenerwerb suchen. Schulhäuser gab es wenige. Die Art, wie die Invaliden dozierten, war ihre Sache. Im Sommer

wurde keine Schule gehalten, weil die Eltern ihre Kinder zur Feldarbeit brauchten. Im Winter wurde derjenige Krüppel „mietsweise“ angenommen, der das Schulehalten für den billigsten Preis übernahm.“ Auf Gesuche um Gehaltserhöhung antwortete Friedrich: „Ich will den Schulmeisters gestatten, in der Ernte sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen.“ Wie mildthätig!

Friedrich Wilhelm bekundete den festen Entschluß, sich des Unterrichtswesens anzunehmen. Als Grundbedingung besseren Gedeihens erachtete er die Errichtung von Lehrer-Seminaren. Es entstanden die Seminare zu Berlin, Stettin, Breslau, Königsberg und Bergen. In Ostpreußen wurden Normalschulen erbaut. Auch das Stadtschulseminar in Berlin, in welchem Lehrer für die Bürgerschulen vorgebildet wurden, sowie das Friedrich Wilhelms-Gymnasium daselbst verdanken ihm seine Entstehung. Die Schulanstalten in Neuruppin, Königsberg und Brandenburg führen seinen Namen. Von öffentlichen Anstalten entstanden ferner die Tierarzneischule, die Singakademie, die Artillerieschule und eine höhere Töchterschule.

Die Bauthätigkeit bezeichnete unter der Regierung Friedrich Wilhelms eine Zeit der Blüte und des Aufschwungs. Eines der schönsten Bauwerke, welches er errichten ließ, ist das Brandenburger Thor. 1793 wurde es vollendet. Als der König nach einjähriger Abwesenheit aus dem Feldzuge heimkehrte, hielt er seinen Einzug zum ersten Mal durch das Brandenburger Thor. Bei diesem Anlaß wurde das von Schumacher in Lübek gedichtete und später zum Nationallied erhobene Königslied: „Heil Dir im Siegerkranz!“ zum ersten Mal gesungen. Es hatte damals eine andere Melodie. Denn Handtmann erzählt in der Kreuzzeitung vom 10. Juli 1894 aus den Überlieferungen seiner Familie: „Zahllose Tonkünstler haben ihren Bedarf an neuen Ideen aus dem reichen Schatz

katholisch-kirchlicher Melodien zu decken versucht. Daß aber unser ganzes preußisches Vaterland dort eine gewaltige Anleihe gemacht hat, war bisher im Dunkeln geblieben. 1813 brachten preußische Soldaten den Text „Heil Dir im Siegerkranz" nach Schlesien, aber niemand konnte das Lied singen. Da begegneten eines Tages Offiziere, unter ihnen Scharnhorst, einem Wallfahrtszug, der unter Führung des katholischen Pfarrers Thamm aus Cudowa, der weltbekannten Frauen-Heilquelle, nach Reinerz zog unter dem Gesang:

„Heil Dir, o Königin,
Des Brunnens Hüterin,
Heil Dir, Marie!
Zu Segen und Gedeih'n
Laß sprudeln klar und rein
Allzeit den Labequell:
Heil Dir, Marie!"

Scharnhorst ein großer Musikfreund, fragte den Pfarrer woher diese Melodie stamme. Thamm erwiderte: „So haben wir hier in den schlesischen und mährischen Bergen schon von altersher gesungen, es ist ein uralter Wallfahrergesang." Die Offiziere brachten die schöne Melodie zu Papier und legten ihr den Text des Königsliedes unter. Von nun an, dem 3. September 1813, wurde das Lied als Nationalhymne gesungen."

Von Denkmälern und Bauwerken, die in der Regierungszeit Friedrich Wilhelm II. entstanden, sind noch zu nennen das dem Könige Friedrich II. errichtete Marmorstandbild in Stettin, ferner die Statue Zietens auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, die Herkulesbrücke mit ihren Sandsteingruppen ebendaselbst, das Prinz Leopold-Denkmal in Frankfurt an der Oder.

Das Schloß Monbijou ließ der König erweitern und mit Anlagen schmücken. Die Kunstbauten in Charlottenburg, das Orangeriehaus, das Belvedere, das Schauspielhaus, das

Palais am heiligen See bei Potsdam verdienen gleichfalls Erwähnung. Die Garnisonkirche in Glogau, mehrere Militär-Magazine, Lazarette, das Stadtvogtei-Gefängnis in Berlin, das Oranienburger-, Hamburger- und Rosenthaler-Thor, die Kupfergrabenbrücke und viele andere Bauwerke geben uns Kunde von der Bauthätigkeit und dem Kunstsinne Friedrich Wilhelms. Die Gemälde, welche er für seine Schlösser oder für den Staat anzukaufen befahl, haben alle einen hohen, künstlerischen Wert. Man muß zugeben, daß es Friedrich Wilhelm II. an Liebe zu der Kunst und an Verständnis ihrer Macht nicht gefehlt hat. Er erkannte ihre Ziele, wenn er sagte, daß ihre Darstellungen „in das Herz der Menschen kommen sollen", er ging nicht fehl, wenn ihm auch in der Kunst der Inhalt über die Form ging. Wir müssen diesen König, den Mann mit dem reichen Natursinn, mit dem unbefangenen Blick und dem lebenswarmen Herzen hochschätzen, daß er der Kunst von Jugend auf zugethan war, „sie gern sehen wollte im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat", und allezeit sein Leben mit ihr verschönt hat.

Einige Kabinettsbefehle des Königs.

Zur Bereicherung der Kenntnis des öffentlichen Lebens und der sittlichen Zustände jener Zeit sind auch die Bekanntmachungen von Behörden und Privaten geeignet, welche während der Regierung Friedrich Wilhelms erlassen wurden. Die Quellen für das Hofleben jener Zeit fließen leider so spärlich, daß selbst Schwebel klagt: „Leider fehlt eine tiefere Kenntnis dieser merkwürdigen Epoche. Es wäre heilsam, wenn die Historiker gerade diesem Zeitraume der kurzen elfjährigen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. ein regeres Interesse zuwendeten."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein kulturhistorisch hochinteressantes Bild über das Hofleben und den gewerblichen Verkehr zur Regierungszeit Friedrich Wilhelms erhalten wir, wenn wir die Berliner Blätter jener Jahre auf die Polizeiverfügungen und sonstige auf Handel und Erwerb bezügliche königliche Verordnungen durchmustern. Bekanntlich hatte der König die verhaßte „General-Tobaks-Administration" aufgehoben und dadurch den Tabakkonsum sehr gefördert. Um der Gefahr des überhandnehmenden Tabaksgenusses zu begegnen, aber auch um die beim Rauchen nötige Vorsicht einzuschärfen, befahl der König: „Das Tabaksrauchen auf der Straße wird bei fünf Thlr. Strafe oder körperlicher Züchtigung verboten. Auch werden die Einwohner angewiesen, beim Holzhauen darauf zu achten, daß sie den Holzhauer, wenn er bei dieser Arbeit rauchet, die Pfeife mag bedecket seyn oder nicht, gleich aus der Arbeit gehen lassen, wogegen jeder Einwohner, bei welchem ein Holzhauer rauchend angetroffen wird, gleichfalls in fünf Thaler oder gleich zu achtender Leibesstrafe mittelst Hieben genommen wird." Die Zeitungen übten damals schon einen verderblichen Einfluß aus. Das Zeitalter, in dem das Volk durch Bücher auf die öffentlichen Schäden hingewiesen wurde, war eine lichtvolle Epoche gegen die Zeit, in der die Zeitungsfabriken die öffentliche Meinung — entdeckten.

Ein Widersacher des Königs hatte seine Maßregeln so heftig angegriffen, daß der Monarch folgende Verordnung erließ: „Wenn die Sache bloß meine Person beträfe, so würde ich gegen solche lächerliche Kritiken sehr gleichgültig seyn. Da ich aber auf die Liebe meines Volkes sehr eifersüchtig bin, so kann ich nicht gestatten, daß die Zeitungsschreiber ihre Pflichten als Unterthanen so vergessen und sich erfrechen, ihren Gift und Unsinn aus hämischen Absichten ferner zu verbreiten." Nicht immer ließ es der König bei einer bloßen Verwarnung bewenden. Ein Küster, der in einer Zeitschrift

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Aufruhr gepredigt hatte, wurde zu dreijähriger Festungsarbeit verurteilt. Nach Abbüßung der Strafe sollte der Unglückliche unter die Soldaten gesteckt oder, wenn er zum Militärdienst nicht tauglich, in einem Arbeitshaus untergebracht werden. Das war eine verhängnisvolle Wertschätzung des Soldatenstandes. Dieselbe findet eine Ergänzung in dem zwischen Preußen und Kursachsen abgeschlossenen Vertrage behufs Auswechselung der Deserteure. „Wenn der davon gelaufene Kerl eine Länge von 5 Fuß 6 Zoll besitzt, so muß für ihn ein Aequivalent von 24 Thlr. bezahlt werden gegen ein auszutauschendes Subjekt von gewöhnlichem Zollmaß." Der längste Mann stand sogar im Preise bis zu 50 Thalern.

Die Fremdenpolizei wollte Friedrich Wilhelm streng gehandhabt wissen. „Ich habe mißfällig bemerkt, daß viele Fremde unter anderem Namen in den Thoren hierselbst einpassieret sind. Solche Falschmeldung wird strengstens untersagt, imgleichen werden die Ein- und Auspassierenden verpflichtet, in den Thoren beim Examinieren, welches aufs genaueste geschehen soll, ihre Namen, Verrichtungen, oder ob sie nur spazieren fahren, mit Bescheidenheit anzuzeigen."

Die Sauberkeit der Straßen ließ sich der König sehr angelegen sein. Er untersagte das übliche Wäschespülen an den Stadtbrunnen, ebenso bei 2 Thlr. Strafe das Trocknen der Wäsche und das Sonnen der Betten auf der Straße. Eine Strafe von 10 Thlrn. oder Gefängnis erhielt, wer die Straßen und die Spree mit todten Katzen, Hunden oder — Federvieh verunreinigte. Trotz harter Strafen muß es in Berlin übel ausgesehen haben. Der Dönhofsplatz, jetzt einer der schönsten Plätze, mag ein sehr wüster Ort gewesen sein. Ein Befehl vom 20. Juli 1787 bestimmte, daß fortan die Buden der Verkäufer aus festem Holzmaterial erbaut werden sollten und niemand darin nächtigen oder als Viehställe benützen dürfe. Eine andere Verfügung verbietet den Fuhrleuten, welche im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lustgarten Schutt und Mist abladen, — es scheint dies ganz an der Tagesordnung zu sein! — den Unrat auf einem Haufen liegen zu lassen. Sie haben denselben vielmehr, bei 5 Thlr. Strafe, auszubreiten.

Auch das sittliche Wohl der Berliner wurde überwacht. Das Hazardspiel war bis 1000 Dukaten Strafe verboten. Beamten, die sich an Glücksspielen beteiligten, drohte die Kassation. In Vorahnung des „Kümmelblättchens" untersagte ein Edikt alles Spielen mit Karten, Würfeln oder „anderen Zeichen, sie mögen bereits erfunden sein oder noch erfunden werden." Selbst über die harmlosen Vergnügungen glaubte man wachen zu müssen. Unsere Vorvordern liebten bei ihren häuslichen Festlichkeiten gern die Musik, die das Mahl belebte und nach Beschluß desselben die Gäste zum Tanze führte. Für die Wahl der Musikanten bestand eine Verfügung, daß „außer den königlichen Beamten, den Geheimbden-, Krieges- und Hofräten Niemanden, er sey Christ oder Jude, erlaubt sey, sich anderer musikalischer Aufwartung als der Stadtmusikanten zu bedienen." 10 Thlr. Geldbuße oder Leibesstrafe durch Hiebe ahndeten diesen Frevel! Das Klavier, mit dem sich heute jeder Musik mehr als nötig besorgt, grassierte damals noch nicht.

Friedrich Wilhelm liebte die Musik sehr. Während des Karnevals fand eine bestimmte Reihenfolge von Vergnügungen statt. Sonst führte er ein stilles, wohlgeregeltes Leben im Marmorpalais in Potsdam. Vier Stunden des Vormittags waren der Arbeit gewidmet. Zwischen 12 und 2 Uhr erteilte er Audienzen. Um 3 Uhr setzte er sich zur Tafel. Nachmittags musizierte er sehr oft. Die Geige spielte er gut, das Cello meisterhaft. Weite und selbst anstrengende Spaziergänge liebte er. Auch hatte er es gern, wenn ihn ein Hund begleitete, aber in seinen Zimmern litt er sie nicht. Das Theater besuchte er oft. Die Kapelle zählte 62 Mitglieder,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche er für vollkommen ausreichend ansah. Obwohl er die Kunst, das Theater und die Musik schätzte und begünstigte, zahlte er den Künstlern nicht die hohen Gagen, wie es Friedrich nur zu verschwenderisch gethan. Für das Ballet besoldete er nur acht Solotänzer mit festem Gehalt. Etwa 30 Tänzer bezogen Diäten. Die Oper wurde aus der Hofstaatskasse bezahlt. Der Eintritt war unentgeltlich. Der König nahm seinen Platz unmittelbar hinter dem Orchester, neben ihm die Prinzen, hinter diesen die Generale, Offiziere und Kadetten. Es war Sitte, daß diese, nebst dem König, stehend der Oper zuhörten. Für das Publikum war im Parterre nur ein kleiner Raum zugemessen. Den Ministern, Gesandten, Hofleuten und Staatsbeamten waren bestimmte Logen angewiesen. Die Königin nebst Gefolge nahm in der großen Königlichen Mittelloge Platz. Mit derselben Strenge, mit welcher noch heute im Opernhause in London darüber gewacht wird, daß man sich nur im Gesellschaftskleide zur Oper einfindet, wurde damals in Berlin verfahren. Niemand erhielt Zutritt, der nicht im Galaanzug erschien. Gern drückte man dem wachthabenden Gardisten ein Geldstück in die Hand, um trotz des nicht vorschriftmäßigen Anzugs passieren zu können. Mancher hochstehende Beamte trieb mit den ihm zugeteilten Freibillets einen wucherischen Handel. Um das größere Publikum einigermaßen zufrieden zu stellen, erhielt dasselbe Zutritt zu den Generalproben.

Unzweifelhaft ließ es sich Friedrich Wilhelm angelegen sein, deutsche Bildung zu unterstützen, deutsche Kunst und Litteratur zu begünstigen. Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller hatte Friedrich II. sehr mit Unrecht getadelt und gering geachtet. Durch die undeutsche, glaubenslose Richtung Friedrichs war das deutsche Nationalgefühl verkümmert. Friedrich Wilhelm wußte, daß er in diesem Punkte Vieles gut zu machen habe. Friedrich hatte weder Lessings

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Minna von Barnhelm, noch Gleim's „Lieder eines Grenadier," noch Ramler's, ihm zu Ehren gedichteten, Oden in seine Bibliothek aufgenommen. Jetzt wurden in dem Nationaltheater zu Berlin auf allerhöchsten Befehl „Otto von Wittelsbach," „Emilia Galotti," „Don Carlos" und Schillers „Räuber" gegeben. Der Schriftsteller Hermes überschickte dem Könige sein Werk: „Töchter edler Herkunft" unter Darlegung seiner dürftigen Verhältnisse. Friedrich Wilhelm antwortete ihm: „Nahrungssorgen werden die Schaffenskraft eines guten Schriftstellers stets herabdrücken. Zu Ihrer Aufmunterung, der Welt auch ferner mit guten Büchern zu nützen, will ich Sie gern von Ihren Sorgen befreien. Der Minister Graf Hoym hat Anweisung erhalten, Ihnen eine lebenslängliche Jahrespension von 300 Thlr. auszuzahlen."

Der berühmte Sprachforscher Adelung in Dresden, der dem Könige sein Werk über die deutsche Sprache zueignete, erhielt von ihm eine goldene Dose und ein eigenhändiges Schreiben mit der Versicherung: „Als deutscher Fürst schätze ich die deutsche Sprache höher als alle anderen."

Auch den anderen Künsten schenkte Friedrich Wilhelm seine Anerkennung. Dem Kupferstecher Berger gewährte er als Aufmunterung für einen besonders gelungenen Stich ein Geschenk von 500 Thlrn. unter der Bedingung, daß er noch zwei Platten liefere. Dem Kurator der Akademie der Künste überwies er einen Fonds, aus dessen Zinsen jährlich vier Kupferstecher, je nach ihren Leistungen, mit 400, 300, 200 und 100 Thalern unterstützt werden sollten.

Seit vielen Jahren hielt die Schützengilde in Berlin ihr „solennes Pfingstschießen." Daß unsere Vorväter gute Schützen, aber auch gute Trinker waren, ist durch viele Schriftsteller bezeugt. Auch Friedrich Wilhelm gewährte den besten Schützen Schießprämien. Es ist jedoch unrichtig, wenn man die Schuld der Vergnügungssucht auf Friedrich Wilhelm zurückführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon in den letzten Lebensjahren Friedrichs II. wird im „Kosmopolit“ über das verschwenderische Leben der Berliner Klage geführt: „An Bällen und Pickeniks hängt die Seele der Berliner mit unverwüstlichem Hange. Wie könnte auch sonst das Leihamt und das große Heer der Judenwucherer bestehen? Das ist der gewöhnliche Gang, den viele Familien nehmen: sie schwelgen und borgen so lange, bis alle Quellen erschöpft sind. So sitzen jetzt viele in Spandau, die ehedem eine große Rolle spielten, in stolzen Karossen einherprunkten, alle Bälle besuchten und mit einem stolzen Blick auf den unbedeutenden Erdensohn herabschauten.“ Nun liebt es zwar dieser „Kosmopolit“, recht schwarz zu malen, daß er aber wahr schilderte, das beweisen die zahlreichen Pfändungen jener Zeit. Hierbei sind alle Stände vertreten, vom Kellerwirt bis zu Präsidenten, Hofräten, Obersten und Edelleuten. Sogar ein Domkapitular findet sich darunter, der allerdings für einen Geistlichen seltsame Passionen gehabt haben muß. Denn in seinem zur gerichtlichen Versteigerung gebrachten Nachlaß befanden sich auch drei Jagdhunde, sechs Windhunde und ein Hühnerhund.

Bisweilen sahen sich auch die Behörden veranlaßt, das Publikum zu warnen, bestimmten Personen zu borgen. So machte das Lichnowsky'sche Regiment unterm 21. Mai 1786 bekannt, daß der bei diesem Regiment stehende Fähnrich Graf Lichnowsky noch minderjährig sei und er sich in keine Geldverbindlichkeiten einlassen dürfe. Ebenso warnte das Kurmärkische Pupillen-Kollegium vor dem Kreditgeben an den Legationsrat Grafen Maltzahn. Zu Friedrichs Zeiten scheinen solche Schuldenmacher in ihrer amtlichen Stellung durch diesen öffentlichen Skandal nicht erschüttert worden zu sein, ebensowenig auch Leute im Hofdienste. Von einem der letzteren publiziert das Hofmarschallamt: „Seit Jahr und Tag wird mißfällig vernommen, daß der Königliche Mundkoch Heutlaß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dessen Frau ihre monatlichen Gehaltsquittungen verpfänden und Geld erpressen. Es wird vor ihm gewarnt. Diese Quittungen werden nicht bezahlt, weil dessen Traktament auf mehrere Jahre voraus belegt ist." Auf der schwarzen Liste steht auch ein Königlicher Vorreiter Rautenkranz. „Wenn diesem jemand noch etwas vorschieße, so solle Rautenkranz zur Bezahlung nicht gehalten seyn," — eine Weisung, welcher der Herr Vorreiter wohl pünktlich nachgekommen sein wird.

Welcher Art die Verhältnisse des Kreditgebens und der Börse in jener Zeit gewesen sind, darüber findet sich nur wenig aufgezeichnet. Der Minister Graf von der Schulenburg gab eine Denkschrift heraus, die sich zwar vornehmlich mit den polnischen Kreditverhältnissen beschäftigte, immerhin aber Beachtung verdient. Schulenburg sagt, daß die Notstände und die Verschuldung auf den unheilvollen Einfluß der Juden zurückzuführen seien, die als Krugpächter die Tagelöhner und als Gläubiger die Besitzer ausbeuteten. Trotz aller Befehle Friedrichs II. und seines Vaters, die Juden streng zu überwachen und weiteren Zuzug nicht zu dulden, wurde ihre Zahl immer mehr. „Man sollte es nicht glauben, was für einen mächtigen Einfluß die Judenschaft hier hat. Der Verkehr, worinnen sie mit Hofleuten, Räten und Offizieren stehen, setzt sie in den Stand, von den geheimsten Sachen Kunde zu bekommen. Und da ihr fast jeder zinsbar ist, so wird es ihr auch leicht, daselbst Freunde zu finden, wo sie keine finden sollte. Bey jedem Rechtsstreite wissen die Juden sogleich den Referenten auszumitteln, und er muß mehr als ein reicher Mann seyn, wenn er gegen alle ihre Ränke die Probe halten soll. Es hat schon unter dem vorigen Könige Beyspiele gegeben, daß sie Mittel fanden, seine Befehle zu vereiteln. Was soll man sagen, wenn selbst der Justizminister mit einem Meyer Warburg und anderen Juden, die von der Wucherey Profession machen, Arm in Arm gehet?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was soll der Christ, wenn er mit solchen Leuten im Prozeß liegt, für Hoffnung in seyne gerechte Sache setzen? Der Jude Moses Isaak hatte hier ein Testament gemacht, wodurch er diejenigen seiner Kinder, welche zum Christentum übertreten, von der Erbschaft ausschloß. Da man für Geld immer dienstfertige Leute findet, so hatte der Stadtrichter Ransleben dieses Testament nicht allein aufgesetzet, sondern auch als Kurator der Moses'schen Kinder mit unterschrieben. Nach dem Tode des Moses ließen sich zwey von seinen Töchtern taufen. Die eine heuratete einen Offizier und die andere einen Edelmann. Das Testament des Vaters konnte in einem christlichen Staate als nichtig angesehen werden. Es entstand ein Prozeß. Die christlichen Erben gewannen beim Kammergericht. Die Juden appellierten und erreichten eine Sentenz, die sie in den Besitz des ganzen streitigen Kapitals setzte. Bald darauf las man in den Zeitungen, der Monarch habe sich die Akten dieses Rechtsstreites kommen lassen und halte die angeführten sechs Gründe des Tribunals für so unwiderleglich, daß er das Urteil bestehen lassen müsse. Das Kabinettsschreiben, mit welchem der König die Akten an das Tribunal zurückgab, zeugt von der Gerechtigkeitsliebe des Monarchen. Er hebt hervor, wie auch durch diesen Prozeß dargethan werde, daß die Juden einen tödlichen Haß gegen die Christen besitzen und daß sie auch in einem christlichen Staate ihre Herrschaft mit Erfolg behaupten. Am Schlusse heißt es: „Damit aber zum Nachteil der christlichen Religion nicht noch mehr Testamente dieser Art von Juden gemacht werden, so befehle ich, daß sofort ein festes Gesetz für die Juden erlassen werde, welches diesen Fall klar und bestimmt entscheidet. Dieses Gesetz ist sogleich der jüdischen Nation und allen Gerichtshöfen zu publizieren. Friedrich Wilhelm." Die Juden haben diese Sentenz erschlichen. Wenn der König sagt, es solle jetzt ein Gesetz geschaffen werden, welches diesen Fall klar ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheide, so waren doch auch entgegengesetzte Ansichten vorhanden. Warum teilte man nicht das Kapital in beyde Parteyen? Warum mußten die christlichen Erben der leidende Teil bleiben? Das Kammergericht hat recht gesprochen, das Tribunal aber hat Scheingründe vorgebracht." *)

Die Magdeburgische Zeitung vom 31. Januar 1793 berichtet: „Ungeachtet des scharfen Verbots wagten es hier im Felde mehrere Juden 120 aufgekaufte Ochsen aus Vorderöstreich über den Rhein in das französische Lager zu bringen. Ein Kaiserliches Kommando verfolgte sie und gelangte in den Besitz der Ochsen, konnte aber die fliehenden Juden nicht erreichen."

„Der erste wichtige Schritt zur Befreiung von Juden-Wucher und Juden-Tyrannei ist die Aufklärung des deutschen Volkes, welches über den wahren Charakter des Judentums getäuscht worden ist." Die Grundlage jeder wahren Wohlfahrt ist das Christentum. Die Juden haben aber Christum, den Herrn der Schöpfung, ans Kreuz geschlagen, und sie hassen ihn auch heute noch. Für sie ist er ein Betrüger. Nach ihrem Nationalgesetz sind nur sie Gottes Kinder. Alle anderen Menschen sind von Gott verstoßen, die sie, ohne Sünde zu thun, unterdrücken, schädigen und verachten dürfen. Als treue Landesväter haben die Hohenzollern von jeher den Umgang ihres Volkes mit den Juden als unheilbringend angesehen und einzuschränken versucht. Wer ein Verächter des Glaubens, ein Feind und Spötter Christi ist, kann auf den Christen nur unheilvoll einwirken. Friedrich Wilhelm sah eine Verbindung eines Christen mit einer Jüdin auch dann als bedenklich an, wenn die Taufe kurz vor der Trauung erfolgt war.

„Jedenfalls kann niemand, der seine Augen aufthut, sich dem verschließen, daß der jüdische Einfluß für unser Volk

*) Geheime Briefe über die Preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. Utrecht 1787. S. 38

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verderbenbringend ist. Von erfreulichem Verständnis für unser Volksleben zeugt es, daß die Generalsynode zwei Punkte anführt, an denen christliches Gewissen und jüdischer Einfluß miteinander in Konflikt geraten. Die Frage der christlich-jüdischen Mischehen ist brennend geworden, seitdem das Reichsgesetz vom 3. Juli 1864 mit seiner Gleichstellung von Juden und Christen, das Zivilstandsgesetz und die Aera des Tanzes um das goldene Kalb in den siebziger Jahren zusammenwirkten, um den Unterschied zwischen Juden und Christen zu verwischen und die Angehörigen beider Religionen zu vermischen. Von 1875 bis 1890 ist die unerhörte Zahl von 4214 christlich-jüdischen Mischehen geschlossen worden. Diesem greulichen Mißstande gegenüber greift die Generalsynode ein. Das rechte Wort fand Stöcker, der diese Mischehen das schlechteste Beispiel nannte, das die vornehmen Kreise geben, die oft nur des jüdischen Geldes wegen sich mit dem Judentum verbinden. Dem Einwand: „Warum soll ein Christ nicht ein jüdisches Mädchen aus Liebe heiraten?" ist mit der Gegenfrage zu begegnen: „Wie kommt es, daß sich ein Christ nie in eine arme Jüdin verliebt?" Gerade die vornehmen Kreise sind es, in denen die jüdischen Geldheiraten häufig vorkommen. Daß ein Handwerker, Bauer oder Arbeiter sich zur Heirat mit einer Jüdin herabwürdigt, ist kaum je dagewesen." *)

Trotz des Judenreglements sah sich Friedrich II. immer wieder genötigt, neue Strafbestimmungen zu erlassen. „Nachdem wir bei den geduldeten Juden viele Mißbräuche angemerket, haben wir beobachtet, daß sie den christlichen Kaufleuten und Einwohnern ungemeinen Schaden und Bedrückung zugefüget. Wir haben daher für nötig befunden," nun folgt eine lange Reihe von Verboten, in denen streng anbefohlen

*) Zeitung „Das Volk," Berlin, den 10. November 1894.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird, daß eine größere Zahl von Juden in seinen Landen nicht geduldet werden darf.

Friedrich Wilhelm bestätigte alle diese Bestimmungen. Er verschärfte sie sogar noch dadurch, daß er den Juden das ihnen bisher gestattete Hausieren ganz verbot. Seine Kabinettsordre vom 18. Januar 1789 lautet: „Da das Hausieren der Juden, sowohl in den Städten als auf dem Lande sehr zunimmt, so befehle ich, daß derjenige Jude, welcher auf Hausieren betroffen wird, sogleich auf drey Monathe in die Vestung gebracht, auch nach Beschaffenheit der Umstände aus dem Lande verwiesen werden soll."

Friedrich Wilhelm II. blieb hierin in den alten bewährten Bahnen seiner Vorfahren. Erst sein Sohn und Nachfolger gab den Juden alle Rechte der Staatsbürger. Ihre jüdischen Volks- und Sittengesetze behielten sie auch. Unter ihm begann die Zeit des Freihandels. Das Religionsedikt hob er gleichfalls auf. Die Früchte sind nicht ausgeblieben. Mit Recht hebt Treitschke hervor: „Hieraus wird es verständlich, weshalb Friedrich Wilhelm von der Judenschaft und deren Knechten so gehaßt wurde."

Geisterbeschwörungen.

Friedrich Wilhelm II. ist von seinen Feinden und auch denen, die einiges Gute an ihm fanden, so oberflächlich beurteilt worden, daß es die Pflicht der Gerechtigkeit erfordert, alles über ihn bekannte scharf zu beleuchten. Aus uns selbst können wir uns ebensowenig von ihm eine Vorstellung machen, wie jeder selbst nach den Tropen wandern kann. Wir brauchen Vermittler, die uns von ihm oder den Tropen berichten. Die Zeit, in der Friedrich Wilhelm lebte, liegt ein Jahrhundert rückwärts. Je mehr seine Thaten dazu angethan sind, auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch die Gegenwart zu beeinflussen, desto mehr ist es ein nationales Bedürfnis, daß er seinem Volke wiedererobert werde. Dies kann nur geschehen, wenn wir auch diejenigen Seiten seines Lebens beschauen, welche meist bei Herrschern die Geschichte ganz unbeachtet läßt. Das bloß summarische Charakterbild giebt oft eine schöne Grabfigur; sie mag zu leben scheinen, wie Rauchs Königin Luise im Mausoleum, aber sie ist tot. Nur wer sich bemüht, auch die verborgenen Partien, die Schwächen und Unschönheiten eines Herrschers zu betrachten, wird in dessen Seele zu schauen vermögen.

Eine dieser Eigenschaften, die weder seine Freunde noch seine Feinde verstanden haben, ist sein Interesse und sein Hang am Übersinnlichen, Geheimnisvollen. Auch seine Lobredner wissen nicht, was sie mit dieser seiner Geistesrichtung anfangen sollen. Dr. Hahn erzählt: „Den König fesselte besonders das ernste, geheimnisvolle Wesen seines Generaladjutanten von Bischofswerder, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Derselbe war Mitglied geheimnisvoller Gesellschaften, welche in Verkehr mit der Geisterwelt zu treten vermeinten. Man behauptet, daß Bischofswerder durch Erscheinungen und Stimmen aus der Geisterwelt sein Ansehen beim Könige befestigt habe."

Dr. Förster erzählt folgenden Vorgang: „Als eines Abends der Prinz bei seiner Geliebten in Charlottenburg weilte, rief ihn Bischofswerder ab und führte ihn in ein entlegenes Haus, um ihn endlich an der von ihm ersehnten Unterhaltung mit abgeschiedenen Geistern Teil nehmen zu lassen. Wie geschickte Taschenspieler dem Uneingeweihten ein ganzes Spiel Karten vorhalten, mit der Aufforderung, nach seinem Belieben einige zu ziehen und ihm demungeachtet diejenigen in die Hände spielen, die sie dazu vorher ausgewählt haben, so überließen es die Geisterbanner dem Prinzen ebenfalls, diejenigen Abgeschiedenen zu nennen, die er zu sehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verlangte, waren aber zum voraus sicher, daß er von denen die man ihm vorschlug, nur diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Diesmal waren es: der römische Kaiser Marc Aurel, der Philosoph Leibnitz und der große Kurfürst. Man hätte aber auch mit demselben Krönungsapparat und Perücke dem Verlangen nach Karl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügt. Die Zauberei bestand darin, daß während der Beschwörungsformel der geforderte Geist in dem Nebenzimmer leibhaftig sich so vor einen Hohlspiegel stellte, daß sein Bild von dem gegenüberstehenden Spiegel aufgefangen, auf dem Milchflor in dem dunkeln Zimmer sichtbar wurde, in welchem der geängstete Prinz ganz allein saß. Es war dem Prinzen gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten. Allein er war nicht im stande, auch nur einen Laut über seine bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er von den heraufbeschworenen Geistern strenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief endlich mit banger Stimme nach seinen Freunden. Er bat inständig, den Zauber zu lösen und ihn von seiner Todesangst zu befreien. Nach einigem Zögern trat Bischofswerder in das Zimmer und führte den zum Tode erschöpften Prinzen nach seinem Wagen. Dieser verlangte zu seiner Geliebten zurückgebracht zu werden. Diesem Wunsche wurde nicht nachgegeben und der Prinz noch während der Nacht nach Potsdam gebracht, wo die gestrenge Ordensbrüderschaft zu seinem Empfange versammelt war. Der Vorsteher nahm das Wort, wiederholte die von dem Geiste des Ahnherrn ausgesprochenen Ermahnungen und die Brüderschaft drang so inständig in den Kronprinzen, daß er mit zerknirschtem Herzen den unerlaubten Umgang mit seiner Mätresse abschwor, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er auch fernerhin bei ihr Trost und Unterhaltung suchen dürfe. Als er am nächsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tage die Geliebte mit dem Gelübde, welches ihm abgedrungen war, bekannt machte, sprach sie zwar ihre Entrüstung über die Ordensbrüder aus, erklärte sich jedoch bereit, jedes Opfer zu bringen, wenn sie sich nur ferner seine Freundin nennen dürfe."

Dr. Förster giebt an, diesen Vorgang habe ihm die Lichtenau persönlich mitgeteilt, welche ihn aus dem Munde Friedrich Wilhelms erfahren haben will. Manche Einzelheiten sind unwahrscheinlich, die Hauptsache mag sich jedoch zugetragen haben. Ich will nicht behaupten, daß hier wirklich eine Geisterbeschwörung stattgefunden hat, glaube aber keineswegs, daß eine solche außerhalb der Möglichkeit des menschlichen Willens liegt. Es ist erwiesen, daß es gewisse Personen verstehen, durch das Anrufen abgeschiedener Seelen Krankheiten zu heilen. Das Blutversprechen, das Beschwören von Schlangen, das Warzen- und die Rose-Versprechen glauben viele zu verstehen. Auch durch Hypnose ist es möglich, jemanden in einen Schlafzustand zu versetzen, in dem er sich seines eigenen Willens völlig entäußert und sein Geist dem Willen eines anderen Menschengeistes Folge leistet. Die Gefahren eines so geheimnisvollen Experiments sind nicht gering. Denn es ist etwas sehr Bedenkliches, wenn über eines Menschen Geist und Willen ein anderer Mensch solche Gewalt gewinnt. Viele behaupten zwar, Tote könnten aus dem Ort, der „das Gefängnis" heißt, nicht wiederkehren. Aber Abraham sagt nicht zum reichen Manne, daß das unmöglich sei, sondern nur, daß Ungläubige durch Geistererscheinungen nicht bekehrt werden. Es bleibt Thatsache, daß Tote hier erscheinen können. Samuel erschien auch und kündigte dem Könige Saul dessen baldigen Tod an. Saul war völlig überzeugt, daß Samuel aus dem Totenreiche heraufgekommen war und mit ihm sprach. Er erkannte seine Person, seine Stimme ganz genau. Er hatte ja mit ihm zusammen gelebt, denn Samuel war erst seit 11 Jahren verstorben. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heilige Schrift erzählt von vielen Verstorbenen, die lange nach ihrem Tode auf Erden wandelten. „Es erschienen ihrer viel den Ihrigen.“ Wir wissen, daß Christus mit demselben Leibe, der gekreuzigt, gestorben und begraben war, aus dem Reiche der Toten wieder heraufkam. Er hat seinen Leib wohl verklärt, aber nicht vergeistigt, denn er ließ sich von seinen Jüngern anfassen und sprach zu ihnen: „Sehet doch meine Füße und Hände, daß ich es wirklich bin. Betastet mich und sehet, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Gebein, wie Ihr sehet, daß ich es habe.“ (Lukas 24, 39.) Sie hörten genau die ihnen wohlbekannte Stimme und sahen seine Gestalt, denn er stand ja dicht bei ihnen. Als sie aber noch zweifelten, ob er, der Gestorbene, wirklich lebe, sprach er zu ihnen: „Habt Ihr etwas zu essen?“ Sie reichten ihm ein Stück gekochten Fisch und etwas Honig. Er nahm beides und aß vor ihnen. Das war nun für sie der unwiderlegbare Beweis, daß auch Verstorbene auf dieser Erde weilen und mit den Menschen in Verkehr treten können.

Aber nicht nur die seligen Geister (Abraham, Lazarus, Hiob, Samuel u. s. w.) sind hier auf Erden erschienen. Auch der Teufel und seine Diener vermögen sich in Engel des Lichts zu verstellen, um hier den Menschenseelen nahe zu treten. Sie gehen auf Erden gleich brüllenden Löwen umher, und suchen die Menschen zu verschlingen.

Zum Wesen Gottes gehört die Dreieinigkeit: Vater, Sohn und heiliger Geist. Der Mensch besteht aus Leib, Seele und Geist. Nachdem Lucifer von Gott abgefallen war und vorsätzlich das Wesen der Bosheit angenommen hatte, will er als Nachäffung der Dreieinigkeit sein satanisches Wesen in der Dreiheit ausgestalten. So wird Gott dem Vater gegenüberstehen: Satan, der Mörder von Anfang; Gott dem Sohne: der Antichrist; und Gott dem heiligen Geiste: der falsche Prophet. Bisher wohnt Satan noch im Himmel, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Menschen zu verklagen, aber in den letzten Zeiten wird der Erzengel Michael mit ihm streiten, um ihn aus dem Himmel hinaus auf die Erde zu werfen. (Offenb. Joh. 12.) Kurze Zeit darnach wird der Antichrist auftreten. Er wird so klug erscheinen, daß man sich für ihn begeistert und ihn als Messias bezeichnet. Seine Herrschaft wird dreiundeinhalb Jahre dauern. Paulus nennt ihn 2. Tess. 2, den Menschen der Sünde, das Kind des Verderbens, der allen Gottesdienst ausrotten und sich zu Gott machen wird. Er wird die Welt mit Krieg überziehen und niemand wird ihm widerstehen können. (Offenb. 13, 4.) Man wird ihm eine Bildsäule errichten und dieselbe redet durch Teufelskräfte zu den Menschen. (Offenb. 13, 15.) Die Menschen werden sein Malzeichen an ihrer Stirn oder ihrer rechten Hand erkennbar annehmen. Es ist dies sein Namenszug, nämlich 666. Der Antichrist erscheint zweimal. Er ist gewesen und ist nicht, und er wird wiederkommen aus dem Abgrund.

Nach Daniel bestanden vier große Weltreiche mit fünf Herrschern: Das babylonische Weltreich mit Nebukadnezar, das persische mit Cyrus, das griechisch-macedonische mit Alexander, das römische mit Augustus. Der fünfte große Herrscher war Karl der Große. Diese fünf Herrscher sind gefallen.

Der sechste große Herrscher, der die Idee eines Weltreiches verwirklichte, war Napoleon I. Er ist der, der gewesen ist und nicht ist und wiederkommen wird. Friedrich Wilhelm II. hatte das bestimmte Gefühl, daß der Anfang seiner unheimlichen Herrschaft begonnen hatte. Geisterbeschwörungen waren damals an vielen Orten im Schwange.

Dieser sechste Herrscher wird sich dreimal zeigen. Einer und der andere und der achte sind aus derselben Familie. Der „Andere" ist auch schon dagewesen, obwohl nur eine kleine Zeit: Louis Napoleon III. 1852—1870. Es fehlt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

also nur noch der achte, der von den sieben ist und schon dagewesen ist. Da es von ihm heißt, er komme aus dem Abgrund und durch Satans Wirkung, so liegt die Vermutung nahe, daß Napoleon I., um Christum nachzuäffen, wieder aufstehen wird, um seine letzte Rolle als Gegenchristus zu spielen. Die Schreckens-Regierung, deren Bündnis-Verlockung Friedrich Wilhelm kräftig widerstand, wird dann mit gewaltigen Heeren gegen alle Völker zu Felde ziehen. Wer den Anführer, den Antichrist, nicht anbetet, wird hingeschlachtet. Demnächst wird er nach Palästina ziehen, um dort, wutentbrannt, den letzten Rest von Gottesdienst zu vernichten. Zuletzt werden die Riesenheere bei Hermageddon (Offenb. 16, 16) den wahren Christus zum Kampfe herausfordern, der dann in Majestät vom Himmel mit seinem Heere auf weißen Pferden erscheint und den Antichrist, samt seinen Heeren in einem Blutvergießen, wie es noch nie gewesen, vernichtet.

Bis zu diesem Zeitpunkte wächst das Unkraut, das der Feind gesäet, neben dem Weizen dem Tage der Ernte und des Gerichts entgegen. Die Gegensätze scheiden sich immer schärfer, der Kampf wird immer ernster. Die Gläubigen aus den Katholiken und Evangelischen treten auf die Seite ihres gekreuzigten Herrn, die Juden und ungläubigen Christen auf die seines Gegners. Die Anstrengungen des Fürsten der Finsternis steigern sich immer mehr. Je näher die Entscheidung herannaht, um so mehr wird er durch Geisterbeschwörungen, Hypnose, Spiritismus u. s. w. viele Menschenseelen in seinen Dienst stellen, um sie loszureißen von dem Herzen ihres Gottes und sie zu verführen zu der Freiheit der Kinder Satans. Mit diesem furchtbaren Wendepunkt wird die Weltgeschichte abschließen und die tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden beginnen.

Das ist die Lehre der Bibel, der alten Kirchenväter und auch Luthers. Letzterer schreibt: „6000 Jahre steht die Welt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2000 Jahre ohne Gesetz, 2000 Jahre unter dem Gesetz und 2000 Jahre unter Christo. Darnach kommt das siebente Jahrtausend, der Sabat des Herrn. Das sind die Tage einer Woche vor Gott, denn ein Tag vor dem Herrn sind wie 1000 Jahre. Wir leben jetzt in der zweiten Hälfte des 6. Jahrtausend. Aber das 6. Jahrtausend wird nicht voll werden. Denn der letzte Tag vor dem Sonntag hat einen Feierabend. Auch Christus lag nicht volle 3 Tage im Grabe, sondern er stand schon um die Mitte des 3. Tages auf. Also können wir wissen, daß das Ende dieser Welt nahe ist." Ebenso schreibt auch Melanchthon: „Wenn das 1000jährige Friedensreich am Ende dieser Weltzeit nicht wäre, so wäre die ganze Weltentwicklung ein ungelöstes Rätsel, ein Rumpf ohne Kopf."

Eine ganz merkwürdige Leidenschaft für Napoleon I., der mit Kronen gespielt und eine halbe Welt unterjocht hatte, beginnt jetzt die Franzosen mit steigender Gewalt zu beherrschen. Er ist die einzige historische Persönlichkeit, die gegenwärtig in Frankreich im Vordergrunde steht. Man kann jetzt im republikanischen Paris, das vor 25 Jahren den Sturz des zweiten Kaiserreichs bejubelte, keine zehn Schritte thun, ohne allerwärts der Gestalt des Schlachtenkaisers und unheimlichen Despoten zu begegnen. Es ist der blutige Schatten jener finsteren Gewalt, der jetzt wieder über Frankreich huscht. Jetzt spielt man noch mit Geisterbeschwörungen. Aber Gott hat nicht umsonst befohlen: „Du sollst nicht zaubern." Der Menschengeist muß hierzu fähig sein, sonst hätte es Gott nicht verboten. Der Napoleon-Kultus und seine Beschwörungen in geheimen Zirkeln sind zu einer Stärke erwacht, daß ganz Europa mit dieser auffallenden Erscheinung zu rechnen beginnt.

Den Weisen dieser Welt sind zwar solche Dinge Thorheiten. Sie haben nur ein mitleidiges Lächeln für die, die solche Dinge glauben. Für sie sind aber Gottes Offenbarungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch nicht geschrieben. Denn Christus sagt ausdrücklich in Offenb. 1, 1: „daß er diese Offenbarung deshalb von Gott empfangen habe, um seinen Knechten zu zeigen, was in Kürze geschehen soll.“ Die Knechte halten fest an dem prophetischen Wort und achten darauf als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in ihren Herzen. (2. Petri 1, 19.)

Wie Friedrich Wilhelm darauf geachtet hatte, welcher Art die Bewegungen waren, die von Paris ausgingen, so war dies auch einige Jahre später mit dem König Gustav IV. von Schweden der Fall. Napoleon stellte ihm den Antrag, sich mit ihm gegen Rußland zu verbinden. Schweden solle dann Alles wiederbekommen, was es an Rußland verloren hatte. Gustav verschmähte diese Lockung wie es Friedrich Wilhelm gethan. Über den Grund seiner Weigerung liest man in Beckers Weltgeschichte Band XIII.: „Eingeweiht in die Schriftauslegung des deutschen Mystikers Jung-Stilling sah er in Napoleon das mit der Zahl 666 bezeichnete „Tier“ der Offenbarung Johannis, dessen Herrschaft nur eine Zeit lang dauern sollte. Er glaubte sich berufen, für den Sturz des angemaßten und für die Herstellung des rechtmäßigen Thrones thätig zu sein. In irgend eine Verbindung mit dem ersteren zu treten, schien ihm eine Benachteiligung seines zeitlichen und ewigen Wohles.“

Freilich war Napoleon I. damals nur der Vorläufer jenes unheimlichen, durch die Zahl 666 prädestinirten Weltregenten. Aber die Schriftauslegung war doch begründet. Gustav konnte sich ebensowenig wie Friedrich Wilhelm mit der revolutionären und finstern Politik vertragen. Es entstand ein Aufruhr, in welchem der König dem Thron entsagte und in freiwilliger Armut starb. An seine Stelle wurde vom Volk der französische Marschall Bernadotte gewählt. Schon hierdurch giebt sich zu erkennen, daß Schweden eines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der „Zehn Königreiche“ der letzten Zeit bilden wird, welche dem „Tier“ als Beherrscher der aus dem römischen Weltreich entstandenen Dekade ihre Macht abtreten.

Der von der Welt als „eigensinnig“ genannte König Gustav war ein ebenso erleuchteter Herrscher als es Friedrich Wilhelm II. gewesen ist. Er hat die Zahl des „Tieres“ erkannt und das „Tier“ gehaßt bis in den Tod. Aber wie wird es den „Quasi-Königen“ Offbg. 18 gehen? Wie lange wird man noch die Auslegung des biblischen Prophetenwortes geringschätzig ansehen? Die Zeit kommt, in der die Rettung von dieser Erkenntnis abhängt. Unsere Schulen müssen mit Kraft eindringen in das Prophetenwort. Es ist Menschendienerei, wenn stets gefragt wird: „Ist diese Auslegung richtig? Hat dieser oder jener recht?“ Als Friedrich Wilhelm in der Nacht in eine geheime Gesellschaft ging, fragte er auch nicht: „Was werden die Leute hierzu sagen?“ Selbst wollte er prüfen „wer hat recht?“ Unsere Geschichtschreibung muß eine mehr zusammenfassende, die Geistesbewegungen der Völker mit der Schrift in Verbindung bringende werden. Viel Ballast in den Lehrbüchern könnte fortfallen, wohl aber muß gezeigt werden, wie die Völker und ihre Herrscher von einem höheren Geiste getragen und ihrem Ziele zugeführt werden. Rücker sagt:

„Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird auch die Geschichte breiter,
Und uns ist je mehr je länger
Nötig ein Zusammendränger.“

Johannes Christoph von Wöllner.

Zur Beurteilung eines Königs ist es erforderlich, sich auch diejenigen Männer anzusehen, die er mit der Leitung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Regierung betraut hat. Zu den Staatsmännern, die zur Zeit der Herrschaft Friedrich Wilhelms II. am meisten genannt werden, gehört unstreitig der Minister von Wöllner. Von seinen Zeitgenossen und auch von der Nachwelt ist er viel geschmäht worden. Seine Thaten haben aber einen vorurteilsfreien und gerechten Richter immer noch nicht gefunden.

Johannes Christoph Wöllner wurde am 19. März 1732 zu Döberitz bei Spandau geboren, woselbst sein Vater Pastor war. Seine Mutter war die Schwester des Ministers von Kaatsch. Nach sorgfältiger Vorbildung studierte er in Halle Theologie und bekleidete später bei dem General von Itzenplitz auf Behnitz bei Nauen eine Hauslehrerstelle. Er erwarb sich bald die Achtung des Generals und der Gemeinde. Als 1757 die Pfarrstelle zur Besetzung gelangte, wurde er zum Pfarrer erwählt. Nachdem der General 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf seinen Tod gefunden hatte, gestaltete sich das Verhältnis zwischen dessem Sohne und dem Pfarrer Wöllner zu einem so innigen, daß er jenen mehrfach auf seinen Reisen begleitete und im Jahre 1767 dessen Schwester heiratete. Der junge Pfarrer ließ sich die Verbesserung des Landbaues und die Verwaltung der Itzenplitz'schen Güter sehr angelegen sein. Im Obstbau, in der Bienenzucht und Landwirtschaft war Wöllner von Kindesbeinen an von seinem trefflichen Vater in Döberitz unterwiesen worden. Seine Kenntnisse fanden jetzt so viel Anerkennung und Beachtung, daß der Prinz Heinrich mit ihm wegen einer neuen Wirtschaftsmethode in schriftlichen Verkehr trat. Mehrere landwirtschaftliche Bücher, die Wöllner herausgab, gelangten zu großer Verbreitung. 1776 berief ihn der Prinz Heinrich als Kammerrat in seine Dienste. Hierdurch wurde er bei Hofe bekannt und eingeführt. Auch Friedrich II. würdigte die Talente Wöllners. 1780 erteilte letzterer dem Thronfolger Unterricht in der Staatswirtschaft und dem Finanzwesen. Die Originale

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Vorlesungen befinden sich noch heute im Besitze des Grafen Itzenplitz und legen Zeugnis ab von der Einsicht und Lauterkeit des Wöllnerschen Charakters. Wöllner empfahl dem Prinzen unausgesetzt die Rückkehr zu den Verwaltungsgrundsätzen seines Großvaters: „alle künftigen Verbesserungen im Finanzfache, die bei der jetzigen Lage der Sache und bei dem gräulichen Unwesen der Regie so höchst nötig sind, werden alsdann am glücklichsten reüssiren, wenn die Staatsmaschine in Finanzsachen gerade wieder so montirt wird, als sie Friedrich Wilhelm I. eingerichtet hatte." Wöllner bekundete also nicht nur in religösen Dingen, sondern auch in Finanzsachen ein sehr richtiges Urteil. Für die preußischen Herrscher wird Friedrich Wilhelm I. stets ein gutes Vorbild bleiben. Auch Wöllner gehörte zu den Männern, welche die undeutsche und zweideutige Politik Friedrichs, sowie seinen krassen Unglauben mißbilligten. Es gereicht ihm zum Ruhme, daß er ohne Menschenfurcht mit dieser Ansicht bei Hofe nicht zurückhielt. Schon damals stand er bei dem Kronprinzen in so hohem Ansehen, daß jeder voraussah, er werde dereinst zu hohen Ehren gelangen. Nach Manso wurde Wöllner schon unter Friedrich II. geadelt und mit hohen Staatsämtern betraut. Er fiel später bei Friedrich in Ungnade, vielleicht wegen der Entschiedenheit, mit der er seinen Glauben bekannte. Friedrich nannte ihn einen „betriegerischen und intriganten Fafen." Die Berliner Blätter veröffentlichen aber erst am 5. Juli 1788 Wöllners Ernennung zum „wirklichen Geheimbden Etats- und dirigirenden Minister" mit dem Hinzufügen, daß der König ihm „aus besonderem Vertrauen das geistliche Departement zu konferiren geruht."

Dem bisherigen Leiter der Regierungsgeschäfte, Justizminister Freiherrn von Zedlitz, wurde am gleichen Tage der Schwarze Adler-Orden verliehen und dem Minister Freiherrn von Heynitz eine goldene Dose verehrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenige Tage nach dem Amtsantritt Wöllners erfolgte der Erlaß des Religionsediktes, welches auch von den Ministern von Carmer und von Dörnberg unterzeichnet war. Es gab noch immer Edelleute, die sich ihres Christenglaubens nicht schämten. Die Opposition war freilich sehr groß. Man darf nicht vergessen, daß es ein Jahr vor der Erstürmung der Bastille erschienen ist. Die Erregung lag in der damaligen Zeit. „Sie zitterten," sagt Würzer, „vor den Ketten, die ihrem freien Denken bereitet wurden. Sie sahen schon im Geiste die Nacht der Barbarei hereinbrechen über das Land, worin der aufgeklärteste der Monarchen ein so helles Licht angezündet hatte." Dieser Unsinn wurde verbreitet. „Am 9. Juli," rief man aus, „sei das Licht Friedrich II. ausgelöscht." Man redete von dem Tag wie von einem Weltuntergang. „Ich sah," sprach Wöllner, „all den Lärm voraus, den das Edikt in einem Lande machen würde, wo die Religion seit einem halben Jahrhundert ein Wort ohne Bedeutung geworden war. Ich sah aber auch das Unheil voraus, das durch den Verfall der Religion notwendig für den Staat erfolgen mußte. „Ich schlug daher dem Könige aus zwei Übeln das geringste vor und riet zur Erlassung des Edikts. Bald wird sich der alle Neuerungen angaffende Pöbel satt geschwatzt und gelärmt haben und die Früchte dieser Verordnung werden ihren Segen auf die späteren Nachkommen ausstreuen." Er hat recht behalten, dieser redliche, viel geschmähte Mann. Sein König hat's ihm gewiß noch auf dem Sterbebette gedankt, daß er dies Bekenntnis vor seinem Volke abgelegt hat. Das Religionsedikt muß nicht geschmäht, sondern bewundert werden. Es ist endlich an der Zeit, daß diese Verunglimpfungen in den Schullehrbüchern ausgemerzt werden.

Obwohl das Edikt nur das enthält, was im Katechismus steht, klagte man, „daß Pfaffenlist und Dummheit durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre schwarzen höllischen Flügel die himmlische Krone der allgemeinen Duldung zerbrochen habe." Solches Gerede fraß sich im Volke umher. Man sah zwar die Sittenlosigkeit und den Unglauben, aber die Buße und Bekehrung zu dem Gekreuzigten verspotteten die Juden und verlachten die Ungläubigen. So beschimpfte man des Königs Werk. Man machte aus Wöllner ein Scheusal, und seine Wirksamkeit ist doch ein edles Saatkorn geworden.

„Wir haben", schrieb der König, „schon vor unserer Thronbesteigung erkannt, wie nötig es dereinst sein dürfte, nach dem Exempel unserer durchlauchtigsten Vorfahren, besonders aber unseres in Gott ruhenden Großvaters, darauf bedacht zu seyn, daß in den preußischen Landen die Christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinigkeit erhalten und zum Teil wieder hergestellt werde, auch dem Unglauben ebenso dem Aberglauben und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten, so viel an Uns ist, Einhalt geschehe." Schon Kant hatte dasselbe ausgesprochen. Er sagt: „Ein Geistlicher ist verpflichtet, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu thun. Denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat er Freiheit, seine sorgfältig geprüften Gedanken Anderen mitzuteilen. Was er in Folge seines Amtes, als Geschäftsträger der Kirche lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines Anderen vorzutragen angestellt ist. Glaubt der Geistliche in den Satzungen seiner Kirche Widersprechendes zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können. Er müßte es niederlegen."

Friedrich Wilhelm wollte nichts anderes als dieses. Dennoch fand er die Gegner auch auf einer Seite, woselbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sie nicht erwartet hatte. Zuerst, 14 Tage nach dem Erlaß, meldete sich der Oberkonsistorialrat Abraham Teller, und bat vom Amte dispensiert zu werden, da er dem Befehle nicht Folge leisten könne. Er wolle aber einen Substituten aus eigenen Mitteln besolden. Gehalt und Würde wollte er also behalten. Auch beunruhigte es ihn nicht, wenn er denjenigen Geistlichen, der ganz gegen sein Gewissen lehrte, besoldete. Dem Lutheraner Teller folgte der reformierte Hofprediger Sack, der dem Könige als Sohn seines Religionslehrers näher stand, und verlangte ein Gleiches. Am 4. September erschienen 5 von den 6 geistlichen Räten des Oberkonsistoriums und wendeten sich direkt an den König. So stand Wöllner plötzlich den höchsten Geistlichen als grundsätzlicher Gegner gegenüber. Der „betriegerische und intrigante Fafe" hatte einen schweren Stand, aber er warf sich im stillen Kämmerlein auf die Knie und betete zu dem, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Sein König stand bei ihm.

Der Minister von Dörnberg, welcher dem Könige die Vorstellung Sacks überreichte, bemerkte hierbei, daß dessen Ausführung in einzelnen Stücken seiner eigenen, „aller höheren Einsicht jedoch tiefschuldigst sich unterwerfenden Meinung" entspreche. Dieselbe trage „das Gepräge eines treuen Patrioten und christlichen Lehrers, der sein Gewissen freimütig vertritt, und denen besorglichen Folgen einer Mißdeutung der Allerhöchsten Willensmeinung auf die ehrfurchtsvollste Weise vorzubeugen suchet."

Dörnberg, der Großkanzler von Carmer und Wöllner wurden angewiesen, zu einer Kommission zusammenzutreten, die Beschwerdeführer eingehend zu hören und „dann diese Leute zu rechte zu weisen. Zum Fundament dieser Zurechtweisung habt Ihr obiges Edikt vor Euch, davon nicht ein Haarbreit abgewichen werden muß." Mit demselben Ernst befahl Friedrich Wilhelm weiter: „Dieweil die Preßfreiheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Berlin in Preßfrechheit ausartet, müssen allerlei aufrührerische Scharteken aufgegriffen und die schier eingeschlafene Büchercensur in Wiederbelebung gesetzt werden. Ich will meinen Unterthanen alle erlaubte Freiheit gern accordieren, aber ich will auch Ordnung im Lande haben." Man hätte meinen sollen, die protestierenden Oberkonsistorialräte würden nun ihr Amt niedergelegt haben. Mit nichten. Nur Spalding schied aus, aber er beanspruchte und empfing seine Pension. Der König eröffnete diesen Herren, daß sie selbst an dem seit mehreren Jahren eingerissenen Unfug, daß die heiligsten Religionswahrheiten verspottet würden, die Schuld trügen, während sie verpflichtet gewesen wären, demselben rechtzeitig zu steuern. „Ich bin," sagt der König, „weit entfernt davon, irgend jemand zu seiner Glaubens- und Gewissens-Freyheit einschränken. Das aber kann und werde ich nimmermehr zugeben, daß heimliche Feinde der christlichen Religion, welche sich für christliche Prediger ausgeben, fernerhin fortfahren sollten, meine getreuen Unterthanen in ihrem Glauben irre zu machen." Am 4. März 1789 befiehlt er seinen Konsistorialräten: „Da Ihr Mir bey dem Ober-Schul-Collegio sowohl als bey dem Ober-Konsistorio vor alles stehen müßt, und Ich alles von Euch allein fordere, so könnet Ihr zwar bey beiden Collegiis nach Gefallen votiren lassen, aber Eure alleinige Meynung muß stets decidiren, und sollet Ihr Euch mit der Meynung des Collegii bey Mir niemals entschuldigen." Man erkennt den heiligen Ernst des Königs, die trägen Geistlichen anzuhalten, daß sie fortan mit Fleiß und Treue Christum predigen. Es ist herzerhebend, wie er von oben bei den satten Oberkonsistorialräten anfängt und nun herunter bis zu dem Pfarrer und Dorfschulmeister jeden zur Pflichterfüllung auffordert. „Ihr Prediger," heißt es in der Kabinettsordre vom 19. Januar 1790, „seid Diener der Religion und nicht Herren und Meister derselben. Niemand soll lehren, was er will, sondern das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was vorgeschrieben ist, obgleich ein jeder auf seine eigene Gefahr glauben kann, was er will. Derjenige Prediger und Schullehrer, der sich in diese Ordnung nicht fügen und diesem Meinem Landes-Herrlichen Befehl nicht gehorchen will, muß ohne Anstand seines Amtes entsetzet, und ein anderer an seine Stelle angenommen werden."

Diesen heilsamen Maßnahmen folgten andere kirchliche Anordnungen: Das Verbot kirchlicher Einsegnung von Ehen in solchen Verwandschaftsgraden, die in der Bibel verboten sind; der Befehl, wilde Ehen nicht zu dulden; die Erschwerung der Wiederverheiratung Geschiedener; die Einführung einer Kirchensteuer für reiche Junggesellen; die Wiederherstellung der Feier des Himmelfahrtstages; die Einführung eines Konfirmandenlehrbuches; die Verbesserung des Kirchengesanges; die Ablegung einer besonderen Prüfung der Gymnasial-Abiturienten und der Predigtamtskandidaten.

In jene Zeit fällt auch ein Streit, den Wöllner mit einem Dr. Bahrdt auszufechten hatte. Dieser Mann, obgleich er verheiratet war und acht Kinder hatte, war ein durch Lüderlichkeit und Unfläterei berüchtigter Gelehrter. Er hatte das Religionsedikt als Lustspiel in fünf Aufzügen herabgewürdigt und die Unterzeichner desselben sowie den König schwer beleidigt. Bahrdt wurde verhaftet und saß mehrere Monate in Untersuchung. Hier erkannte er, daß ihn alle seine Freunde verließen. In seiner Not schrieb er an Wöllner, den er als ein unsauberes Borstentier beschimpft hatte. Die notleidende Familie dauerte den Minister. Er schickte ihm, wie Bahrdt selbst bezeugt hat*), einmal 10 und später abermals 5 Louisdors und versprach ihm außerdem, auf Milderung des Urteils hinzuwirken: „Den Lauf der Justiz kann ich nicht hemmen, allein Ihre Sentenz falle aus wie sie wolle, so

*) Bahrdt, Geschichte meines Gefängnisses. Berlin 1790.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kenne ich das vortreffliche Herz des Königs und verstehe zu bitten. Seyn Sie also ruhig und getrost." Wöllner hielt sein Wort. Die auf 2 Jahre festgesetzte Festungshaft wurde durch königliche Gnade auf 1 Jahr herabgemindert. Der schwer gekränkte Minister vergiebt seinem Feinde und bittet für ihn! Sein König wird wohl gewußt haben, welche schätzenswerte Kraft er in diesem vielgeschmähten Manne besaß.

Die Zahl der Geistlichen, welche sich dem Edikt nicht fügen wollte, mehrte sich. Es gab viele und langwierige Prozesse. Der Großkanzler von Carmer veranlaßte den König zu einem Befehl, nach welchem ein schnelleres Verfahren zur Aburteilung widersetzlicher Geistlicher eingerichtet werden sollte. Die Kabinettsordre vom 4. April 1794 begründete diesen Befehl damit, daß „man die Bosheit der Neologen und Aufklärer sonsten nicht gut wird dämpfen können. Der althergebrachte langsame Gang der Justiz macht die ungläubigen Pfarrer so dreiste und ist im Ganzen von den traurigsten Folgen." Friedrich II. hatte die religiösen Streitigkeiten auch den Gerichten unterstellt. Carmer überzeugte den König, daß ein Jurist unmöglich darüber befinden könne, ob ein Pastor schriftgemäß predige. Die Folge war, daß Friedrich Wilhelm diese Entscheidungen den Konsistorien übertrug. Auch den Universitäten wendete der König seine Aufmerksamkeit zu. Am 2. Mai 1794 wurden alle Professoren der Theologie zu einem Reverse verpflichtet, durch welchen sie versprachen, „weder in, noch außer den Unterrichtsstunden, weder schriftlich noch mündlich etwas gegen die Bibel und die christliche Religion vorzubringen." „Weil der König Ernst brauchte," sagt ein Zeitgenosse, „traten doch viele Gute und Edle der Nation zusammen und trugen darauf an, daß die Gottlosigkeit aus den Kirchen und Schulen entfernt wurde. Man fand es auf einmal für nötig, Disziplin zu üben, wie denn das liberale Oberkonsistorium und die Männer solcher Richtung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu aller Zeit sich stärkere Parteidisziplin erlaubten, als in dem Edikt angedroht wurde."

Der König hatte nicht auf einen einzelnen Punkt seine Aufmerksamkeit gerichtet, sondern es war ein ganzer und voller Plan, das christliche Leben im preußischen Staate wieder herzustellen. Für die Schulen wünschte Wöllner die Einführung von einem Katechismus. Um nun nicht wieder Streit zu haben, schlug er ein ganz altes Buch vom Oberkonsistorialrat Dietrich vor, welches längst vergessen war und Dietrich vor 40 Jahren zu einer Zeit verfaßt hatte, in dem er noch auf dem Fundament der Bibel stand. Aber so gehässig und parteiisch war die Majorität des Oberkonsistoriums, daß Zöllner, der Schwiegersohn des Verfassers und Gegner des Religionsediktes, das Buch für unbrauchbar erklärte. Weil die Regierung es auswählte, wollte der eigene Verfasser nicht, daß sein Buch von dieser verbreitet wurde. Das war die Gesinnung, welche diejenigen Männer beseelte, die an der Spitze der Landeskirche standen! Wie mag diese boshafte Parteiopposition den gläubigen König und seinen ersten Minister gekränkt und geärgert haben! Offene Widersetzlichkeit erlaubten sich die Widersacher. Als die Räte Hillmer und Hermes auf einer Schulvisitationsreise nach Magdeburg in Halle anlangten, versammelten sich die Studenten im Auftrage mehrerer Professoren vor dem Gasthofe, in dem die Räte übernachteten, und warfen ihnen unter lauten Pereats die Fenster ein, so daß sich die Herren genötigt sahen, sich schleunigst davon zu machen.

Trotz aller Unbill erfreute sich Wöllner bis zum Tode des Königs seines vollen Vertrauens. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, forderte er seinen Abschied und zog sich, wie es viele große Männer gethan, in die Stille zurück. Er nahm seinen Wohnsitz auf seinem Gute Großrietz bei Beeskow und starb daselbst im Jahre 1800.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Ratgeber des Königs.

Kein Herrscher eines großen Reiches vermag die Verwaltung desselben allein zu führen. Selbst die wichtigsten Regierungsgeschäfte wird er anderen übertragen müssen. Denn es giebt der allerwichtigsten Arbeiten noch so viele, daß seine Zeit und Kraft von ihnen vollauf in Anspruch genommen werden. Das Wohl und Wehe eines Volkes hängt mithin in hohem Maße von der Wahl ab, die der Monarch unter seinen Räten trifft.

Unter Friedrich II., der in den letzten Jahren seines Lebens der Außenwelt höchst selten sichtbar wurde, waren so viele untüchtige Beamte in hohe Staatsstellen gelangt, daß darüber viel geklagt wurde. „Die drey Gebrüder Beyer spielten eine der ersten Rollen. Der älteste wurde schon vor 20 Jahren durch den Minister von Hagen, bei dem er Sekretär war, als Finanzrat nach Berlin versetzt. Seine schnelle Beförderung verdankte er seiner Verheyrathung mit der Tochter des Kammerdirektors Diederich. Die Schwäche der ihm vorgesetzten Minister verstand er so zu nutzen, daß er sich ihnen unentbehrlich machte. Alle Ämter besetzte er mit Subjekten aus seiner Verwandtschaft. So erleuchtet der große Friedrich auch sonst war, so wußte man doch Gelegenheit zu finden, ihn für und gegen Leute einzunehmen. Die Erhebung des Ministers Michaelis, eines vertrauten Freundes der Frau Beyer, legt hiervon Zeugnis ab. Was nicht Beyersch oder Steltersch war, konnte zu nichts gelangen. Hätte Friedrich nur einen Wink bekommen, daß sich Weiber, wie die Madame Stelter, eine Person von niedrigem Herkommen, wie ihr Mann, der Bedienter gewesen war, in Staatssachen mischten, daß sie mit denen Monopolisten und Judenlieferanten ihren geheimen Wucher trieben und Ämter besetzten, er würde ihr Wespennest zerstört haben. Der andere Bruder war durch den älteren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ins Kabinett gedrungen, und nach dem Tode Stelters wollte Friedrich kein anderes Subjekt als ihn haben. Auch der dritte Bruder ist ohne jedes Verdienst bis zum Geheimbden Finanzrat aufgestiegen. Ebenso ist der Einfluß eines Herrn du Bosk, der Hofagenten Veitel Ephraim, und Isaak Itzig, des Geheimen Kommerzienrat Eckert und des Lieferanten Samson ein dem Staate sehr verderblicher gewesen.

Wer kann sich wohl Hoffnung machen, etwas bei Hofe durchzusetzen, wenn er nicht einen der viel vermögenden Männer zum Protektor hat. Die Minister sind wenig geneigt, denen Unterthanen gefällig zu seyn. Teils befürchten sie, Widerstand zu finden, teils wollen sie auch denen Personen, die einen größeren Einfluß haben und doch im Range wenig bedeuten, nicht die Ehre geben, sie um ihre Vermittelung anzusprechen. So sorgen die Grossen für sich und die Kleinen müssen auf Kabale und Ränke sinnen, um sich einen Zutritt bei denen, die das Ruder führen, zu verschaffen. Beim alten Fritz wimmelte es von solchen Leuten, da die Grossen unlöblicher Weise fortfuhren, ihre Bedienten, Köche und Banqueroutiers in die Landeskollegia hineinzuschieben. Man darf nur den Chef nicht zum Gönner haben, so sitzt man verlassen auf dem Fleck. Jeder bringt seine Subjekta unter. Es giebt ein Heer von Geheimbden Räten, Kriegsräten, Hofräten, Rendanten, Kontrolleuren und Geheimbden Sekretären, die alle auf dem Kutschbock und mit dem Teller hinter dem Stuhle gestanden haben. Die Empfehlungen der Prinzen und Prinzessinnen thun gleichfalls dem Fortkommen brauchbarer Offizianten Schaden. Dergleichen Empfehlungen werden gemeiniglich durch die Hofbedienten ausgewirkt. Oft hat ein Prinz oder Prinzessin den Mann, der empfohlen wird, nicht mit Augen gesehen, und ihr hoher Rang will es nicht zugeben, seine Talente zu erforschen. Sein Verdienst besteht nur darein, der Freund oder Verwandte eines Hofschranzen zu seyn. So empfehlen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich die ersten im Staate, die Subjekta einer dem anderen. Und derjenige, der die Mittel nicht findet, durch dergleichen Kanäle zu einer Beförderung zu gelangen, bleibt wie verlassen sitzen.

Bei dem neuen Könige ist manches besser geworden. Der Geheimbde Kommerzien-Rath Eckert hat Arrest bekommen, weil er wegen beträchtlicher Summen, die ihm von der Seehandlung vorgeschossen worden, Rechnung ablegen soll. Dem Steuerdirektor de Launay ist der Prozeß gemacht. Die Juden Simson und Itzig sind vom Hofe verwiesen, und den Splittgerbers ist das Monopol genommen worden. Unverzeihlich ist es, daß die letzteren so große Summen gewinnen konnten, die ihr Leben im Müßiggange zubrachten. Jetzt können sich hundert Familien mehr davon ernähren, die dem neuen Könige dankbar sind. Der General von Wartenberg hat seinen Abschied erhalten und der General von der Schulenburg ist Kriegsminister geworden. Der Wucher, den die Compagniechefs mit dem Solde der Beurlaubten trieben, ging zu weit. Es ist zum Erstaunen, welche Unmenschlichkeiten bloß aus Liebe zum Gewinnst ausgeübt wurden. Wegen besserer Einrichtung des Werbegeschäfts ist eine Verordnung erschienen, die ganz den Stempel der Herzensgüte und der Weisheit des neuen Monarchen trägt. Er hat seinen Unwillen über die Greuel, womit die gewaltsamen Werbungen betrieben werden, ausgesprochen. Diese Werbungen machten die Landstraßen unsicher und raubten den in Unschuld wandernden Sohn seinen Eltern, entzogen ihn seinem Vaterlande und gaben ihn der Verzweiflung preis. Mancher brave Mensch wurde durch List oder Gewalt gezwungen, den Eid der Treue zu leisten und wenn er dann auf Grund seiner Menschenrechte davonlief, so traf ihn das schreckliche Los, sein Leben unter den Rutenstreichen seiner Kameraden oder durch Henkershand zu verlieren. Das weiche Herz Friedrich Wilhelms empörte sich gegen diese Barbarei. Er befahl, daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Werbung frey sein und die dem Soldaten zugestandene Kapitulation gewissenhaft gehalten werden solle. Die Exzesse der Werboffiziere werde er aufs schärfste bestrafen. Den Chef des Werbegeschäfts habe er entlassen und zu seinem Nachfolger den Oberst von Lengefeld, einen rechtschaffen denkenden Offizier, ernannt.

Als einen weiteren Beweis seiner guten Absichten darf es gelten, daß der König das Amt der Steuern dem Minister von Werder übertragen hat. Es soll niemand durch Steuern bedrückt und jede Reklamation genau geprüft werden. Das Departement der Fürstentümer Minden, Lingen, Tecklenburg, Cleve, Geldern und das Salzwesen leitet fortan der Minister von Heynitz. Der Minister Graf Arnim-Boytzenburg hat das Departement der Seehandlung erhalten. Die Geheimbden-Räthe Graf Schulenburg-Blumenberg und von Muschwitz sind zu Ministern ernannt und an die Stelle des Grafen Schulenburg-Kehnert getreten. Der Minister Graf Hoym behält die Verwaltung der Provinz Schlesien. Der Großkanzler von Carmer erfreut sich des königlichen Vertrauens. Der Geheimbde Rath von Eisenhart ist bei der Polizei angesetzt, und jedermann sagt, daß er schon viel Gutes gestiftet hat."*)

1795 trat der Großkanzler von Carmer wegen Altersschwäche von seinem Amte zurück. Er starb am 23. Mai 1801 auf seinem Güte Rützen in Schlesien und ist der Urgroßvater des Kammerherrn Grafen von Carmer auf Rützen. Der Geheimrat von Goldbeck wurde nach ihm zum Großkanzler berufen.

Ein ebenso ehrenwertes Andenken gebührt dem Minister von Heynitz. Er war am 14. Mai 1725 geboren und starb am 25. Mai 1802. Friedrich II. würdigte seine vielseitigen Kenntnisse und zeichnete ihn mehrfach aus. Er erwarb sich

*) Geheime Briefe über die preuß. Staatsverfassung. S. 87.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

große Verdienste um den Bergbau und stand bei Friedrich II. in hohen Ehren."

Das gleiche Lob gebührt dem Grafen Philipp Carl von Alvensleben, der am 21. Oktober 1802 im Alter von 57 Jahren zu Berlin verstarb. Zuerst war er Gesandter in Dresden, dann in London. 1781 berief ihn Friedrich Wilhelm in den Staatsrat. Sein ganzes Leben widmete er dem Dienste des preußischen Staates.

Die Verwaltung der Finanzen leitete mit großem Geschick Karl August von Struensee. Er war am 16. August 1735 in Halle geboren, woselbst sein Vater Oberpfarrer war. 1757 dozierte er schon an der Ritterakademie in Liegnitz. Der bekannte dänische Staatsminister war sein Bruder. 1789 wurde er geadelt. Ordnung, Schärfe und Klarheit im Denken zeichneten ihn als Beamten und als Schriftsteller aus. Unbestritten sind seine unermüdliche Thätigkeit, seine genaue Bekanntschaft mit den leitenden Ideen seines Finanzfaches und ein Reichtum an Kenntnissen, verbunden mit Treue in Geschäften, Bescheidenheit im Umgange und Uneigennützigkeit im Dienst.

Von den Staatsmännern, die Friedrich Wilhelm von seinem Vorgänger überkommen hatte, genossen die meisten die alte Achtung, wie von der Reck, Graf Hoym, von Danckelman und Graf Schulenburg. Die auswärtigen Geschäfte wurden nach der Entfernung Hertzbergs von dem Grafen Finckenstein geleitet. Aber die Welt sah hauptsächlich auf Graf Hardenberg, Wöllner, den Grafen Haugwitz, den General von Bischofswerder, den Prinzen Heinrich und den Grafen Lucchesini.

Graf Haugwitz bewährte sich stets als ein artiger, geschmeidiger Kavalier, dessen verbindliche Formen ihn allerorten beliebt machten, ohne freilich dauernd Vertrauen einzuflößen. Friedrich Wilhelm schätzte ihn sehr, aber in wichtigen Sachen folgte er nicht seinem Rate. Durch höfischen Einfluß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

emporgetragen und gehalten, stets um die Gunst der Gräfin Lichtenau besorgt und zugleich eifrig bemüht, die Schreiber im königlichen Kabinett durch Vertraulichkeit an sich zu fesseln, erweckte Haugwitz nicht sowohl den Eindruck eines Ministers, als den eines gewandten, vielerfahrenen Höflings. Freiherr von Stein rühmte zwar seinen scharfen Verstand, aber er fand sein Wesen oberflächlich und unzuverlässig, und in seinem Charakter vermißte er Reinheit, Stetigkeit und insbesondere alle Wahrheit. „Er hatte im Laufe seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, ward er später Landwirt, Theosoph, Geisterseher, Herrnhuter, bei denen er erzogen war, und in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, im ganzen ein Mann von oberflächlicher Weltbildung, ohne gründliche Kenntnisse, ohne Geschäftserfahrung und ohne Fleiß. Unfähig, eine Lebensaufgabe durchzuführen, hat er in den folgenden Welterschütterungen eine Virtuosität darin gesucht, seine staatsmännischen Meinungen gefügig den wechselnden Zeitströmungen anzupassen, und so ist er später unter Friedrich Wilhelm III. der Träger jener geschmeidigen, vielgestaltigen Pfiffigkeit geworden, die der preußischen Politik den Ruf undurchdringlicher Verschlagenheit erwarb, bis sie am Tage der Katastrophe als die schlechte Kunst unwahrer Auskunftsmittel enthüllt ward.“ *)

Die unheilvolle, zweideutige Politik des Grafen Haugwitz gelangte erst unter Friedrich Wilhelm III. zur Geltung. Es war kein Geheimnis, daß der Kronprinz den Haugwitz'schen Ansichten zugethan war. So lange aber Friedrich Wilhelm II. lebte, gewann Haugwitz keinen Einfluß am Berliner Hofe. „Sein Sohn, Friedrich Wilhelm III., war so ganz anders

*) Pertz, Steins Leben, I. 137.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geartet, daß es schien, auf dem preußischen Thron sollte nie ein König dem andern gleichen. Noch jung und unerfahren, war er von Natur schüchtern und wortkarg, mürrisch, trocken, willenlos und unproduktiv, weder einer Leidenschaft, wie sein Vater, noch einer genialen Conception, wie sein Großoheim, fähig, daher durch Trägheit festgebannt in den Baseler Frieden. Eine Natur, wie die seinige, will nur Ruhe haben, und scheut vor der Notwendigkeit, sich rasch entschließen und handeln zu müssen, zurück. Er behielt Lucchesini und Haugwitz, welche der Meinung waren, durch ein Anschließen an Frankreich werde Preußen nicht nur sicher gestellt, sondern auch auf Kosten Östreichs noch gewinnen.“ *).

Der scharfe Gegensatz zwischen Vater und Sohn trat nach dem Tode des Königs sogleich hervor. Friedrich Wilhelm II. wollte keine Verbindung irgend welcher Art mit dem tückischen Frankreich. Sein Sohn liebäugelte mit ihm. Friedrich Wilhelm II. suchte, so viel an ihm war, Östreich und die deutschen Staaten zu kräftigen und zu fördern. Sein Sohn erwartete von deren Schwächung den eigenen Gewinn! Friedrich Wilhelm II. ging mit seinem Gewissen zu Rate, und deshalb hielt ihn Gott in einer grauenhaften Zeit, in der ringsum die Furien des Krieges die Nachbarstaaten verwüsteten. Der tiefe Fall von 1806 war die Quittung auf die ganz veränderte Politik seines Sohnes, der wieder die Regierungsgrundsätze Friedrichs II. einführte, die Friedrich Wilhelm II. zeit seines Lebens als undeutsch und unchristlich bezeichnet hatte. Gerade deshalb schätzte er seine Minister Hardenberg, Wöllner und Graf Finckenstein so hoch, weil auch diese die Rechtschaffenheit zum Leitstern ihres Handelns machten.

Graf Hardenberg, am 31. März 1750 zu Hannover geboren, war der Sohn eines Feldmarschalls, der im sieben-

*) W. Menzel, Weltgeschichte II. 243.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jährigen Kriege unter dem Herzog von Braunschweig ruhmvoll gefochten hatte. Der Name Hardenberg ist von welthistorischer Bedeutung, wie wenige andere; unvergeßlich unserem Vaterlande und allen Völkern, die das Schicksal hatten, unter französischer Tyrannei zu seufzen; teuer und bedeutungsvoll allen, welche Preußens Verdienste in jenem Befreiungskriege zu würdigen verstehen. Hardenberg studierte in Leipzig und Göttingen. Als er noch Student war, sagte sein Lehrer: „Wenn Hardenberg nicht einmal Minister wird, so kommt er nicht auf seinen rechten Platz.“ 1770 wurde er hannöverscher Kammerrat beim Reichskammergericht in Wetzlar. Hierauf ging er zwei Jahre auf Reisen und wurde dann Gesandter in Holland. Am 8. März 1778 erhob ihn der Kaiser in den Reichsgrafenstand. Nach dem Tode Friedrichs II. überbrachte er dem Thronfolger das in die Hände des Herzogs von Braunschweig niedergelegte Testament des Königs. Als Friedrich Wilhelm II. hierdurch mit ihm in persönlichen Verkehr trat, erkannte er seine hohe Begabung und übertrug ihm die Auseinandersetzung mit dem Markgrafen von Anspach und Bayreuth. 1791 stieg er zum Staatsminister auf, und 1795 schloß er den Baseler Frieden. Demnächst führte er die Verwaltung von Anspach-Bayreuth, brachte die Regierung auf preußischen Fuß, mediatisierte die dortige Reichsritterschaft und beseitigte mit den benachbarten Fürsten eine Unzahl von Grenzstreitigkeiten. Seine Aufgabe war um so schwieriger, weil er sich so nahe dem Kriegsschauplatze befand. Friedrich Wilhelm schätzte ihn deshalb so hoch, weil er mit ihm der Ansicht war, daß er mit dem verrotteten Franzosentum unter keinen Umständen sich verbünden dürfe. Jedenfalls war Hardenberg ein gläubiger Christ, der die Sache des deutschen Vaterlandes auf seinem Herzen trug. Als nach dem Tode des Königs jene verderbliche, franzosenfreundliche Politik zur Herrschaft gelangte, trat Hardenberg vom Amte zurück. Nach der Abdankung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grafen Haugwitz übernahm Hardenberg 1803 das Ministerium. Auch jetzt beobachtete er die alte — franzosenfeindliche — Politik. Nach Napoleons Sieg bei Austerlitz ging Friedrich Wilhelm III. leider wieder eine neue Konvention mit Frankreich ein. Hardenberg mißbilligte diesen Schritt und trat wieder vom Amte zurück. Die schlagendste Rechtfertigung seiner Politik gab die Zeit selbst. Seit 1808 lebte er still auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin, bis er nach Steins Rücktritt am 6. Juni 1810 zur Würde eines Staatskanzlers berufen wurde. Hiermit begann die glänzendste Periode seines staatsmännischen Wirkens. Jetzt überzeugte er den König, daß die Politik seines Vaters doch die richtige war. Friedrich Wilhelm III. erhob ihn in den Fürstenstand und verlieh ihm die Herrschaft Lietzen. Er starb zu Genua am 26. November 1822. Seine Gebeine ruhen in der Gruft zu Lietzen.

Stein schrieb an den Grafen Merveldt: „Ich höre, Hardenberg habe in Genua der Schlag gerührt und er sey todt. Wenn er nur wirklich ernstlich und zum letztenmale todt ist, so gratulire ich Preußen und wünsche, daß der König dem Kronprinzen die Regierung übertrage. Hardenberg besaß die Gutmütigkeit genußliebender Menschen, einen Verstand, der leicht faßte, und ein vorteilhaftes Äußere. Es fehlte aber seinem Charakter religiöse Basis, Kraft und Festigkeit, daher sein Übermut im Glück, seine weinerliche Weichheit in Widerwärtigkeiten. Er entfernte alle tüchtigen Menschen, umgab sich nur mit mittelmäßigen. Seine Lieblingsunterhaltung waren unzüchtige Reden. Der vertraute Umgang mit nichtswürdigen Weibern, die mit seinen grauen Haaren kontrastierten, machten ihn noch verächtlicher.“*)

Stein fällt ein hartes Urteil. Doch er giebt zu, daß der ihm verhaßte Weiberheld für die Unschlüssigkeit Friedrich

*) Dr. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen 320.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wilhelms III. büßen mußte, der durch alle Bitten seines Ministers sich nicht vorwärts treiben ließ.

Arndt nennt Hardenberg den trauernden Ritter mit hellem Geist und schönen blauen Augen, einen vollendeten Cavalier von einnehmendstem Wesen und alle Frauenherzen gewinnender Schönheit. Stein konnte es nicht verschmerzen, daß er 1810 das Ministerium nicht erhielt, sondern es Hardenberg überlassen mußte, welcher gegen Napoleon sich immer mit ausweichender Klugheit benahm. Jedenfalls ging Hardenberg vorsichtiger zu Werke als der barsche Stein, der es leicht mit allen verdarb.

Zu den verdienstvollsten Männern unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. gehört der Minister Graf von Finckenstein. Aus einem uralten, in der Mark und Ostpreußen reich begüterten Grafengeschlecht auf dem väterlichen Gute Madlitz bei Briesen 1715 geboren, studierte Karl Wilhelm Graf von Finckenstein zu Frankfurt an der Oder die Rechte, ging sodann auf Reisen und übernahm später ein Staatsamt am Berliner Hofe. Sein Emporkommen verdankte er nicht nur seinen Talenten und seinem trefflichen Charakter, sondern der Jugendfreundschaft, die zwischen ihm und Friedrich II. bestand. Friedrich wußte, daß er sich auf Finckenstein unbedingt verlassen konnte. Die wichtigsten Staatsgeheimnisse vertraute er ihm an. Er stand mit ihm in einem lebhaften Briefwechsel und erhob ihn zu den höchsten Würden. Nach dem Tode Friedrichs II. beließ ihn Friedrich Wilhelm in seinen Ämtern und that in wichtigen Staatsangelegenheiten nichts ohne seinen Rat. Durch langjährige Erfahrungen, Fleiß und Treue hatte er sich einen tiefen Einblick in die Geheimnisse des Kabinetts und in die Verzweigungen der politischen Interessen erworben. Die schwierigsten Entwürfe führte er mit Geschick und Sicherheit zum Ziel. Als einer der treuesten Diener von vier preußischen Königen gebührt ihm das sehr seltene Verdienst,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß alle vier seine vorzüglichen Geistes- und Herzenseigenschaften zu schätzen gewußt, und daß Preußen unter ihm und zum großen Teil durch ihn zu Ruhm und Größe gelangt war. Er war ein Mann von großer Herzensgüte, unbestechlichem Charakter und tiefbegründeter Frömmigkeit. Als eine Säule selbstloser Hingabe an die wahren Interessen Preußens und Deutschlands bleibt sein Andenken immerdar im Segen. Er starb in einem Alter von 85 Jahren am 3. Juni 1800.

Zu denjenigen Personen, welche während seiner ganzen Regierungszeit dem Könige nahe standen, gehören noch seine Adjutanten, die Generale von Manstein und von Bischofswerder. Manstein wird von allen Parteien als ein pflichttreuer, ernster und entschlossener Offizier geschildert. Schon der Umstand, daß er sich trotz aller höfischen Intrigen das Wohlwollen des Königs bis zu dessen Tode bewahrte, spricht für seine Zuverlässigkeit. Selbst Stein, der niemanden gelobt hat, sagt von ihm: „Manstein war arbeitsam und fromm, aber abergläubisch.“ Es bleibt für Friedrich Wilhelm II. immerhin ein Lob, wenn er sich für seine unmittelbare Umgebung einen frommen und arbeitsamen Offizier erwählte, und dies sogar einer seiner Tadler zugesteht.

Die Urteile über den zuletzt genannten Adjutanten lauten weniger günstig. Johannes Rudolf von Bischofswerder wurde am 13. November 1741 zu Ostramondra bei Eckartsberga geboren. Von 1760 bis 1763 kämpfte er auf preußischer Seite im siebenjährigen Kriege. Nach dem Friedensschluß wurde er sächsischer Kammerherr. 1778 befehligte er unter dem Prinzen Heinrich eine Jägerabteilung als Hauptmann. Hier zeichnete er sich ruhmvoll aus und gelangte als Major in das Gefolge des Königs. Friedrich II. erkannte in ihm einen sehr tüchtigen Offizier und ernannte ihn zum Adjutanten des Kronprinzen. Bischofswerder erwarb sich bald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das volle Vertrauen des Kronprinzen und behielt dasselbe bis zu dessen Tode. Es war natürlich, daß er wegen dieser hohen Gunst viele Feinde hatte. Aber er trotzte allen Intrigen, die gegen ihn gespielt wurden, und stieg nur um so höher in dem Vertrauen seines Königs. Auch dieser Mann ist zu Unrecht viel geschmäht worden. Man hat seinen Charakter, seine Befähigung, Treue und Ehrlichkeit herabgewürdigt; und doch ist es erwiesen, daß er zur Erledigung sehr heikler Staatsangelegenheiten berufen wurde und sich derselben mit großem Geschick entledigte. Er ging in diplomatischer Sendung auf den Kongreß zu Szystowo, als Gesandter nach Östreich und als Vertrauter des Königs nach Frankreich, ferner nach Warschau, Dresden und Hannover. Überall erwies er sich als ein scharfsichtiger Beobachter und vorsichtiger Diplomat.

Manso sagt von ihm: „Selten übte ein Mensch die Kunst, andere zu erforschen, glücklicher als er. Ihm war es nicht gleichgültig, wem er sein Haus am Tage, und wem er es in der Dunkelheit öffnete. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge der Umsichtigkeit, und wenn er reden mußte, wo er lieber geschwiegen hätte, bewahrte er sich vorsichtig, um nichts von seinem Innern zu enthüllen. Rat gab er nie ungefragt, und den er gab, hielt er für sicher. Er war des Königs Freund, der mächtig gebot, und der Erste im Staate. Selbst nach des Königs Tode stand er sicher."

Der Oberst Dampmartin, der als der Erzieher der Kinder der Gräfin Lichtenau wohl täglich mit ihm zusammenkam, beurteilt ihn keineswegs ungünstig. Stein sagt in seiner schroffen Art: „Bischofswerder ist schlau, beobachtend, verschlossen, phantastisch, bequem, genußliebend, weder durch Kenntnisse, noch durch Beruf für Geschäfte vorbereitet." Der Oberst von Massenbach berichtet: „Bischofswerder ist verschlossen und ernst. Friedrich II. nannte ihn einen Laubfrosch, der grünen Uniform wegen, die er trug. Er spricht wenig, doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist er kein böser Mensch und liebt den König aufrichtig und mit treuer Anhänglichkeit."

Feßler, der Erzieher der Kinder des Fürsten Carolath, besuchte den General mehrfach auf dessen Gute Marquardt bei Potsdam. Er erzählt: „Eine sehr einflußreiche Person beim General Bischofswerder war seine Frau, geb. von Tarrach, verwitwete Gräfin Pinto, die seine Gunst mit zwei Schwägerinnen teilte, ihn aber dafür ihre schwere Hand fühlen ließ. Sie war eine eifrige Katholikin und beherrschte ihn gänzlich." Vehse fügt dem hinzu: „Bischofswerder war, wie der König, ein auffallend starker und großer Mann, aber zugleich von einer seltenen Körpergewandheit. Er war der beste Reiter, Jäger und Fechter auf Hieb und auf Stich und ein nicht tot zu machender Zecher: drei Flaschen Wein vermochten ihn nicht umzuwerfen. Er war ein gutmütiger, aber bigotter Mann. Nichts geschah ohne sein Zuthun. Mit der Lichtenau befand er sich im ewigen Kampfe. Sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete: „Nicht Bischofswerder, sondern ich habe das so gewollt." Bischofswerder soll sehr uneigennützig gewesen sein, denn Herr von Cölln erwähnt: „Bei der Austeilung polnischer Güter verwendete er sich nicht." Seine Gemahlin machte ihm zum Vorwurf: „Sie werden wie ein Bettler sterben, wenn Sie nicht jetzt noch die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun." Die Bescheidenheit Bischofswerders erkennt man daraus, daß er, der doch schon im siebenjährigen Kriege ruhmvoll gefochten hatte, 1792 noch Oberst und beim Tode des Königs erst Generalmajor war. Er drängte sich nicht vor, brachte es daher bei großen Verdiensten und sogar als persönlicher Freund und täglicher Gesellschafter des Königs nicht bis zur „Exzellenz". Die Güter Paaren und Marquardt bei Ketzin erwarb er 1795. Er starb am 31. Oktober 1803 zu Potsdam und wurde in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Erbbegräbnis zu Marquardt beigesetzt. Seine Gemahlin überlebte ihn um 30 Jahre. Sie ruht in derselben Gruft, ebenso ihre Tochter, welche Hof- und Staatsdame der Königin Luise war, sowie ihr Sohn, der am 24. Mai 1858 als Generallieutenant verstarb. Das Geschlecht derer von Bischofswerder ist im Mannesstamme erloschen. In weiblicher Linie lebt es fort in den Häusern von Lyncker, von Dannitz, von Maltzahn und von Ostau.

Wer die Ratgeber des Königs ohne Vorurteil anschaut, wird erkennen, daß Friedrich Wilhelm denjenigen Scharfblick besaß, eine Reihe hochachtbarer Männer an seine Seite zu stellen.

Die königliche Familie.

Das Jahr 1795 ist in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. deshalb beachtenswert, weil es eine größere Anzahl königlicher Erlasse und Verordnungen bringt als die früheren Jahre, und hierdurch dargethan wird, daß der König nach Beendigung der seine Zeit sehr in Anspruch nehmenden Kriege sich mit Eifer und Fleiß den Gegenständen der inneren Verwaltung hingegeben hat. Wegen seiner langen Abwesenheit von Berlin hatten sich viele Beamte der Trägheit hingegeben. Gleich nach dem Baseler Friedensschluß trat der König dieser Pflichtverletzung durch nachstehende Ordre entgegen:

„Auf meiner letzten Reise sind mir viele Beschwerden zugegangen, besonders über den zu langsamen Geschäftsgang. Bei meiner so oft erklärten Willensmeinung, daß jeder Unterthan gehöret, ohne durch Verschleppung und ohne durch Sporteln ermüdet und mutlos gemacht zu werden, hatte ich erwartet, daß die Beamten und jeder Minister die Klagen, besonders der niedrigen und hülfsbedürftigen Volksklassen zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht haben würden.

Nun sind aber viele Resolutiones obenhin und nichtssagend abgefaßt, auf Aufschub und Verschleppung hinauslaufend. Ich will solches durchaus nicht länger dulden und erinnere die Etats-Minister an ihre Pflicht, nach der jeder in seinem Ressort sich um die Geschäfte sorgfältig bekümmern, in fleißiger und gründlicher Arbeit sich den Beamten zum Muster vorstellen und die trägen Offizianten mehr zum Fleiß antreiben soll. Ich befehle ihnen, daß meine Unterthanen für ungebührliche Behandlung, für Beeinträchtigung geschützt, klaglos gestellt und beruhigt werden. Ich werde selbst mit Ernst hierüber wachen, und damit die Ministres ihren Beruf umsomehr wahrnehmen, wünsche ich, daß sie künftig ihre Urlaubsgesuche einschränken."

Während seiner ganzen Regierung war des Königs Bemühen darauf gerichtet, den Wohlstand und die Zufriedenheit seines Volkes herbeizuführen. Stets sah er zuerst auf die unteren Stände und hob hervor, „daß die Beamten für ihren hohen Gehalt nicht viel leisten, sondern bequeme Tage haben wollen. Friedrich Wilhelm II. entfaltete eine Thätigkeit in so außerordentlichem Umfange, daß zu mancher Zeit seine Verfügungen sich von Tag zu Tag folgen."*) Leider hatte der König unausgesetzt mit der Trägheit und Selbstsucht vieler Beamten zu kämpfen. „Dennoch beharrte er bei seinen Anordnungen. Je deutlicher die bedenkliche Wendung seiner Krankheit hervortrat, je mehr lag es ihm am Herzen, die Schuldentilgung zu beschleunigen. Sodann lag es dem König an der Versorgung der Invaliden. Mit Recht erblickte er in der Wiedereinführung des Tabaksmonopols das sicherste Mittel für diese Zwecke. Hätte sich der Einfluß treuer und gewissenhafter Beamten als überwiegend erwiesen, so würde der Zweck auch erreicht worden sein. So aber wurde das schwere, jede hin-

*) Dr. Stadelmann, Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven XXV. 3, S. 115.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichende Überwachung der Staatsgeschäfte verhindernde körperliche Leiden des Königs von den Beamten benutzt, ihre persönlichen Interessen zu verfolgen. Der Kampf hiergegen wurde namentlich von dem tüchtigen und gewissenhaften Finanzminister von Struensee geführt. Es bleibt Thatsache, daß es sich hierbei um ein durchaus steuerfähiges Objekt handelte, bei dem den Bedürfnissen Rechnung getragen werden konnte."*)

Friedrich Wilhelms sparsame und vortreffliche Finanzverwaltung ruft unsere Verwunderung hervor, wenn wir erwägen, daß er drei schwere Kriege, den holländischen, französischen und polnischen, ohne eine Staatsanleihe aufzunehmen, glücklich zu Ende führte. Er griff auch nicht zu jenem verderblichen, Tausende von Familien an den Bettelstab bringenden Mittel seines Oheims, daß er wie dieser gefälschtes Geld anfertigte, sondern er lieh sich das Geld auf seinen königlichen Namen von einigen Privaten, die es später zurück empfingen. Wenig bekannt ist es, daß Friedrich Wilhelm nicht zu bewegen war, Papiergeld anfertigen zu lassen. Erst Friedrich Wilhelm III. führte 1806 das erste Papiergeld ein. Schon zwei Jahre nach dem Friedensschluß hatten sich die Schulden um drei Millionen vermindert. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß nur die Kürze der ihm noch geschenkten Regierungszeit die Ursache war, daß es ihm nicht gelang, auch die übrigen 59 Millionen abzutragen. Im anderen Falle wäre dies gewiß geschehen. Für die unheilvolle, ganz veränderte Wirtschaftspolitik seines Sohnes, der die Monopole aufhob und den Freihandel einführte, kann Friedrich Wilhelm II. nicht verantwortlich gemacht werden.

Vergleicht man diese 59 Millionen mit den 6243 Millionen, welche Preußen jetzt an Schulden verzinsen muß, so kann man den Ausführungen in dem neuen Werke des Ober-

*) Dr. Stadelmann, a. a. O. XXV. 3. S. 105.

Regierungs-Rat von Massow nur beipflichten, wenn er sagt: „Helfen kann uns nur die Aufhebung der Kapitaloberherrschaft, die Entlastung der wertschaffenden Arbeit, ihre Wiedereinsetzung auf den alten Platz, der ihr gebührt, und die Ausgestaltung des Staatswesens zu einer wirtschaftlich dominierenden, von der Schuldknechtschaft befreiten Macht. Diesem Ziele müssen wir zustreben, so lange es noch Zeit ist, auf einem Wege, der uns herausführt aus der Misere, in der wir uns befinden, und uns rettet vor dem Untergang. Unser Volk in allen seinen Schichten ist fleißig, treu, arbeitend, sich quälend, notdürftig sich nährend, fast darbend und doch bereit zu tragen, sich führen zu lassen — unsere Nation mit ihrer glorreichen Vergangenheit hat es nicht verdient, zu Grunde zu gehen am Manchestertum. Es ist viel deutsches Blut geflossen im neunzehnten Jahrhundert; soll es geflossen sein für die Misere im zwanzigsten, oder soll im zwanzigsten neues Blut in Strömen fließen, vergossen von deutscher Bruderhand an deutschen Brüdern? Noch ist es Zeit zur Reform, aber die Zeit ist sehr kurz!"

Herr von Massow tritt mit großer Wärme für die Verstaatlichung des Getreidehandels und Wiedereinführung der Monopole ein, durch welche Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. ihre großen Kriege zu führen vermochten. Es wird damit zugestanden, daß jene Finanzpolitik den Vorzug verdient. Gerade die Schuldknechtschaft bedrückte den König schwer, um so mehr, als sich schon damals die Vorboten einer schweren Krankheit bei ihm bemerkbar machten. Das Jahr 1795 gestaltete sich für ihn zu einer Zeit der Vereinsamung und schwerer Sorgen. Seine Gemahlin befand sich, auf Anraten der Ärzte, wegen eines Nierenleidens in Freienwalde, und seine Freundin, die Lichtenau, weilte schon seit dem März in Italien. Die drei ältesten seiner Kinder besaßen selbst ihren Hausstand; und so befand sich der König

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht selten allein und traurig in seinem Marmorpalais zu Potsdam.

In jene sorgenvolle Zeit fiel ein Ereignis, welches dem Könige und seinem Hause zur großen Freude gereichte. Am 15. Oktober 1795 beschenkte die Kronprinzessin ihren Gemahl mit einem Sohne, dem späteren Thronfolger. Friedrich Wilhelm hielt seinen Enkel in Gegenwart der Prinzen Heinrich und Ferdinand, der Urgroßoheime des Täuflings, selbst über die Taufe.

Nach den Tauffeierlichkeiten gestaltete sich das Leben des Königs in alter Weise. Er begab sich wieder nach Potsdam, während der Kronprinz in seinem Palais zu Berlin Wohnung nahm. Den Sommer hatte der Kronprinz mit seiner Gemahlin in Oranienburg zugebracht. Sein Bruder, Prinz Louis und dessen Gemahlin bewohnten das kleine Palais, das neben dem kronprinzlichen liegt. „Die fürstlichen Schwestern," erzählt die Gräfin Voß, „sahen sich täglich. Bald waren wir drüben bei ihnen, oder sie bei uns. Einmal schien ein unheiliger Einfluß sich Eingang in das kronprinzliche Familienleben zu verschaffen. Der stürmische Prinz Louis Ferdinand, ein Vetter Friedrich Wilhelms II., näherte sich der Kronprinzessin. Da sie es ihm unmöglich machte, suchte er die Prinzessin Louis für sich zu gewinnen, und dies wurde ihm leicht. Diese war der Schmeichelei sehr zugänglich, auch war ihr Gemahl noch zu jung, um ihr ein Führer zu sein. Die Kronprinzessin hatte etwas Verschlossenes in ihrem Charakter, und ich hatte eine trübe Zeit zu bestehen. Im Frühjahr gingen wir nach Potsdam, und das machte dem Bestreben verderblicher Menschen ein Ende."

Über diesen Aufenthalt in Potsdam berichtet der Kammerherr Graf Wengersky: „Die Kronprinzessin hat Berlin nur ungern verlassen und erwartet hier wenig Vergnügen. Die Welt sagt, sie empfange mit Vergnügen die Huldigungen des

Prinzen Louis Ferdinand. Es steht nicht alles so, wie es sollte. Ich fürchte die Heftigkeit des Kronprinzen. Wenn er diese Koketterie entdeckt, so könnte dies zu sehr bedenklichen Auftritten führen. Frau von Voß zittert. Sie macht der Kronprinzessin Vorstellungen, aber man hört nicht auf sie und spottet ihrer. Die brave Hofdame von Viereck wird allemal, wenn sie der Kronprinzessin eine Vorhaltung zu machen wagt, hart angelassen. Das Gefährlichste aber ist das Vertrauen und der Umgang, den die Kronprinzessin zu einem Ungeheuer von Weib, zur Frau von Schlabrendorf hat. Eine solche Freundin, von der man nichts Gutes weiß, mit freigeistigen Ansichten und ohne Moral ist ein Unglück für unsere Prinzessin. Ich bete für sie. Am Vorabend unserer Abreise von Berlin, während eines Soupers bei Bredow, war ich Tischnachbar der Gräfin Schlabrendorf. Wir sprachen über Religion. Ich sagte, daß der Leichtsinn der Maria Antoinette auch eine Ursache der Revolution sei. Sie fand meine Grundsätze unsinnig und lächerlich. Welch eine Freundin für eine junge Kronprinzessin!"

Auch der Minister von Stein fühlte sich gedrängt, den Prinzen Louis Ferdinand zu warnen und zu bitten, seine Leidenschaft aufzugeben. Am 17. November 1796 schrieb er an ihn: „Es ist gewiß, daß Scharfsinn den großen Mann bezeichnet, aber ohne sittliche Kraft ist er nichts. Es betrübt mich, zu vernehmen, wie weit Sie sich von Ihren Eltern entfernen und wie wenig Sie deren Wünschen entsprechen. Versöhnen Sie sich mit einem Vater, den Ihr Betragen tief verletzt hat. Sie haben ein Alter erreicht, in dem Sie eine Verbindung eingehen und sich des häuslichen Glückes versichern sollen. Sie haben Gefühl dafür. Mit erweichtem Herzen haben Sie mir oft dies schöne Bild gezeichnet. Eine brave Gattin und die Liebkosungen herzlicher Kinder würden Sie von dieser unglücklichen Leidenschaft zurückbringen. Ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beschwöre Sie, gnädiger Herr, sich den Bitten eines Mannes zu ergeben, der aufrichtig an Ihnen hängt, der Ihre Talente kennt, und der Sie bittet, in seinen Worten nur die Ehrerbietung zu erblicken, die er Ihnen allerwege zollet."

Der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, von Nostitz, giebt folgendes anschauliche Bild von dessen Lebensweise: „Im Hause des Prinzen kamen viele ausgezeichnete Männer zusammen. Gentz, Müller, Humboldt, Graf Schmettau, von Pfuel, von Kleist; aber auch Leute, die nur Schwelger waren. Sie kamen fast täglich, und er ließ sie als seine Freunde gelten. In seiner Villa in Moabit machte eine Frau Pauline Wiesel, des Prinzen Geliebte, die Honneurs. Sie stand im schlimmsten Rufe, und es gehörte die Sittenlosigkeit des Prinzen dazu, um sich dieser verächtlichen Frau hinzugeben. Hier erschien häufig ihre Freundin, die Jüdin Rahel Levin, Tochter eines Juwelenhändlers und später verehelichte Varnhagen von Ense. Das Gut Schricke bei Magdeburg gehörte dem Prinzen auch, und hier lebte er der Jagd, der Liebe und dem Zechgelage. Aus seinen Schulden befreite ihn 1802 der Tod des Prinzen Heinrich, der ihm viel vermacht hatte. Der Ankauf mehrerer Güter, die Jagd, die Schwelgerei und alte Schulden erschöpften bald diese Gelder. Sein haushälterischer Vater gab ihm nur eine geringe Zulage und zog das Erbe des Prinzen Heinrich an sich, obschon dieser, der seinen gewissenhaften Bruder Ferdinand nicht leiden mochte, seinen Neffen Louis zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. Der leichtsinnige Louis hatte nämlich seinem Vater die Erbschaft zur lebenslänglichen Verwaltung überlassen."

Die Schulden und die Sittenlosigkeit des Prinzen bereiteten seinem Vater manchen Kummer. Zu seinen Liebschaften zählt auch diejenige mit der Gräfin Gurowski, einer Tochter des Generals von Bischofswerder, welche 1795 von ihrem Gemahl geschieden ward. Seinen Oheim, Prinz Heinrich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besuchte er oft in Rheinsberg. Gegen ihn pflegte er sich vertraulich über seine Schulden zu äußern. Der Adjutant des Prinzen Heinrich, Graf La Roche, hatte sich 1797 mit einem Fräulein von Zeuner vermählt, und es schien, als sollten durch ihre Anwesenheit die Tage der alten Rheinsberger Herrlichkeit noch einmal anbrechen. An Stelle der wüsten Altjunggesellenwirtschaft trat wieder Ordnung und Fröhlichkeit. Die junge Gräfin machte die Honneurs des Hauses. Sie war Gast und Wirtin zugleich. Der alte Prinz hing nicht nur an den graziösen Bewegungen der schönen Frau, er freute sich ihrer Gegenwart und bewunderte alles an ihr — ihre Augen, ihren Witz und — ihre Kochkunst. Im Sommer 1800 kam der Prinz Louis öfter als sonst nach Rheinsberg. Ein Geplauder im Park, eine Fahrt über den See, ein Gastmahl auf der Remusinsel, während das Schilf leise im Winde rauschte, schien alles, worauf der Sinn des Prinzen gerichtet war. Die Gräfin saß oft neben ihm bei Tisch und trug einen Kranz von Teichrosen im Haar, den ihr der Prinz geflochten hatte. Der Abend kam, lautlos glitten die Kähne über den See zurück, nur Flüstern und Lachen und der Gesang französischer Lieder unterbrach die Stille. Vor dem Fenster der Gräfin liegt ein Rasenstück, beschattet von uralten Eichen. Als der Mond aus den Wolken hervortrat, schritt der Graf mit dem Degen in der Faust auf den Prinzen zu. Zwei Hünengestalten, beide gleich stark, gleich jung, messen einander mit leuchtenden Augen. Am offenen Fenster steht flehend die Gräfin. Das Duell blieb unentschieden, weil Prinz Heinrich den Ausgang verhinderte. Mit dem friedlichen Stillleben war's für immer vorbei, und Prinz Louis hatte dies verschuldet.

Die bekannteste Liebschaft des Prinzen ist diejenige mit der geistreichen Emilie von Rau. Wären alle Briefe vorhanden, die er ihr geschrieben, man würde die Rosenjahre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Liebe aus dem Mittelalter darin wiederfinden. Leider wurden die besten der armen Emilie auf ihren Wunsch in das frühe Grab gelegt. Wer sie gelesen, der wird gewiß seine Kinder davor warnen, auch wird er sie nicht aufbewahren, wenn er nicht etwa zufällig selbst verliebt ist, denn die „alte Geschichte“ wird eben nur immer dann neu, wenn sie Einem gerade selbst passiert.

Widerlich berührt es, in welcher Weise sich die Jüdin Rahel Lewin des Umgangs und des Briefwechsels rühmt, welchen sie mit dem Prinzen geführt hat. Von seinen zahlreichen Favoritinnen wird nur ein Fräulein Fromm erwähnt, deren beide Kinder Louis und Bianka der Prinz als die seinigen anerkannte. Friedrich Wilhelm III. erhob letztere 1810 unter dem Namen von Wildenbruch in den Adelstand. Bianka, geb. den 22. Aug. 1804, vermählte sich mit dem Major Friedrich von Röder auf Rothsürben und starb am 20. April 1887 zu Breslau. Louis, geb. den 27. März 1803, starb als General am 29. November 1874 zu Berlin. Von letzterem leben drei Söhne und eine Tochter, welche sich am 3. Oktober 1860 mit dem Grafen York von Wartenburg auf Klein-Öls vermählte.

Der alte Prinz Ferdinand, der Bruder Friedrichs II., erfuhr nicht nur durch seinen Sohn Louis schweres Herzeleid, auch in seiner Ehe hatte er viel Ungemach zu erdulden. Seine Gemahlin unterhielt jahrelang ein Verhältnis mit dem Grafen Schmettau. Der dänische Diplomat Hennings berichtet: „Prinz Ferdinand zeichnet sich weder durch sein Äußeres noch durch seinen Geist aus. Er ist Großmeister des Johanniterordens und sammelt Schätze für die Kinder, mit welchen seine Gemahlin ihn beschenkt und denen Friedrich II. den Ehrennamen der abscheulichen Rasse Schmettaus beilegt.“ Sie war eine Tochter des Markgrafen von Schwedt, Enkels des großen Kurfürsten. Es er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheint erwähnenswert, daß gerade diejenigen Damen des Hofes, welche sich durch ihre Liebesabenteuer hervorgethan, ein sehr hohes Alter erreicht haben. Zu diesen gehört auch die Prinzeß Ferdinand. Sie wurde am 22. April 1738 geboren und starb am 10. Februar 1820, erreichte mithin ein Alter von 82 Jahren. Die Gemahlin des Prinzen Heinrich, über welche ich schon im dritten Bande berichtete, wurde ebenso alt. Die Gräfin La Roche starb am 18. Mai 1859 zu Koepernitz, (jetzt im Besitz ihres Neffen, des Herrn von Zeuner) 89 Jahre alt. Die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms II. beschloß ihr Leben am 18. Februar 1840 in dem Alter von 94 Jahren. Die dem Könige zur linken Hand angetraute Gemahlin, die Gräfin Dönhoff, starb 1834 in ihrem 66. Lebensjahre. Die Gräfin Lichtenau brachte es auf 68 Jahre. Auch die Baranius, die Barbarina, die Herzogin von Sagan, die Gräfin von der Marck, Tochter Friedrich Wilhelms II., die Prinzeß Louis, spätere Königin von Hannover, erreichten ein hohes Alter.

Die letztere war die Schwester der Königin Luise. Ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls, des Sohnes Friedrich Wilhelms II., sah sie sich genötigt, sich in Eile zu vermählen. Der Prinz zu Solms-Braunfels, welcher als Offizier in Berlin stand, reichte ihr seine Hand. Ihr größter Verehrer blieb der Prinz Louis Ferdinand. Außerdem unterhielt sie noch galante Beziehungen zu dem Herzog von Cambridge und dessen Bruder, ihrem nachherigen dritten Gemahl, zu dem Fürsten Metternich, zu Gentz und anderen. Friedrich Wilhelm II. machte ihr die ernstesten Vorstellungen. Gentz schrieb an Rahel Lewin: „Seitdem der Fürst Clary von Teplitz abreiste, blieb ich hier ganz allein mit und wegen der Prinzeß von Solms. Diese 14 Tage waren ein stilles Paradies. Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft. Sie ist harmonisch schön und zu mir von unendlichen Ressourcen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich habe viel von der Welt gesehen und genossen, und es muß schon arg kommen, wenn ich von einer Dame so spreche. Aber diese verdient es."

Der Prinz Solms starb 1814, und nun vermählte sich die Unwiderstehliche während der 100 Tage Napoleons mit dem Herzog von Cumberland, der, wie sein Bruder, zu ihren Verehrern gehörte. Nachdem sie am 27. Mai 1819 von einem blinden Prinzen, dem späteren König von Hannover, entbunden worden, gelangte ihr Gemahl am 20. Juni 1837 auf den hannöverschen Königsthron. Ihr unglücklicher Sohn starb am 12. Juni 1878. Aus ihrer Ehe mit dem Sohne Friedrich Wilhelms II. ging der 1863 verstorbene Prinz Friedrich hervor. Dieser ist der Vater der beiden Prinzen Alexander, geb. den 21. Juni 1820, und Georg, geb. den 12. Februar 1826. Beide wohnen in Berlin und sind unvermählt.

Nach dem Kronprinzen und dem 1796 verstorbenen Prinzen Louis wurden dem Könige noch zwei Söhne geboren. Der ältere, Prinz Heinrich, geb. den 30. Dezember 1781, starb 1846. Er lebte in Rom und war nicht standesgemäß vermählt.

Der jüngste Sohn, Prinz Wilhelm, geb. den 3. Juli 1783, vermählte sich am 12. Januar 1804 mit der Tochter des Landgrafen von Hessen-Homburg. Er war ein schön gewachsener, tugendhafter und durchaus edeldenkender Mann. Er zog die Stille dem Geräusch und die Schlichtheit dem Glanze vor. Viele Jahre verlebte er in dem stillen Fischbach in Schlesien. Nur im Winter wohnte er in Berlin. „Ach wie graust uns vor Berlin!" heißt es in einem Briefe der Prinzeß. „Uns graußt vor dem Geklatsch, dem leeren Geschwätz und den sittenlosen Menschen!" Nahe bei Fischbach liegt Buchwald. Die Besitzerin, Gräfin von Reden, geb. Freiin Riedesel, gereichte dem prinzlichen Paar zum reichsten Gewinn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geistlicher Gemeinschaft. Am 16. März 1822 schrieb sie in ihr Tagebuch: „Prinz und Prinzeß Wilhelm werden mir immer lieber. Sie sind Menschen von wahrem inneren Gehalt, anspruchslos, gläubig und ungemein wohlwollend."

Von den Töchtern Friedrich Wilhelms II. vermählte sich die 1774 geborene Wilhelmine 1791 mit dem Erbstatthalter, späteren Könige der Niederlande. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter.

Die jüngste Tochter des Königs, Auguste, geb. den 1. Mai 1780, vermählte sich am 13. Februar 1797 mit dem Kurfürsten von Hessen-Kassel. Sie war eine achtungswerte, fromme Dame. Dieselbe Heimsuchung, welche ihre Mutter durch die Gräfin Lichtenau erduldete, erlebte sie an ihrem Gemahl durch die Gräfin Reichenbach.

Die beiden letzten Regierungsjahre.

Seit dem 13. März 1795 entbehrte der König der Gesellschaft der Gräfin Lichtenau. Das Weihnachtsfest war vergangen, und sie weilte noch immer in Italien. Seine Gemahlin kehrte im Herbst von Freienwalde zurück und hatte sich dort nur wenig erholt. Auch der König kränkelte. Im Frühjahr 1796 stellte sich bei ihm eine große Mattigkeit ein. Auf ärztlichen Rat entschloß er sich eine Badereise nach Pyrmont anzutreten. Wer sollte den kranken, schwerfälligen Herrscher begleiten und pflegen? Seine Gemahlin war selbst krank, und zur Krankenpflege gehört Entsagung. In weiter Ferne vernahm die Lichtenau das Leiden ihres königlichen Freundes. Mit Eilpost fuhr sie im Juni 1796 nach Potsdam und widmete sich mit der treuesten Anhänglichkeit seiner Pflege. Da die Königin die selbstlosen Dienste der Gräfin anerkannte, trat sie mit ihr in bessere Beziehungen und verehrte ihr sogar ihr Bildnis.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Gräfin Voß berichtet am 14. Juli 1796: „Unser guter König reiste gestern ganz allein mit der Lichtenau nach Pyrmont ab. Unsere Herrschaften verreisen gleichfalls für den Sommer.“

Der König wurde in Pyrmont mit großer Auszeichnung empfangen. Mehr als 20 Reichsfürsten machten ihm ihre Aufwartung. In dem Könige Preußens erblickte man den mächtigen Herrscher, der mit Frankreich über das Geschick der deutschen Kleinstaaten zu entscheiden hatte. Pyrmont war jetzt der Sammelpunkt vieler Fürsten und Diplomaten. Auf der Promenade umdrängten Emigranten den König, um ihn für ihre Interessen zu gewinnen. Kein Staat Europas besaß ein so gewaltiges, gutgeschultes und wohlgerüstetes Heer wie Preußen. 200 000 Mann standen jeden Augenblick des Winkes ihres Herrschers gewärtig. Fast verdoppelt hatte sich der Umfang seines Reiches und die Zahl seiner Unterthanen. Es war natürlich, daß man dem Könige allerorten die größte Ehrfurcht bezeigte.

Auch der Gräfin Lichtenau wurden viele Huldigungen dargebracht. Man glaubte, wer etwas bei dem Könige erreichen wollte, müsse die Lichtenau oder den Kämmerer Rietz für sich gewinnen. Es ist aber erwiesen, daß der König der Lichtenau keinen Einfluß auf die Regierung gestattete und derselben nach dieser Richtung hin kein Vorwurf gemacht werden konnte. Angesehene Reichsfürsten überboten sich in Artigkeiten, die sie der königlichen Freundin und dem Kämmerer bezeigten. Der Herzog von Gotha hatte den König gebeten, ihn auf der Rückreise mit seinem Besuche zu beehren. Die Einladung wurde angenommen, und der Herzog ließ ein glänzendes Diner herrichten.

Der Hofmarschall erhielt den Befehl, den Kämmerer Rietz an der Marschallstafel unter den Excellenzen zu plazieren. Rietz aber kannte seine Stellung zu der Hofgesellschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besser. Er dankte allerunterthänigst und, obschon der Herzog ihn selbst an den Arm nahm und ihn zur Tafel führte, lehnte er dies mit der Bitte ab, ihm seinen Platz da, wo er hingehöre, nämlich bei der Dienerschaft, anzuweisen. Der Herzog wollte dies nicht zugeben. Er ließ schnell eine kleinere Tafel decken, an welcher einige nicht hoffähige Herren zur Gesellschaft des Rietz Platz nehmen mußten. Ärgerten sich hierüber einige Gäste, so wurde ihr Unmut noch größer, als der Herzog einen Toast auf „seinen lieben Freund Rietz" ausbrachte.

Die Badekur war dem König sehr gut bekommen. Im September kehrte er gestärkt nach Berlin zurück. Die Berliner bezeigten dem Könige ihre freudige Teilnahme. Die Glocken läuteten von allen Türmen, und die Plätze waren festlich geschmückt. Man warnte den König, sich nicht den Strapazen eines festlichen Empfanges auszusetzen. Er entgegnete jedoch: „Es ist ein Leiden der Fürsten, daß sie dem Volke für alles, was sie thun, verantwortlich sind. Wenn ich heute nicht erscheine, so werde ich eine Menge Leute gegen mich erbittern, deren Phantasie sich schon seit acht Tagen in Galopp gesetzt hat. Ich will gern glauben, daß viele mir wohlgesinnt sind, aber der größere Teil sucht nur Befriedigung seines eigenen Vergnügens, seiner Eitelkeit oder seiner Neugier. Bliebe ich zu Hause, so beleidige ich die Leute. Ich kenne meine Berliner."

Der König empfing viele Deputationen, fuhr am Abend bei der Illumination durch die Straßen und nahm auch an einem glänzenden Abendessen teil. Die Gräfin Voß berichtet über das Hofleben jener Zeit: „19. Dezember 1796. Unter uns. Nur die Prinzessin Louis, die Brühl und die Brandis zu Tische. Es wurde Theater bei der Lichtenau gespielt. Sie hatte Billets für uns alle geschickt. Unsere Hofdamen und Kavaliere gingen hin, aber ich nicht. Sie gab sich große

Airs bei diesem Fest, wie man uns hernach erzählte. Der König war auch dort. Gott weiß, wie mich dies alles für ihn bekümmert und betrübt." „21. Dezember. Wir aßen mit allen Höfen beim König. Die Prinzeß Louis ging früher weg, weil der Prinz Fieber hatte." „23. Dezember. Die Herrschaften gingen auf den Christmarkt. Prinz Louis ist recht krank." 24. Dezember. Ich bekam vom Kronprinzen eine goldene Dose zum Geschenk. Die ganze Königliche Familie war beisammen bei uns. Man hatte auf schön geschmückten Tischen beschert." „26. Dezember. Der Prinz ist hoffnungslos. Der König ist bei ihm und weint." „28. Dezember. Der Prinz verschied abends elf Uhr. Der König und die Königin waren den ganzen Tag bei ihm. Der Abschied an seinem Sterbebett war herzzerreißend. Alle wanten. Die arme Prinzessin kam nachts ein Uhr zu uns herüber und blieb in unserem Palais." „31. Dezember. Der Prinz wurde ohne Gepränge ganz in der Stille beigesetzt."

„1. Januar 1797. Ein neues Jahr! Gottes Güte tilge unsere Sünden! Still unter uns. Abends kam der König und seine Gemahlin." „3. Januar. Der Kronprinz ist sehr schlecht. Er kann nicht atmen. Der König kam noch spät und blieb zwei Stunden an seinem Bett." „9. Januar. Der Prinz ist besser. Gott hat unser Gebet erhört. Abends kam der König und blieb zwei Stunden. Die Königin-Witwe wird immer schwächer. Es ist schrecklich." „13. Januar. Heute verschied die Königin-Witwe." „28. Januar. Wir waren bei der Knesebeck zum Thee, wo auch der König und die Lichtenau waren. Der König ist wohler." „13. Februar. Heute vermählte sich die jüngste Tochter des Königs mit dem Kurprinzen von Hessen. Der König war gütig gegen jedermann. Das Gedränge war schrecklich. Doch dauerte das Fest nur bis kurz nach 11 Uhr." „23 Februar. Geburtstag der Prinzessin Heinrich, der einstmalgen belle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fée! — Der König erschien nicht zum Diner. Wir gingen zum Thee zu Radziwills. Die Königin und alle Prinzen waren da. Nachts 1 Uhr kamen wir zu Hause." „28. Februar. Die Tochter des Königs, die Prinzessin von Oranien, wurde heute von einem Prinzen entbunden." „10. März. Heute Geburtstag der Kronprinzessin. Es gratulierten alle Prinzen. Auch der gute König kam und schenkte ihr vielerlei schöne Sachen. Das Diner war beim König. Dann fand die Taufe des Prinzen statt." „14. März. Wir waren zum Diner beim König. Abends war eine Oper bei der Lichtenau, zu der alle Höfe erschienen. Die Vorstellung war recht schön, aber wenn man bedenkt, wer diese Frau ist, dann fühlt man sich bedrückt."

Über dieses Fest hat sich auf Grund der Erzählung des Oberst Dampmartin, der offenbar übertreibt, eine ganz falsche Auffassung gebildet. Der letztere stellt den Vorgang wie folgt dar:

„Die Gräfin Hacke hatte die Lichtenau in die große Gesellschaft eingeführt. Die Lichtenau gab am 14. März 1797 in dem von ihrem Sohne ererbten Palais unter den Linden ein Fest. Der König, seine Gemahlin, fast sämtliche Prinzen und Prinzessinnen waren erschienen. Viele von ihnen bebten vor Ingrimm über den erniedrigenden Zwang, sich bei einer Frau als Gäste zu sehen, deren bloße Nähe sie schon aufs Tiefste beleidigen mußte. Welch ein bejammernswertes Schicksal! Wie traurige Gedanken weckte es, welche Stürme kündete es an! Der König trug auf seinem bleichen Gesicht die Zeichen einer schweren Krankheit. Die Königin verzog ihre Lippen zu erzwungenem Lächeln. Der Kronprinz konnte seine heftige Gemütsbewegung nicht verbergen. Er warf verstohlene Blicke bald der Mutter, bald seiner Gemahlin zu, als könne er nicht begreifen, wie es möglich sei, sich mit ihnen in den Gemächern der Maitresse seines Vaters zu befinden. Rück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sichtslos und ein wenig roh (un peu sauvage), vermochte er es nicht über sich zu gewinnen, seinen Ärger zu verbergen. Die Kronprinzessin schien geängstigt durch die Aufgeregtheit ihres Gemahls. Die Prinzessin Louis, ihre Schwester, hatte zum erstenmal die Trauerkleider abgelegt und überließ sich den Triumphen ihrer Koketterie. Die Prinzen und Prinzessinnen schienen verstimmt. Nur der Prinz Heinrich blieb heiter. Als die junge Kurprinzeß von Hessen zu ihm sagte: „Die Statuen sind recht schön, ich möchte sie wohl haben", gab er zur Antwort: „Ich will nichts haben; alles ist infam in dieser Boutique." Die unglücklichste Rolle spielte die Königin, die ihre Thränen verbarg. Man sagt, der Kronprinz habe wutentbrannt den Saal verlassen und auf dem Korridor den Degen aus der Scheide gezogen, indem er zornig ausrief: „Ich töte diese Kreatur auf der Stelle!" Nur mit Mühe soll ihn ein Graf Schmettau beruhigt und in den Saal zurückgeführt haben. Das Fest verlief ohne einen störenden Zwischenfall. Der Triumph, den die Lichtenau errungen, war glänzend. Aber es war ein Triumph, der sich später bitter an ihr rächte. Denn nun brannten ihre Feinde, an deren Spitze der Kronprinz stand, vor Begierde sie zu stürzen. Es war der Triumph vor dem nahen Fall."

Es mag richtig sein, daß die Gemahlin und die Kinder des Königs dem Feste ohne Freudigkeit beiwohnten. Daß sich ihre Verstimmung aber bis zur Wut gesteigert haben sollte, ist unwahrscheinlich. Über die Gräfin Lichtenau hatte sich schon damals ein milderes Urteil gebildet. Es ist nicht anzunehmen, daß die sämtlichen Kinder des Königs der Einladung entsprochen hätten, wenn ihnen die Gräfin so verhaßt gewesen wäre. Auch schreibt die Voß in ihrem Tagebuch, daß das Fest nur in einer Theatervorstellung bestanden habe und die Festgäste am Abend bei der Königin dinierten. Die ganze königliche Familie war darauf in Einmütigkeit bei den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

königlichen Eltern beisammen. Wut und Erbitterung hatten dort keine Stätte. Diese Leidenschaften tauschen sich nicht schnell in gemütvolles Behagen ein. Die Voß schreibt von dem Ende jenes Tages: „Zuletzt war großes Familien-Souper bei den königlichen Eltern, wo man nichts that als weinen, weil die arme Prinzessin Auguste morgen nach Kassel abreiste."

Die Voß fährt in ihren Aufzeichnungen fort: „15. März. Der Erbprinz von Kassel und seine Gemahlin reisten heute wirklich ab. Der König war sehr bewegt. Abends kam der König und blieb zwei Stunden bei uns; Himmel spielte Klavier vor. Aber der gute König war sehr traurig. Er nahm Abschied, weil er ganz nach Potsdam geht."

„22. März. Die Kronprinzessin war unwohl in der Nacht. Als ich zu ihr hinaufkam, merkte ich, daß sie niederkommen würde. Sie lachte und wollte es nicht glauben. Um zwei Uhr war das Kind glücklich da. Es ist ein strammer Prinz — Kaiser Wilhelm I. — Überall war große Freude. Der König kam sogleich von Potsdam und brachte Geschenke mit."

„30. März. Die Kronprinzessin stand zum erstenmal auf, da es der neunte Tag war. Der Kronprinz machte viel Lärm und machte sogar ein Fenster auf. Aber man darf ja nichts sagen. Die Königin, die sehr leidend war, kam mit den Prinzessinnen."

„3. April. Taufe. Alle Minister und Generale versammelten sich im großen Audienzsaale. Ich trug den Täufling und brachte ihn dem König. Dieser hielt ihn über die Taufe. Sack vollzog die heilige Handlung. Nach der Taufe gab mir der König den kleinen Prinzen und war sehr gnädig gegen mich."

„9. April. Heute überbrachte mir der Kastellan einen Brief vom König nebst einem Medaillon von Krystall in Diamanten eingefaßt. Ich war hoch erfreut. Das eigenhändige Schreiben lautet: „Ich weiß, Madame, daß Ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anhänglichkeit genügt, um den feierlichen Augenblick in Ihrem Gedächtnis zu bewahren, wo Sie mir den jüngsten meiner Enkel zur Taufe darreichten. Ich glaube jedoch, Sie noch besser daran zu erinnern, wenn ich Sie bitte, als ein Gedenkzeichen an diesen Tag Beifolgendes als einen schwachen Beweis meiner Hochschätzung anzunehmen. Ihr Ihnen unwandelbar geneigter Friedrich Wilhelm."

Auch dieser Brief giebt Zeugnis von der Herzensgüte Friedrich Wilhelms II. Er fühlte wohl schon damals, daß er nicht mehr genesen würde. Der würdigen Dame, welche seinen Vater hoch verehrt und seinem Hause ganz ergeben war, wollte er gern seine Dankbarkeit bezeigen. Einen kirchlichen Akt, die feierliche Taufe, bei welcher die Gräfin ihm den Sohn seines Sohnes auf die Arme legte, wählte er zum Anlaß, seinem Dankesgefühl Ausdruck zu geben und ihr ein wertvolles Erinnerungszeichen an seine Person zurückzulassen. Was uns Mirabeau, Dampmartin und Malmesbury über das damalige Hofleben überliefert haben, ist ein wahres Zerrbild angesichts der schlichten, ungekünstelten Aufzeichnungen, welche uns die Gräfin Voß von dem Familienleben Friedrich Wilhelms II. entrollt. Immer bestimmter wird der Eindruck von der Innigkeit, Übereinstimmung und Liebe der Kinder zu den Eltern und der Eltern zu ihren Kindern.

Obwohl sich der König schon im Mai sehr krank fühlte, unterzog er sich doch den Anstrengungen der großen Frühjahrsparade. Die Voß schreibt hierüber: „17. Mai. Der König stieg zu Pferde und nahm die große Frühlingsrevue ab. Alle Prinzessinnen und ihre Hofdamen waren dazu hingefahren. Zu Mittag hatten wir viele Offiziere. Der König, der Kronprinz und die Generale speisten in Sanssouci. Nach Tisch kam die Königin. Abends ging man ins Theater, wo man vor Hitze umkam. Zum Souper hatten wir alle Generale und Prinzen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann berichtet das Tagebuch weiter: „4. Juni. Erster Pfingstfeiertag. Alles in der Kirche. Um 4 Uhr waren wir in der Oper, die der König geben ließ, wo auch der ganze Hof, die Lichtenau und eine Masse Menschen waren. Der König ist leidender und soll nach Pyrmont. Gott gebe, daß er wohl zurückkehrt. Trotz seiner Schmerzen war er heiter und blieb bis 11 Uhr." „6. Juni. Wir waren alle beim König in Charlottenburg, der uns seine neuen Stuben zeigte. Es war Konzert und dann Souper. Der König war sehr gütig. Gott wolle ihn uns erhalten."

„7. Juni. Wir waren in Schönhausen bei den Oraniern. Der Minister von Alvensleben war auch da. Die Prinzeß Louis soll mit nach Pyrmont gehen. Der König wünscht es und es freut mich sehr für sie!"

„22. Juni. Der König ist gestern abgereist. Zu Tisch waren wir in Bellevue, wo auch der Prinz Heinrich war, der mir stets unerträglich ist." „18. Juli. Der König will, daß meine Herrschaften nach Pyrmont kommen und daß ich mitkomme. Das macht mir Freude." „23. Juli. Heute trafen wir in Pyrmont ein. Wir dinierten beim König, den ich schwächer fand." „27. Juli. Dejeuner bei Herrn von Witzleben. Die Bredows, Kielmansegg und Wittgensteins waren da." „5. August. Diner beim König. Dann ländliches Fest. Große Illumination und Feuerwerk. Dann Serenade für den König. Herrliche Sommernacht. Alles ging bis spät in der großen Allee auf und nieder. Auch der König war recht wohl." „8. August. Dejeuner bei Fürst Sayn-Wittgenstein. Dann reisten wir alle in heiterster Laune ab." „9. August. Trafen in Hannover ein und speisten bei Hof." „10. August. Große Parade. Dejeuner beim Prinzen Ernst in Herrenhausen. Theater. Souper in Monbrillant." „12. August. In Braunschweig angelangt. Zu Tisch bei der Herzogin. Abends Ball." „14. August.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach Magdeburg abgereist, wo wir im Regierungsgebäude abstiegen. Die Erinnerung alter Zeiten gewährte mir große Freude. Abends großer Zapfenstreich und Diner beim General von Rohr." „16. August. Bei General von Rochow in Brandenburg zu Mittag gespeist und abends 11 Uhr in Potsdam angekommen. Überall waren Ehrenpforten gebaut." „21. September. Der spanische Gesandte hatte Audienz beim Könige. Der König stieg zu Pferde und nahm die Parade ab." „25. September. Heute Geburtstag unseres geliebten Königs. Alle Prinzen und Prinzessinnen gratulierten ihm herzlich. Er war nach Berlin gekommen. Das Diner war sehr lang. Abends war Ball. Der König sprach mit allen sehr gnädig. Ich bewunderte seine kleine Dose. Als er merkte, daß sie mir gefiel, bat er mich, sie als Geschenk von ihm anzunehmen. Gott segne unseren herzensguten König! Er war unendlich weich und herzlich mit mir. Er blieb nicht zum Souper. Ich ängstige mich sehr um ihn."

Wem es vergönnt war, in jene Kreise hineinzuschauen, die dem Könige nahe standen, der hat gewiß erfahren, daß ihm viele Herzen in Liebe und Verehrung ergeben waren. Welche Aufrichtigkeit spricht doch aus den wenigen Worten, die Wöllner in seiner Krankheit an ihn richtet: „Gnädigster König und Herr! Erlauben Sie es einem alten treuen Knecht, bei dieser Gelegenheit sein beklommenes Herz nur einmal vor seinem guten Herrn auszuschütten. Ich bin kein Egoist, wie leider so viele andere es sind, sondern bloß Liebe und Attachement für meinen König, dem ich so sehr viel schuldig bin, führt meine Feder." Graf Trenck giebt seiner Verehrung für ihn folgenden Ausdruck: „Ich habe oft mit ihm gesprochen. Seine Miene ist majestätisch und die ganze deutsche Redlichkeit glänzt auf seiner Stirn. Er ist freundlich, ohne es sein zu wollen und wird von denen, die ihn kennen, aufrichtig geliebt Wenn er sich in der Würde eines Königs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeigen muß, so ist er edel, groß und stolz. Aber seine Seele ist stets geneigt, andere glücklich zu machen. In der Jugend huldigte er den Frauen, aber das Alter und die Überlegung halten diese Neigung in Schranken. Friedrich II. regierte mit eisernem Scepter, Friedrich Wilhelm II. in Gerechtigkeit, sodaß sein Name in ganz Europa so ehrfurchtgebietend geworden ist."

Es ist dem Könige als Lieblosigkeit ausgelegt worden, daß er die Preßfreiheit beschränkte, die Zensur einführte und den Baseler Frieden schloß. Sein Herz gehörte immer dem deutschen Volke, aber der alte Argwohn, der Neid auf Preußen waren noch lebendig. Die Franzosenfreunde und der Schatten Friedrichs II. wirkten ihm entgegen. Dennoch war er nach dem Frieden so geehrt und gefürchtet wie vorher. Das Werben Frankreichs um Preußens Bundesgenossenschaft begann nachher stärker als vorher. Aber Friedrich Wilhelm lehnte ab. Daß kein Geld nach langem Kriege da war, gereicht ihm nicht zum Vorwurf. Als er schon sehr erkrankt war, am 25. Oktober 1797, schrieben die französischen Direktoren: „Eine einzige Erklärung Friedrich Wilhelms an den Kaiser würde den Frieden Deutschlands herbeigeführt haben." Welcher Ruhm für Friedrich Wilhelm II.! Die Zeit wird kommen, in der diesem vielgeschmähten Herrscher sein Recht gewährt wird. Jetzt geht man in allen Schullehrbüchern mit Geringschätzung über ihn hinweg. Mit wenigen Seiten wird er abgethan. Kein Denkmal in dem weiten Preußenlande ehrt sein Andenken. Die Bücher über seine Vorgänger und Nachfolger zählen nach Hunderten. Über ihn aber giebt es nicht ein einziges Spezialwerk. Nur Bruchstücke finden sich zerstreut und unzutreffend über seine Wirksamkeit. Alles in allem ist es Tadel, Gehässigkeit, Entstellung. Und doch war Friedrich Wilhelm von einer Güte des Herzens, die alle, auch seine Feinde, wohlthuend berührte. Er war nicht rach-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

süchtig, sondern zum Vergeben bereit. Er gab gern, war treu, trug nichts nach, verleugnete keinen, den er liebte. In jener glaubenslosen Zeit sind alle diese Eigenschaften wie ein Licht in dunkler Nacht.

Friedrich Wilhelms Lebensende und Tod.

Die Kräfte des Königs verfielen bald so sehr, daß er sich gezwungen sah, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. In den Gemächern des Neuen Palais bei Potsdam wollte er sich zur Ruhe niederlegen. Nur Bischofswerder vermittelte den amtlichen Verkehr mit der Außenwelt. Die Gräfin Lichtenau pflegte ihn mit aufrichtigster Hingebung. Der Gedanke, sie nach seinem Tode der Verfolgung ausgesetzt zu sehen, bekümmerte ihn so sehr, daß er in sie drang, sie möge noch vor seinem Tode in England ihren Wohnsitz nehmen. Der König wußte, daß sie viele Feinde hatte, und ihr der Kronprinz nicht gewogen war. Alle Vorstellungen hatten keinen Erfolg. „In dem Bewußtsein, nie etwas Böses gegen den Staat unternommen zu haben," sagte sie, „bleibe ich hier. Ja ich bliebe auch dann, wenn ich meine Tage im Kerker beschließen müßte. Ew. Majestät haben nie aufgehört, mein Wohlthäter zu sein. Meine Pflege ist Ihnen notwendig. Durch meine Gegenwart mildere ich Ihre Leiden, und ich will lieber in den Tod gehen, als mich von Ihnen entfernen."

Der König wußte wohl, daß die Lichtenau bei all ihren Verirrungen ein gutes Herz besaß und ihn am treuesten pflegte. Die Krankenpflege ist eine freudlose, entsagungsreiche Thätigkeit. Dampmartin schildert die Lichtenau beim kranken König mit folgenden Worten: „Im Hintergrunde eines Saales, welcher durch den melancholischen Schein einiger Vasen erhellt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde, saß auf einem Polsterstuhl der gute König, bleich, abgemagert, mit beängstigtem Atem, die geschwollenen Füße in Kissen eingehüllt. Neben ihm saß die Lichtenau, ihm die Hände streichelnd. Der Abbé Audelard und der Prinz Broglie waren bei ihm. Am Kamin spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff und unterbrachen durch ihr kindliches Plaudern und Lachen oft die traurige Stille des Krankenzimmers."

In diesen Tagen schmerzvoller Leiden empfing der König mannigfache Beweise aufrichtigster Teilnahme. Auch die Gräfin Dönhoff fühlte, obwohl in Ungnaden entlassen, das innigste Mitleid mit dem kranken Könige. Sie bat Bischofswerder um seine Fürsprache, daß sie als Krankenpflegerin an dem Schmerzenslager des Königs zugelassen werde. „Bis heute," beginnt dieser denkwürdige Brief, „habe ich Bedenken gehegt. Aber nunmehr folge ich meinem Herzen und meiner Liebe, der beständigsten, der verkanntesten, der unglücklichsten, die es jemals gegeben. Sie, mein Herr, der Sie nie mein Freund waren, bitte ich um Beistand. Sie kennen mich zu gut und wissen, daß ich einer Gemeinheit nicht fähig bin. Ja, mein Herr, wenn ich vor Ihnen auf die Knie fallen müßte, so würde ich es thun, um den einzigen Wunsch meines Herzens zu erreichen. Des Königs Leben schwebt in Gefahr. Sie wissen, wie sehr mich dies bekümmert. So flehe ich Sie denn an, den König zu bitten, daß er mir erlaube, die Pflicht, welche mir die teuerste, heiligste ist, zu erfüllen: die, ihn zu pflegen. Nehmen Sie mir den Trost nicht, der einzige, welcher mir geblieben ist. Auch Sie sind Gatte. Sie müssen wissen, was die Pflege einer Gattin, welche den Vater ihrer Kinder zärtlich liebt, vermag. Setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und fühlen Sie, was ich empfinde, wenn ich mir sage: Der König ist krank und ich bin fern von ihm."

Selbst die Gegenwart der Lichtenau wollte sich die Gräfin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dönhoff gern gefallen lassen, wenn ihr vergönnt würde, sich der Pflege des ihr teuren Kranken zu widmen. Bischofswerder antwortete ihr: „Gnädigste Frau Gräfin! In dem Antrage, mit dem Ew. Erlaucht mich beehren, erkenne ich mit Rührung die Seelenstärke und Festigkeit des Charakters, welche ich stets an Ihnen bewundert habe. Zu meinem Bedauern muß ich die Befürwortung desselben jedoch für jetzt ablehnen, da die Macht der nächsten Umgebung des Königs gegenwärtig so unbeschränkt und der hohe Kranke so schwach ist, daß ich nicht wagen darf, ihm hierüber Vortrag zu halten."

Die Bitte der Gräfin blieb unerfüllt. Der König selbst hatte das Gesuch abgelehnt. Es ist behauptet worden, die Lichtenau hätte jeden Besuch von dem Könige fern gehalten; sie hätte ihn gegen seinen Willen von seiner Familie und der Außenwelt abgeschlossen. Dies ist unwahr und wird durch die unmittelbar nach den Ereignissen aufgezeichneten Mitteilungen der Gräfin Voß widerlegt. Dieselbe schildert den Verlauf der letzten Tage sehr anschaulich wie folgt:

„6. Oktob. 1797. Der Kronprinz ging heute früh mit dem Prinzen Solms nach Potsdam zum Könige. Die Kronprinzeß und ich folgten ihm nachmittags nach. Wir begegneten bei Zehlendorf der Königin und fuhren mit ihr nach dem Neuen Garten. Barmherziger Gott, welch ein Anblick! Der König ist abgemagert und seine Stimme ist schwach. Man versteht ihn kaum, so leise sprach er. Trotzdessen ging er ins Theater. Nach der Oper begab er sich in seine Gemächer und soupierte mit der Gräfin, welche nicht bei uns erschien. Wir soupierten nämlich im Schloß und fuhren nach 11 Uhr zurück nach Berlin, wo wir um 1 Uhr anlangten." „13. Oktober. Der König ist sehr krank. Er hat noch die Aerzte Braun und Selle zugezogen. Meine Herrschaften mit ihrem Jubel zerreißen mir das Herz. Bei der Königin war großes Souper und viele Leute da. Wir waren dort. Das finde ich zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stark in dieser schrecklichen Zeit" „15. Oktober. Die Königin war in Potsdam und hat den König gesprochen. Er freute sich, sie zu sehen. Die Kinder werden heute auch hinfahren. Er saß auf seinem Lehnstuhl und war gefaßt." „17. Oktober. Großes Diner in Monbijou. Haugwitz kam von Potsdam und hatte mit dem Könige konferiert. Er war zwar schwach, aber völlig geistesfrisch."

„18. Oktober. Der Kronprinz fuhr mit der Königin und der Prinzessin von Baden zum König. Der Kronprinz kehrte um 8 Uhr zurück und sagte, er hätte seinen Vater besser gefunden. Er war den ganzen Tag beim König und dieser hat den Wunsch geäußert, die Kronprinzeß zu sehen." „20. Oktober. Die Königin, der Kronprinz, die Kronprinzeß, die Prinzeß Louis und die Prinzeß von Oranien fuhren nach Potsdam. Sie sagten mir, sie hätten den König ziemlich wohl angetroffen." „27. Oktober. Haugwitz brachte sehr gute Nachrichten aus Potsdam. Der König fühlt sich gut. Das macht mich glücklich." „30. Oktober. Graf Nayhauß, Maltitz und Haugwitz waren beim Könige. Es geht ihm besser." „3. November. Haugwitz kam zu mir, ehe er zum Kronprinzen ging. Er hat mit dem König gesprochen, aber die Geschwulst ist im Steigen. Das schmerzt mich sehr." „8. November. Selle, der täglich beim König ist, fand ihn besser. Er hat zwar wenig Hoffnung, aber er sagt, es sei keine Regel ohne Ausnahme."

Die letzten Tage des Königs waren sehr leidensvoll. Am 8. November wurde noch der Chirurgus Görike zugezogen, der ihn nicht mehr verließ und auch nachts neben dem Krankenzimmer war. Trotz Schlaflosigkeit und Schmerz blieb der König heiteren Geistes. Als ein Blutgeschwür zu seinen Leiden hinzutrat, sagte er: „Ich halte das für ein geringeres Übel. Karl V. sagte: Ein kleiner Rauch beißt nicht." Er wollte niemandem durch Klagen beschwerlich sein, hatte es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber gern, wenn man ihm aus früheren Jahren etwas erzählte oder vorlas. Seine Krankheit schrieb er den Kriegsbeschwerden und dem schlechten Wasser in Polen zu. Drei Tage vor seinem Tode verließ ihn die Hoffnung auf Genesung. Als man ihn mit der Möglichkeit seiner Wiederherstellung zu trösten versuchte, antwortete er: „Ich bin ein Mensch und muß wie jeder andere Mensch leiden. Aber ich bitte Gott, daß er mir meine Leiden möge ertragen helfen.“ Auch bemerkte man, daß er öfter betend seine Hände faltete. In dem Ausspruch: „Ich bitte Gott,“ hat der sterbende König sein Bekenntnis abgelegt und Trost gesucht bei dem, der dem Tode die Macht genommen hat. „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen!“ Dies Schriftwort hat er in seinem Religionsedikt bekannt und es gewährte ihm den sichersten Trost in seinem Sterben.

Am 15. November verfielen die Kräfte des Königs sichtlich. Er verlangte nach seiner Gemahlin und dem Kronprinzen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Es war elf Uhr vormittags, als sie vor dem Marmorpalais im Neuen Garten vorfuhren. Der König versuchte es, sich zu ihrem Empfange aus dem Lehnstuhl zu erheben, aber er vermochte nur, ihnen die Hände zum Gruße entgegenzustrecken. Seine Gemahlin bat der König, ihm zu vergeben, weil er wohl wisse, daß er sie oft gekränkt habe. Er konnte vor Rührung kaum sprechen, als er ihr sagte, daß er in dieser Stunde nun für immer von ihr Abschied nehmen müsse. Dann wandte er sich an den Thronfolger und sagte: „Ich vertraue Dir, mein Sohn, daß Du Dir das Glück unserer treuen Unterthanen zur Lebensaufgabe machen wirst. Bemühe Dich, das Haus Brandenburg in allen Stücken in seinem alten Glanze zu erhalten. Dein Schmerz rührt mich, aber vertraue auf Gott. Im letzten Winter warst Du so krank wie ich, und doch hat Dich Gott erhalten. Auch ich stehe in der Hand unseres Gottes. Aber die Gefahr ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mir nahe. Ich will's nicht aufschieben. Ich will es nicht versäumen, Dir meinen väterlichen Segen zu geben."

Der Prinz kniete nieder, und der König legte seine zitternde Hand auf sein Haupt. Die Königin, die Lichtenau, Selle, Görike und ein Diener waren Augenzeuge dieser feierlichen Szene. Auch des Königs Schmäher berichten diesen Vorgang. Die Segensspendung haben sie bespöttelt. Aber wer einen Segen erteilt, und zwar im Angesichte des Todes, der glaubt doch wohl an den Herrn, der gesagt hat: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe!"

Als sich die Königin verabschiedete, umarmte und küßte sie die Lichtenau im Vorzimmer für die treue Ausdauer in der Pflege ihres sterbenden Gemahls. Der Kronprinz hingegen sagte kein Wort und sah die Gräfin mit finsteren Blicken an.

In diesem Augenblick empfand die Gräfin die ganze Gefahr der nahen Zukunft. Aber sie war sich keiner Gesetzesverletzung bewußt, und kehrte deshalb furchtlos zu dem kranken Könige zurück. Mit Ungeduld erwartete sie dieser, und seine erste Frage war: „Was hat mein Sohn zu Dir gesagt?" „Nichts", erwiderte sie. „Wie?" klagte der König schmerzlich bewegt, „kein Wort des Dankes? Ist es möglich? Ich kann es nicht fassen." Es mußte den König tief kränken, daß sein Sohn seine Dankes- und Kindespflicht so außer Acht setzte. Wenn er der Gräfin für die treue Pflege seines Vaters seinen Dank oder auch nur ein freundliches Wort gesagt hätte, so würde er hierdurch seinem Vater eine Freude bereitet haben. Diese Erkenntnis hat ihm gewiß nicht gefehlt. Mit welcher Wehmut mag ihm der sterbende Vater nachgeschaut haben, als er das Krankenzimmer verließ, und nach Berlin zurückfuhr. Er konnte erwarten, daß sein Sohn die letzte Nacht seines Lebens an seinem Krankenbette ausharren und ihm die müden Augen zudrücken würde. Er hatte dies wahrscheinlich erwartet, denn er hatte ihn ja von Berlin herbeirufen lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um vier Uhr, als die Dunkelheit und die lange Winternacht begann, stieg der Kronprinz in den Wagen und überließ den Vater seinem Schmerze. Die Voß berichtet von seiner Rückkehr: „Der Kronprinz hatte den König sehr schlecht gefunden. Er ging, um sich zu zerstreuen, ins Theater!"

Als ein gleiches am Tage vorher geschah, giebt die Voß ihre Entrüstung mit den Worten zu erkennen: „Der König ist sehr krank, aber trotz dessen ging man ins Theater." Die lange Winternacht brachte die Gräfin unter den größten Anstrengungen und Gemütsbewegungen an dem Lehnsessel des sterbenden Königs zu. Als gegen drei Uhr der Geheimrat Selle ins Krankenzimmer trat, fand er die Gräfin so sehr erschöpft, daß er ihr ernstlich anriet, sich einige Stunden der Ruhe hinzugeben. Schon seit Wochen entbehrte sie der geregelten Nachtruhe. Völlig erschöpft legte sie sich angekleidet mit dem Vorsatze nieder, dem König am nächsten Morgen um so besser dienen zu können. Selle mußte ihr versprechen, daß er sie sogleich rufen würde, falls der König nach ihr verlangen sollte

Über die nun folgenden Stunden berichtet Beaunoir: „Friedrich Wilhelm II., der so gut und edel gesinnt war, mußte alle Bitterkeiten des Todes erdulden, die ihn um so härter trafen, als er bis zu dem letzten Augenblicke bei klarer Besinnung war. Früh vier Uhr begann der Todeskampf. Er suchte mit wehmütigen Blicken nach einer teilnehmenden Seele. Aber kein Sohn, kein Verwandter, kein Pfarrer mit tröstendem Wort war um ihn. Nur Rietz und zwei Kammerdiener standen um ihn. Sich seiner Hülflosigkeit bewußt, streckte er einem der letzteren seine Hand entgegen und sagte bittend: „mon cher Offel, ne m'abandonnez pas!"

Diese Bitte an den Kammerdiener Offel waren seine letzten Worte. Bald darauf, in der Morgenstunde des 16. November 1797, früh 8 Uhr 58 Minuten, vollendete er in ruhiger Fassung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinen Pilgerlauf, um nunmehr einzugehen in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Von seinen Zeitgenossen verkannt und von der Nachwelt geschmäht, steht Friedrich Wilhelm II. da als ein urdeutscher Fürst im vollsten Gegensatze zu den vielen franzosenfreundlichen Herrschern und Staatsmännern seiner Zeit. Die Macht und das Ansehen Preußens hat er vollauf gewahrt. Den Umfang des Staatsgebiets erweiterte er in einer Weise, in welcher es keinem Hohenzollern vor ihm noch nach ihm gelungen ist. Sein großer Enkel Wilhelm I. brachte den Zuwachs nur auf 1189, und Friedrich der Große auf 1290, er aber auf 2059 Geviertmeilen, so daß er seinem Nachfolger 5550 Geviertmeilen hinterließ. Die Bevölkerungszahl stieg während seiner kurzen Regierung von 5 380 000 auf 8 700 000. Die Einkünfte verdoppelte er. Das Heer, erheblich verbessert und ausgerüstet, vermehrte er von 200 000 auf 235 000 Mann. Die Festungen, ausgebaut und wohl verstärkt, bildeten mit seiner gewaltigen, wohlgeschulten Armee eine Furcht und Achtung herausfordernde Macht, wie sie keiner seiner Vorfahren aufzuweisen hatte. Dabei hatte er durch Rechtschaffenheit und Innehalten einer durch und durch deutschen Politik sich als ein pflichtgetreuer Herrscher die Anerkennung seiner Person und seines Staates gesichert. In seinem trefflichen Religionsedikt bekundete er den ernsten Willen, seinem Volke die christliche Religion zu erhalten. Sind auch seine Schwächen gegen schöne Frauen, seine zu große Milde gegen träge, eigennützige Beamte, sein anstößiges Eheleben und sein Mangel an anhaltendem Fleiß beklagenswert, so verdient doch sein Wohlwollen gegen jedermann, die Liebe zu seinen Kindern, das stete Bemühen für das Wohlergehen seines Volkes, sein gläubiger Sinn und das unausgesetzte Streben, den Ruhm seines Hauses und die Sicherheit seines Volkes zu wahren, für alle Zeiten Verehrung und Dankbarkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Lichtenau und das Leichenbegängnis.

Bald nachdem sich die Lichtenau entfernt hatte, sah Dr. Selle, daß es mit dem Könige zu Ende ging. Auf des Königs Schreibtisch lagen Schriftstücke, die er noch zu unterzeichnen die Absicht gehabt. Wertsachen und Aktenstücke befanden sich gleichfalls im Zimmer. Selle hielt es daher für seine Pflicht, dem Stadtkommandanten Meldung zu machen. Inzwischen graute der Tag. Bischofswerder und der Oberst von Zastrow waren die ersten, welche im Schlosse erschienen. Sofort wurden alle Eingänge zum Neuen Garten und dem Marmorpalais durch Militair besetzt, dessen Kommando der Major von Kleist übernahm.

Bischofswerder bestieg sein Pferd und ritt im Galopp nach Berlin, um als Erster den Kronprinzen als König zu begrüßen. Obwohl der Kronprinz früh 7 Uhr schon die Meldung empfangen hatte, sein Vater liege im Sterben, traf ihn Bischofswerder noch in Berlin anwesend. Er eilte auch jetzt nicht nach Potsdam. Dies geschah erst nachmittags drei Uhr. Haugwitz empfing den Befehl, der Lichtenau den Zutritt zu des Königs Leiche unter keinen Umständen zu gestatten und sie in ihrer Wohnung im Kavalierhause in Verhaft zu nehmen.

Die geistig und körperlich ermüdete Gräfin war in tiefen Schlaf gesunken, als gleich nach neun Uhr ihr Sohn mit seinem Hofmeister, dem Oberst Dampmartin, ihre Mutter und das Fräulein von Chappuis in ihr Schlafzimmer traten. Erschreckt sprang die Gräfin, welche sich angekleidet niedergelegt hatte, aus dem Bett und eilte an das Fenster, da sie die Tritte eines Kommandos vernahm. Eben zog die Leibgarde mit den hohen Blechmützen und ihren weißen Stiefelletten nach dem Schlosse, um die Wache bei dem toten Monarchen zu übernehmen. Sie brach in Thränen aus, und es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmerzte sie tief, daß sie sich von ihrer Müdigkeit hatte übermannen lassen. Sogleich wollte sie zur Leiche des geliebten Königs eilen, doch schon wurde ihre Wohnung abgesperrt. Der Oberst von Zastrow trat in das Zimmer und kündigte ihr an, daß sie Gefangene sei und er Befehl habe, sich aller ihrer, sowohl in hiesigem als auch in ihrem Berliner Palais befindlichen Schriftstücke zu versichern, weshalb er sich die Schlüssel zu ihren Schränken ausbitte. Ihre Mutter, ihr Sohn, Dampmartin und Fräulein von Chappuis wurden von ihr getrennt und gleichfalls in Haft genommen. Das Portrait der Königin, welches diese ihr zum Geschenk gemacht, ließ Friedrich Wilhelm III. noch am Todestage zurückfordern.

Nicht einer der vielen Freunde und hochgestellten Verehrer, die noch vor wenigen Tagen um einen Blick, eine Gunstbezeugung der mächtigen Gräfin bemüht waren, gab ihr jetzt ein Zeichen der Teilnahme. Man beschuldigte sie, sie habe den Königlichen Schatz bestohlen, die Krondiamanten an sich genommen, ja sogar dem sterbenden Könige noch kostbare Ringe von den Fingern gezogen. Man erzählte, sie sei die Spionin fremder Gesandten gewesen. Niemand trat auf, um gegen diese unsinnigen Verleumdungen zu protestieren. Alle die hochgestellten Beamten und Schmeichler, die sie in früheren Tagen umschwärmt hatten, mancher, dem sie gutes gethan, verließen ihre Wohlthäterin im Unglück. Die gesellschaftliche Stellung und die hohe Bildung schützen nicht vor der Undankbarkeit.

In den ersten Wochen blieb die Gräfin in strenger Haft. Niemand wurde zu ihr gelassen. Noch am 15. Dezember berichtet die Voß: „Die Lichtenau ist noch immer verhaftet im Neuen Palais. Man kann sie noch keiner der gegen sie erhobenen schweren Anklagen überführen.“ Vergeblich hoffte sie auf eine gerichtliche Untersuchung, denn sie war sich ihrer Schuldlosigkeit bewußt. Wie vorwurfsvoll ihr Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hältnis zu dem Könige auch vor Jahren war: ein Verbrechen hatte sie nicht begangen, jeder Gerichtshof mußte sie freisprechen.

Anstatt dem Gericht übertrug Friedrich Wilhelm III. die Untersuchung einer Kommission, die aus dem Minister von der Reck, dem Präsidenten von Kircheisen, dem Kabinettsrat Beyme und dem Major von Lützow bestand. Die Gräfin bat, zu ihrer Verteidigung ihr einen Rechtsbeistand zu verstatten. Der König versagte ihr dies. Die Kommission betrieb die Untersuchung mit Eifer, aber wie sehr sie sich auch bestrebte, eine Schuld festzustellen, ihr Mühen blieb erfolglos. Die Gräfin vermochte alle Anklagen zu entkräften, nur die eine, sie habe den Krondiamanten entwendet und dem Könige zwei Brillantringe gewaltsam von den Fingern gezogen, konnte sie nicht sogleich als hinfällig erweisen. Sie gab an: „zwölf Tage vor seinem Tode wollte der König beide Ringe ablegen, um sich die Hände zu waschen. Er konnte nicht damit zu Stande kommen und so zog ich ihm selbige ab. Da die Finger sehr angeschwollen waren, steckte ich sie ihm nicht wieder auf, um ihm nicht wehe zu thun. Man wird beide Ringe, sowie den Krondiamant in dem Necessaire des blauen Zimmers vorfinden."

Auch dies bestätigte sich. Die Unschuld der Gräfin wurde in allen ihr zur Last gelegten Strafthaten erkannt.

Drei Monate hatte die Gräfin in strenger Haft gebüßt, und noch immer wollte sie Friedrich Wilhelm III. nicht freigeben. Ihre Richter waren zu rechtliche Männer, als daß sie gegen ihr Gewissen gehandelt hätten. Am 17. Februar 1798 ließ ihr der König eröffnen, „es sei sein Wille, daß sie die ihr von seinem Vater geschenkten Güter, ihre beiden Häuser in Berlin und Charlottenburg und jene 500 000 Thaler, welche ihr sein Vater zur Sicherstellung ihrer Zukunft geschenkt habe, herausgebe, „da dies alles von dem hochseligen König durch Erpressung erlangt sei."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch diejenigen, welche die Lichtenau haßten, schüttelten zu diesem Richterspruch bedenklich den Kopf. Es verriet dies Vorgehen doch eine große Verletzung der kindlichen Pietät gegen den heimgegangenen König und dessen Anordnungen, ganz abgesehen von der Pflicht der Gerechtigkeit.

Außerdem wies Friedrich Wilhelm der Gräfin die Festung Glogau als ihren Aufenthaltsort an, den sie bei Haftstrafe ohne seine Genehmigung nicht verlassen dürfe. Auch wurde ihr zur Pflicht gemacht, sich weder mündlich noch schriftlich über das gegen sie beobachtete Verfahren oder gegen das königliche Haus zu äußern.

Über dies alles mußte sie einen Revers ausstellen. Dann erst wurde ihr auf ihre Bitte erlaubt, während der Nacht drei Stunden in Berlin zu verweilen, um von ihrer Mutter und den Ihrigen Abschied zu nehmen und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Hierbei erlangte sie die Gewißheit, daß man ihre sämtlichen vom Könige empfangenen Briefe entwendet hatte. Seit 26 Jahren hatte sie selbige gehütet wie ein Kleinod. Friedrich Wilhelm II. selbst freute sich über diese Wertschätzung und hatte ihr die Aufbewahrung derselben gern gestattet. Friedrich Wilhelm III. ließ sie verbrennen. Ein höchst wertvolles Material zur Hofgeschichte jener Zeit wurde hierdurch von rauher Hand für immer vernichtet. Das geschah sicher nicht im Sinne des väterlichen Verfassers. In derselben Nacht mußte die Gräfin ihre Reise nach Glogau antreten.

Jetzt erkannte sie, wie richtig der verstorbene König die Personen durchschaut hatte, als er ihr riet, sich nach England zu begeben. Sie weinte seinem Andenken und seiner Liebe zu ihr heiße Thränen nach. Es ist zweifellos, daß sie durch ihre langjährige Treue und ihr selbstloses Verharren an seinem Schmerzenslager einen großen Teil ihrer Schuld gesühnt hatte, daß vieles, was gegen sie einnimmt, getilgt wurde durch ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufrichtige Ergebenheit und ihr Verhalten am Sterbelager im Marmorpalais zu Potsdam.

In Glogau mietete sie sich eine Wohnung in dem Hause, welches einem Geheimrat von Bismarck gehörte. Obwohl sie hier zurückgezogen lebte und sich nur der Besuche und Teilnahme hochangesehener Personen erfreute, ließ sie der König noch immer argwöhnisch bewachen. Immer wieder mußte sie sich über Dinge verantworten, in denen ein Unbefangener nimmermehr etwas Verdächtiges erblickt haben würde. Sie wurde hierdurch genötigt, einen umfangreichen Schriftwechsel zu führen. Hierbei war ihr ein Herr von Holbein, der bekannte Dichter, behülflich. Dieser hielt später um ihre Hand an, und da sie durch eine Heirat am ehesten hoffte, ihre Freiheit wieder zu erlangen, entschloß sie sich, den König um die Erlaubnis ihrer Vermählung mit der Bitte anzugehen, sie jetzt ihrer Festungshaft zu begnadigen und ihr die Freiheit wieder zu schenken

Mehr als vier Jahre waren seit dem Tode des Königs vergangen. Der Haß Friedrich Wilhelms III. gegen die Lichtenau hatte sich gemildert. Er antwortete ihr am 24. April 1802: „Besonders Liebe: Ich will Euch die eheliche Verbindung, welche Ihr mit einem Herrn von Holbein einzugehen beabsichtigt, mit dem Wunsche erlauben, daß solche zu Eurer Zufriedenheit ausschlagen möge. Zu einer Reise nach dem Carls Bade bewillige ich die erbetene Haftentlassung. Ich habe mich von dem Ungrunde der im letzten Jahre zu Eurem Nachteile verbreiteten Gerüchte überzeugt und hoffe, daß Ihr auch jetzt zu meiner Zufriedenheit Euch benehmen werdet. Ich bin Euer gnädiger König Friedrich Wilhelm."

Nachträglich wurde ihr abermals eingeschärft, daß sie es nie wagen solle, sich über ihren Prozeß mündlich oder schriftlich zu äußern, was sie zum zweiten Male schriftlich bescheinigen mußte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Holbein war keine achtbare Persönlichkeit. Er verfiel in solche Laster, daß sich die Lichtenau nach drei Jahren gezwungen sah, sich von ihm scheiden zu lassen. Als sich Friedrich Wilhelm III. 1807 bei Napoleon beklagte, daß er ihm fast die Hälfte seines Landes wegnehme, erwiderte er ihm, daß er an der Lichtenau, der er alle Güter weggenommen, noch herzloser gehandelt habe. Beim Friedensschluß setzte es Napoleon durch, daß die Gräfin ihr Rittergut Lichtenau, das sich noch heute im Besitz des Enkels ihres Sohnes befindet, zurückerhielt. Um Napoleon hierfür ihren Dank abzustatten, unternahm sie 1812 eine Reise nach Paris, wo sie von dem Kaiser und seiner Gemahlin empfangen wurde. Diese Ehre war die letzte Veranlassung, sich mit ihr zu beschäftigen. Die Ereignisse von 1813 bis 15 drängten alles andere in den Hintergrund. Bald sprach fast niemand mehr von ihr. Einst mit königlichem Glanze umgeben und jetzt fast vergessen von der Nachwelt, erscheint sie als ein Bild der Vergänglichkeit persönlicher Schönheit und irdischer Macht. Sie starb am 9. Juni 1820 zu Berlin. Die hoch gefeierte Gräfin, deren Schönheit einst die größten Triumphe feierte, wurde in der Hedwigskirche beigesetzt, wo sie noch heute neben vielen berühmten Toten ruht.

Nur wenige hundert Schritte von ihrer Ruhestätte wurde 22 Jahre vorher ihr königlicher Gönner, Friedrich Wilhelm II., im Dom zur ewigen Ruhe bestattet. Der König hatte bestimmt, daß sein Leib uneinbalsamiert und ohne Pomp beigesetzt werde. Schon am nächsten Tage brachte man seine Leiche nach Berlin. Die Voß erzählt am 17. November 1797: „Ich habe nicht geschlafen. Ich ging zweimal zu dem teuren Verstorbenen, um ihn zu sehen. Er ist garnicht verändert. Wir fuhren spät nach Berlin zurück. Der teure Verstorbene wurde in der Nacht um 2 Uhr hierher in den Dom gebracht, und zwar auf einem Leichenwagen. Seine Adjutanten be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleiteten ihn, Bischofswerder ist mit ihm in die Gruft hinabgestiegen."

Nach dem bescheidenen Sinn des verstorbenen Königs sollte jedes Gepränge bei seiner Bestattung vermieden werden. Dies wurde nicht beachtet. An seinem Sterbetage brachte man seine Leiche aus dem Marmorpalais nach dem Königlichen Schlosse in Potsdam. Tags darauf wurde sie nach Berlin überführt. Hier wurde sie in dem Grabgewölbe des Doms aufgestellt. Nach einigen Tagen fand die Aufbahrung im Marstallsgebäude in der Breitenstraße statt. Nachdem 24 Tage — kaum ist es zu glauben! — seit dem Tode verstrichen waren, gelangte des Königs Leiche endlich zur ersehnten Ruhe. Ein überaus prunkvoller Leichenzug bewegte sich am 11. Dezember vom Königlichen Schlosse nach dem Dom. Die Kanzel hatte man fortgenommen und an seine Stelle eine 23 Fuß hohe Pyramide aufgerichtet. Auf dieser stand mit goldenen Buchstaben: „Friedrich Wilhelm II., durch Großmut, Milde und Gerechtigkeit Vater des Vaterlandes, ging aus der Mitte seines getreuen Volkes mit Heiterkeit durch die Nacht des Todes zum Sonnenlicht der Unsterblichkeit den 16. November 1797."

Diese Worte und die Errichtung der Pyramide hatte Friedrich Wilhelm III. befohlen. Zur Beurteilung dieses Königs sei noch erwähnt, daß keine Predigt, kein Bibelspruch, weder eine Einsegnung der Leiche noch irgend eine Leichenrede stattfinden durfte. Nach Aufführung eines Gesanges — aber keines Kirchenliedes — senkte man die Leiche langsam in das Gewölbe. 100 Kanonenschüsse erdröhnten, und die Feier war beendigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von der „Familiengeschichte des Hohenzollernschen Kaiserhauses“ sind bisher die nachfolgend aufgeführten drei Bände erschienen:

Friedrich I., König von Preußen.

(1657—1713.)

Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens, seines Hofes u. seiner Zeit

von

F. R. Paulig.

Zweite Auflage. 8°. 336 Seiten. Brochiert 3 Mk., eleg. geb. 3½ Mk.

„Paulig, der eine gute Geschichte des dreißigj. Krieges geliefert hat, bewährt sich in diesem neuen anziehend geschriebenen Werke als ein gründlicher, selbständiger Geschichtsforscher und geschickter Schriftsteller. Er versteht es, die verwickeltsten Verhältnisse klar und durchsichtig darzulegen. Sein Werk zeichnet sich dadurch aus, daß er die in anderen Geschichtswerken oft sehr verkehrt gezeichneten Lebensbilder der Kurfürstin Dorothea, des Ministers von Danckelmann und besonders des Königs Friedrich I. und seine Politik in ein ganz neues Licht setzt.“

Wochenschrift „der Wächter“.

„Der Verfasser, der sich durch seine Geschichte des siebenj. Krieges vorteilhaft eingeführt hat, entrollt in dem vorliegenden Buche ein anschauliches, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhendes Lebensbild des ersten preußischen Königs. Die Schreibweise ist frisch und fließend, der Stil wohlgefeilt und das Ganze durchzieht ein von christlichem Geiste getragener, warmer Patriotismus.“ „Schlesische Zeitung.“

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(1688—1740.)

Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens, seines Hofes u. seiner Zeit

von

F. R. Paulig.

Zweite Auflage. 8°. 368 Seiten. Brochiert 3 Mk., eleg. geb. 3½ Mk.

„Wir müssen den durch seine Arbeiten zur deutschen Geschichte wohlbekannten Verfasser zu den Geschichtsforschern zählen, welche bestrebt gewesen sind, auf Grund eingehender Studien der Quellen durch die rauhe Außenseite König Friedrich Wilhelms I. in den Kernpunkt seines Wesens und Lebens einzudringen, um ihm nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Wir haben seine Arbeit mit großem Interesse gelesen und können sie jedem, der diesem kerndeutschen, in der Sorge und Arbeit für das Wohl seines Volkes sich verzehrenden Fürsten ins Herz sehen will, angelegentlichst empfehlen.“

Zeitschrift „Haus und Schule“ von Prov.-Schulrat Dr. Wendland.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich II. (der Große), König von Preußen.

(1712—1786.)

Neue Beiträge zur Geschichte seines Privatlebens

von

F. R. Paulig.

Dritte Auflage. 8°. 368 Seiten. Brochiert 3 Mk. eleg. geb. 3½ Mk.

„Ihr neuestes Werk habe ich mit großer Freude gelesen. Ihr nicht hoch genug anzuschlagendes Bestreben besteht darin, daß Sie der Wahrheit die Ehre geben.

Hofmarschall Baron W. v. Issendorff."

„Es war mir noch je kein Buch so interessant, wie Ihr Friedrich der Große, weil es vieles bietet, was mir bisher fremd war und was mich überraschte. Das Werk ist treu und wahr und von hohem Wert.

Rittergutsbesitzer Küster auf Kemlitz."

„Die Regiments-Bibliothek nimmt Ihr Werk auf, das ich mit Vergnügen und Interesse gelesen habe.

Major Stelzner im Feld-Art.-Reg. Nr. 32."

„Mit steigendem Interesse habe ich Ihr Meisterwerk „Friedrich der Große" bis zu Ende gelesen und kann ich nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß mir kein anderes Geschichtsbuch einen solchen Eindruck gemacht hat wie das Ihre.

Carlo Frhr. von der Ropp."

„Ich verfehle nicht, Ihnen auszusprechen, daß mich die Lektüre Ihres lebendig und durch fleißiges Quellenstudium wahrheitsgetreu verfaßten und neue Gesichtspunkte über die große Zeit der vaterländischen Geschichte darbietenden Buches sehr interessiert hat. Sie haben es verstanden, die Wahrheit der Begebenheiten, die Größe der Thaten trotz scharfer Beurteilung des schroffen Charakters des großen Monarchen wiederzugeben.

Kammerherr Hugo Graf von Keyserlingk-Rautenburg."

„Ihr vortreffliches Werk hat mich nicht nur sehr interessiert, sondern frappiert durch das vollständig neue Bild, das man sich nach Ihrer Darstellung von Friedrich II. machen muß. Dasselbe wird sicher Sensation und große Überraschung erregen.

A. Lau, Kgl. Professor in Berlin."

„Ihr Friedrich der Große enthält soviel des Guten und Wissenswerten, daß ich ihm eine möglichst große Verbreitung wünsche.

Dr. Jansen, Kgl. Professor, Wattenscheid."

Druck von Paul Beholtz, Frankfurt a. Oder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf